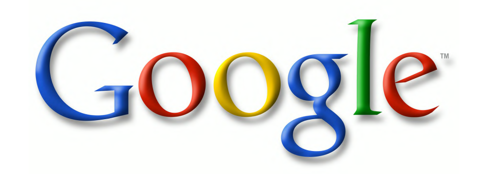




'Doctor Nachtwächter.' Immerm. Münchh. 1, 45.

über W. Menzels Streckverse Heidelb. 1823:
Goethejahrb. 6, 359 ff., die über Goethe handelnden abgedruckt,
der letzte: „Goethe ist unendlich größer als sein [illegible]."

R. Hildebrand.
Apr. 1870.

1. ~~H. Heine~~

1. H. Heine, zur Gesch. der neueren sch. L. in D. (1833) 115.

A. Boden, Vorschule d. deutschen Klass. Lit. 1869 S. 1 ff. (S. 9 f.: Menzel gegen Goethe schon 1824 in d. Europ. Blättern).

Th. Mundt Lit. Gesch. 629.

2. [illegible] Deutsche Dichtung von der ältesten Zeit auf die [illegible] Mittg. 1858 ff.

[illegible] würdigkeiten, s. v. Konv: Menzel, mit Poetr. [illegible] 7.

Die

deutsche Literatur

von

Wolfgang Menzel.

† 23. Apr. 1873.

Erster Theil.

Stuttgart,
bei Gebrüder Franckh.

1828.



Die Masse der Literatur.

Die Deutschen thun nicht viel, aber sie schreiben desto mehr. Wenn dereinst ein Bürger der kommenden Jahrhunderte auf den gegenwärtigen Zeitpunkt der deutschen Geschichte zurückblickt, so werden ihm mehr Bücher als Menschen vorkommen. Er wird durch die Jahre, wie durch Repositorien schreiten können. Er wird sagen, wir haben geschlafen und in Büchern geträumt. Wir sind ein Schreibervolk geworden und können statt des Doppeladlers eine Gans in unser Wappen setzen. Die Feder regiert und dient, arbeitet und lohnt, kämpft und ernährt, beglückt und straft bei uns. Wir lassen den Italienern ihren Himmel, den Spaniern ihre Heiligen, den Franzosen ihre Thaten, den Engländern ihre Geldsäcke und sitzen bei unsern Büchern. Das sinnige deutsche Volk liebt es zu denken und zu dichten, und zum Schreiben hat es immer Zeit. Es hat sich die Buchdruckerkunst selbst erfunden, und nun arbeitet es unermüdlich an der großen Maschine. Die Schulgelehrsamkeit, die Lust am Fremden, die Mode, zuletzt der Wucher des Buchhandels haben das übrige

g:than
Bücher
erstaun
über
Maue
in D
Da j
sche
nehm
zigte
Buch
in d
Ber
ren
wir
uni
deh
St
sei
H
in
de
st
ar
Er
n

steht doch im Buche. Der Arzt schreibt sein Rec[...]
der Richter sein Urtheil, der Geistliche seine Pred[...]
der Lehrer wie der Schüler sein Pensum aus [...]
chern ab. Man regiert, kurirt, handelt und [...]
delt, kocht und bratet nach Büchern. Die liebe [...]
gend aber wäre wohl verloren ohne Bücher. [...]
Kind und ein Buch sind Dinge, die uns immer [...]
gleich einfallen.

Die Vielschreiberei ist eine allgemeine Krankheit der Deutschen, die auch jenseits der Literatur herrscht, und in der Bureaukratie einen nahmhaften Theil der Bevölkerung an den Schreibtisch fesselt. Schreiber, wohin man blickt! und eben diese Schreiber tragen durch das, was sie kosten, zur Verarmung des Landes nur bei, damit der Papiermüller an Lumpen keinen Mangel leide. Betrachten wir aber die sitzende Lebensart, der so viele tausende geopfert werden. Ist sie nicht längst ein Gegenstand des öffentlichen Witzes gewesen, ehe Tissot ihr sein menschenfreundliches Bedauern und seinen ärztlichen Rath widmete? Ist der edle, aber durch die Feder aufgezehrte Gellert auf dem Roß, das ihm Friedrichs Ironie g[...] schenkt, nicht das ewige Urbild jener armen an [...] Pult gefesselten Gallioten, ein Bild, das freilich [...] gleich unerfreulicher ist, als das eines griechisch[...] Philosophen, der unter Palmen und Lorbeern me[...] denkt und spricht, als schreibt.

Es gibt nichts von irgend einigem Interess[...] worüber in Deutschland nicht geschrieben würde. [...]

Mann wird in Deutschland eben so oft ein :
steller, und so selten ein Staatsmann, als i
land und Frankreich das Umgekehrte Stat:
Wo man nicht gesehen, nicht gehört werd
wird man doch gelesen.

Was der Deutsche denkt, ist aber auch
lich von der Art, daß es besser gelesen, al
oder gethan wird. Was die stille Stunde
samen Denker und Dichter gebiert, erfor
wieder den stillen sinnigen Leser.

Sey es nun, daß ein feindseliger G
Augenlied hütet und mit dem eisernen S
wie den Prometheus fesselt, um uns zu
weil wir Menschen gebildet, und daß die
schen Träume der letzte Rest von Thätig
die uns selbst ein Gott nicht rauben kann;
selber weben aus eigner Neigung, aus einen
wie ihn die Natur in die Raupe gelegt, d
Gespinst um uns, um in geheimnißvoller Sc
nacht die schönen Psycheschwingen zu entfalt
wir gezwungen, uns über den Mangel an
keit mit Träumen zu trösten, oder reißt u
wohnender Genius über die Schranken
schönsten Wirklichkeit in noch höhere Reg
Ideale fort, immerhin müssen wir jener
Literatur, jener abenteuerlichen Papierwel
Bedeutung für den Charakter der Nation
Zeit zuerkennen.

In den ausgesprochnen Ansichten al

[illegible] des Lebens knüpfen
[illegible] des [illegible] und des Dich-
[illegible] einiger That erzeugt, ge-

läutert und verklärt wird. Und in diese
wir Deutsche vorzugsweise heimisch. Die
uns überwiegenden Tiefsinn, eine herrsch
gung, uns in den eignen Geist zu versi
den unermeßlichen Reichthum desselben auf
Indem wir diesem nationellen Hang uns
offenbaren wir die wahre Größe unsrer E
lichkeit und erfüllen das Gesetz der Natur,
schick, zu dem wir vor andern Völkern beru
Die Literatur aber, der Abdruck jenes geist
bens, wird eben darum hier ihre glänzende L
zeigen. Hier wirkt sie positiv, schöpferisch
genreich. Das Licht der Ideen, die von T
land ausgegangen, wird die Welt erleuchten.

Nur hüte man sich vor dem Irrthum, die
welche der Geist annehmen muß, um sich zu off
ren, das Wort, das den Geist in sich aufni
aber auch zugleich begräbt, für höher zu achten,
den ewigen, lebendigen Springquell des Geistes se
Das Wort, das todte, unveränderliche, ist nur
Hülle des Geistes, abgeworfen an einem sonni
Tage, gleich der bunten Haut, welche die alte u
doch ewig junge Weltschlange mit jeder Verwan
lung hinter sich läßt. Aber man verwechselt nur
oft das todte Wort mit dem lebendigen Geist. Nicht
ist gewöhnlicher, als der Irrthum, ein Wort höhe
zu achten, besonders ein gedrucktes, als den freien
Gedanken, und Bücher höher zu achten, als Men
schen. Dann wird der lebendige Springbrunnen ver

[illegible] durch die Wassermasse selbst, die in ihn zurück-
[illegible]. Der Geist erschlafft unter den Büchern, die
[illegible] nur seiner Kraft ihr Daseyn verdanken.
[illegible] auswendig und fühlt sich der
[illegible] selbst zu denken. Nichts schadet
[illegible] Geistesanstrengung, als die Be-
[illegible] einer fremden zu geh-
[illegible] wird die Faulheit und der
[illegible] unterstützt, als durch
[illegible] aber geht die Freiheit
[illegible] kann nicht leichter aus
[illegible] Schafherden machen,
[illegible] macht. Daher war es
[illegible], ob die Erfin-
[illegible] sonderlich gebessert
hätte, und es wird nicht übel angebracht seyn, die
denkwürdigen Worte dieses liebenswürdigen Weisen
hieher zu setzen.

„Ich habe gehört, zu Naukratis in Egypten sey einer von den dortigen alten Göttern gewesen, dem der Vogel, welcher Ibis heißt, geheiligt war, [illegible] aber, der Gott, habe Theuth geheißen. [illegible] zuerst Zahl und Rechnung erfunden, [illegible] und die Sternkunde, ferner das [illegible] und so auch die Buchsta- [illegible] ganz Egypten habe damals [illegible] großen Stadt des obern [illegible] das egyptische Thebe [illegible] Ammon. Zu dem sey

Theuth gegangen; habe ihm seine Künste gewies und begehrt, sie möchten den andern Egyptern n getheilt werden. Jener fragte, was doch eine j ür Nutzen gewähre, und je nachdem ihm, n heuth darüber vorbrachte, richtig oder unrich inkte, tadelte er oder lobte. Vieles nun soll Th s dem Theuth über jede Kunst dafür und dawit gt haben, welches weitläuftig wäre, alles anz en. Als er aber an die Buchstaben gekommen Theuth gesagt: Diese Kunst, o König, wir Egypter weiser machen und gedächtnißreiche als ein Mittel für den Verstand und das G iß ist sie erfunden. Jener aber habe erwieder streichster Theuth, Einer weiß, was zu de gehört, an's Licht zu gebären, ein Ander theilen, wie viel Schaden und Vortheil s ingen, die sie gebrauchen werden. So ha jetzt, als Vater der Buchstaben, aus Lie theil dessen gesagt, was sie bewirken. De dung wird den lernenden Seelen vielme it einflößen aus Vernachläßigung des G weil sie im Vertrauen auf die Sch außen, vermittelst fremder Zeichen, n ch, sich selbst und unmittelbar erinn cht also für das Gedächtniß, sond Erinnerung hast Du ein Mittel er n der Weisheit bringst du deinen L en Schein bei, nicht die Sache se n sie nur Vieles gehört ha

[illegible] der herrschenden Parteien das
[illegible] neben der Unkenntniß jene
[illegible] der Unbekannten oder Halb-
[illegible] der neuesten Zeit namentlich so
[illegible] Endlich behauptet der
[illegible] die Mode; der
[illegible] in seinen Windungen
jeden Augenblick [illegible] See, und die
weite Bücherwelt [illegible] gewöhnlichen Leser
in einen kleinen Horizont zusammen. Allen gilt zwar
alles, doch immer nur das Eine für die Einen und
vieles nur für den Augenblick. So bietet unsre Lite-
ratur das bunteste Chaos von Geistern, Meinungen
und Sprachen dar. Sie steigt von den [illegible]
des Genies zum tiefsten Schlamm der Gemeinheit
hinunter. Bald ist sie weise bis zum mystischen Irr-
sinn, bald stumpfsinnig, oder geckenhaft thöricht. Bald
ist sie fein bis zur Unverständlichkeit, bald roh wie
Felsen. Ein Gleichmaß der Ansichten, der Gesin-
nung, des Verstandes und der Sprache ist nirgends
wahrzunehmen [illegible] Ansicht, jede Natur, jede [illegible]
[illegible] bekümmert nur der [illegible]
[illegible] vorhanden und der Wechsel
[illegible] aller Instrumente
[illegible] Concert der [illegible]
[illegible], und es [illegible]
[illegible] wenn man mitten [illegible]
[illegible]
[illegible] hört man [illegible]

in halben Jahrhunderten die Fugen wechseln, die Dissonanzen ihre Lösung finden. Es gibt irgendwo eine Stelle, wo man die labyrinthischen Gänge zum schönen Ganzen verschlungen sieht. In dieser Mannig- altigkeit verbirgt sich die geheime Harmonie eines un- ndlichen Kunstwerks, das zu ermessen ein ästhetischer rieb uns nicht ruhen läßt. Aus einem Leben hervor- angen, ist diese Literatur selbst ein einiges Ganze.

Der üppigen Vegetation des Südens gegenüber ugt der Norden eine unermeßliche Bücherwelt. gefällt sich die Natur, hier der Geist in einem wechselnden Spiel der wunderbarsten Schöpfun- Wie nun der Botaniker jene Pflanzenwelt zu cken, anzuordnen und ihr geheimes Gesetz sich äthseln trachtet, so mag der Literator ein glei- der Bücherwelt versuchen. Das Bedürfniß em Überblick ist immer dringender geworden, uns die Bücher von allen Seiten über den wachsen drohen. Man hat deßhalb schon e periodische Literatur zugerüstet, die als tive Behörde die anarchischen Elemente der Welt bemeistern soll; diese numerirenden, den, conscribirenden, judicirenden Bu- iber selbst von der Anarchie ergriffen und emeine Chaos unaufhaltsam fortgerissen e möchten gern wie der Hundsstern frei henden Sommer schweben, weil sie aber Tiefe stammen, sind sie noch von dem der Vegetation beherrscht, und kleben

[illegible] dadurch die Ansichten [illegible] in [illegible]
[illegible] werden. In den engen [illegible] des
[illegible] haben [illegible] die Geister [illegible] wenige
[illegible] einmal [illegible] vereinigen müssen.
[illegible] der Phantasie, und [illegible]
[illegible] jeder [illegible] Den [illegible]
[illegible] Der Deutsche [illegible] dies
[illegible] Kaum gehn wir einmal aus dem [illegible]
[illegible] das praktische Leben, so [illegible]
[illegible] wieder in das Gebiet der [illegible]
[illegible] zu ziehn; während [illegible]
[illegible] Speculation und Einbildungskraft [illegible]
[illegible] öffentliche Leben borgen. Der
[illegible] philosophische Idee, um
[illegible] naturphilosophische [illegible] anzuwenden;
[illegible] Fabrikation [illegible] Erfahrungen
[illegible] Franzose braucht eine [illegible]
[illegible] Medicin oder physikalischen Erfahrungen [illegible]
[illegible] Deutsche braucht die physikalischen Hypothesen darauf
[illegible] wunderliche Hypothesen, um
[illegible] Franzose erfindet Tragödien, um
[illegible] Sinn der Nation zu wirken;
[illegible] politischen [illegible] seinen Thaten und Erfahr[illegible]
[illegible] blieben von seinen Thaten und Erfahr[illegible]
[illegible] nur Tragödien. Die Franzosen haben e[illegible]
[illegible] doch treffliche Redner. Wir könn[illegible]
[illegible] doch wir schreiben nur. Je[illegible]
[illegible] handeln, wir schreiben, weil w[illegible]
[illegible] aller Ro[illegible]
[illegible] Lit[illegible]
[illegible] Ehrwür[illegible]
[illegible] der Gr[illegible]

chen, Römer, Engländer oder Franzosen im
gehabt, selbst wissen mag. Wenn sich nun aber
diese Naivetät der deutschen Schriften streng
weisen läßt, so darf man doch damit ja nicht di
genannte deutsche Ehrlichkeit verwechseln. Allerd
herrscht noch eine große Gutmüthigkeit und Red
keit unter den Autoren, und sie ließe sich schon
dem eisernen, wenn auch oft fruchtlosen Fleiße,
us der Weitläuftigkeit, aus dem sichtbaren Be
en nach deutlicher Belehrung erkennen, wenn
ich den vielen Versicherungen von Ehrlichkeit
…be mit Recht mißtrauen dürfte. Aber eben
timentalen Schwüre zeigen nur zu deutlich,
den Stand der Unschuld bereits verlassen ha
t man so viel von dieser deutschen Biederkeit
ist sie äußerst verdächtig geworden, unge
die deutsche Freiheit immer zweifelhafter w
ehr man ihren Namen im Munde führt.
Die deutsche Sprache ist der vollkommne
des deutschen Charakters. Sie ist dem g
en Tiefen und in dem weitesten Umfang
ntspricht vollkommen der Mannigfaltigk
und hat jedem den eigenthümlichen
der ihn schärfer auszeichnet, als irg
Sprache vermöchte. Die Sprache selbst
diese Mannigfaltigkeit des Gebrauchs
Wesen und die Vielgestaltigkeit ist ih
t ihr schön. Ein Blumenfeld ist e
ches Grasfeld und gerade die schönste

[illegible] Beispiel von Gegenden und [illegible] Sprache, den deutschen Schrift- [illegible] Sprachgebrauch aufzudringen, sind [illegible] der Natur widerstreb[illegible] [illegible] wie er mag. Jeder kann [illegible] singe, wie der Vogel [illegible].

[illegible] Zug, daß unsre Ge- [illegible] keine durchgreifende [illegible] uns dies so selten [illegible] werden nicht bald so [illegible] Willkür herrscht in den zusammengesetzten Wörtern, und wer tadelt es, als hin und wieder die Grammatiker, von denen sich die Autoren so wenig belehren lassen, als die Künstler von den Ästhetikern.

Die grammatische Mannigfaltigkeit erscheint aber nur unbedeutend gegen die rhetorische und poetische, gegen den unendlichen Reichthum in Styl und Manier, worin uns kein Volk auf Erden gleich kommt. Es mag dahingestellt seyn, ob keine andere Sprache [illegible]onymik zuläßt, gewiß aber ist, daß in [illegible] Synonymik weithin ausgedrückt wird, [illegible] Weise der Äußerung ist uns mit [illegible] Zug unsrer Natur aus den alten [illegible]stammt, und auf ihr beruht der ganze [illegible]lichkeit unsrer Poesie. Je besser der Ger- [illegible] Dichter, wie in Frank- [illegible] Styl, desto origineller

die Dichter, wie in Deutschland. Jeder neue
wird vor einem neuen Göthe, Schiller,
Spott werden. Titanen brauchen keine Fec
weil sie doch jede Parade durchschlagen. D
ßen Dichter und Denker hält sein Genie, den
ven seine angeborne Natur, alle der gänzliche
gel einer Regel, eines gesetzgebenden Geschmac
ines richtenden Publikums von dem Zwang
ttischen oder parisischen Censur entfernt.

Im Ganzen hat die deutsche Sprache im
ritt der Zeit auf der einen Seite gewonne
r andern verloren. Die Reinheit, eine
tammwörter, einen bewundrungswürdigen
um von feinen und wohllautenden Biegung
seit einem halben Jahrtausend verloren. D
sie von dem, was ihr übrig geblieben
 bessern Gebrauch gemacht. In der jetzt
klanglosern Sprache ist unendlich viel
gedichtet worden, das uns die verlornen
issen läßt. Ausgezeichnete Meister habe
diese neue hochdeutsche Sprache durch B
es Gebrauchs zu einer eigenthümlichen
bilden gewußt, und man hat angefang
s Neue aus dem Schatz der Vor

Es gehört nicht zu den geringste
der Romantiker, daß sie die deutsche S
auf den alten Ton gestimmt haben, so
genwärtige Instrumentation vertragen



urch einen fremden vermehren, so laßt un
is fremde Wort dazu nehmen. Das Der
ht verarmen, damit die Sprache mit
ihlen könne.

Wenn der falsche Purismus zu verwerf
ist doch der wahre, wie ihn schon Luther
ndhabt, höchst verdienstlich. Allerdings
t den fremden Wörtern, die wir als das
er und neuer Begriffe ehren müssen, no
e andrer, die sich statt eben so guter, un
ür uns besserer, deutscher Wörter eingesch
die ganz bekannte alte Begriffe ausdr
ir aus einer lächerlichen Eitelkeit oder
cht von uns gebraucht werden. Der Ge
zen, daß er in alten Sprachen bewander
ende, daß er fremde Zungen gehört hat
Volk, daß es mit weisen und erfahrnen
r Büchern bekannt ist, oder die Vornehm
hre höheren Begriffe auch in einer fre
von der Denkungsart des Pöbels gesch
d der Pöbel thut vornehm, indem er i
Laute nachäfft. So ungefähr ist
achmengerei entstanden, sofern sie n
mit fremden Begriffen auch fremde W
rte, und so ist sie durchaus verwerfl
der Nation und ihrer Litera
ristsen uns für immer davon befr
Jahrhundert befreit uns wenigs
heit der vorhergehenden. Klopstock

merkt sehr richtig: „Zu Karls V. Zeiten mischte man spanische Wörter ein, vermuthlich aus Dankbarkeit für den schönen kaiserlichen Gedanken, daß die deutsche Sprache eine Pferdesprache sey, und damit ihm die Deutschen etwas sanfter wiehern möchten. Wie es diesen Wörtern ergangen ist, wissen wir, und sehen daraus zugleich, wie es künftig allen heutigstägigen Einmischungen ergehen werde. So arg nämlich, daß man einer kommen und erzählen muß, aus der oder der Sprache wäre damals, zu meiner Zeit nämlich, auch welche eingemischt worden: aber die Sprache, die doch nun einmal schlechterdings nicht vertragen konnte, hätte auch damals wieder [illegible] bekommen.“

Einfluß der Schulgelehrsamkeit.

enden wir uns zu den historischen Bedin-
der heutigen Entwicklung unsrer Literatur,
uns zuerst auffallen, daß alle literarische Bil-
prünglich an die Kirche geknüpft war. Die-
uß hat sich die Literatur auch bis auf den
Tag noch nicht völlig entzogen. Von der
te kam die Literatur an die Gelehrtenzunft,
Schulzwang in unsern Schriften schreibt
Das ... der Zunft und die Disciplin
... aben das Gepräge der Vergan-
... n neuen Jahrhundert aufge-
... ählig immer mehr verwischt.
... äßige Ausschließlichkeit,
... , Pedanterie alter Ge-
... und Entfernung von der
... seine schöne und achtbare
... rische Leben von der geist-
... aste ausging, nahm es alle
... hen des Zunftgeistes in sich

jegen alle Neuerungen wieder geltend zu machen ge-
ucht. Was gestern heterodox gewesen, ist heute wie-
er orthodox geworden. Was gestern als Indivi-
ualität eines großen Mannes aufgetreten, wird
eute wieder zur despotischen Manier einer Schule.
er Grund dieser Erscheinung muß aber nicht allein
den Fortwirkungen des Mittelalters, sondern auch
Charakter des Volks selbst gesucht werden. Der
utsche glüht für die Erkenntniß der Wahrheit,
will sie anerkannt wissen. Es ist dieselbe Be-
erung, die ihn zum Beharren und zum Refor-
n antreibt.

Unstreitig ist vieles Gute an den Zunftgeist ge-
ft. Die Treue, mit welcher die Schätze der
ition bewahrt werden; die Würde, die der Au-
t gerettet wird; die Begeisterung und Pietät,
elchem man das Geheiligte, Erprobte oder Ge-
te verehrt; alle jene Tugenden, welche die An-
lichkeit an das Alte zu begleiten pflegen,
n ihrem ganzen Werth anerkannt werden, wenn
ichtsinn vieler Neurer gegenüberstellen, der
alische Autorität, alle historische Tra-
t der alten Schule auch die alte Er-
der den Haufen wirft. Das Kranke je-
aber ist das Princip der Stabilität,
wo ewiger Fortschritt ist, die Vor-
anken statuirt, wo keine sind. Hier-
Nothwendigkeit einerseits ein hierar-
Kastenzwang, Parteisucht, Prosely-

rachtungen, gelehrten Grübeleien und ausschweifen-
en Phantasien befördert, woraus denn auch der
Mangel an praktischem Sinn und Lebensfreude sich
klären läßt. Noch jetzt leben die meisten Gelehr-
n und Schriftsteller wie Troglodyten in ihren Bü-
rhöhlen und verlieren mit dem Anblick der Natur
leich den Sinn für dieselbe, und die Kraft, sie zu
ießen. Das Leben wird ihnen ein Traum, und
der Traum ist ihr Leben. Ob der Schieferde-
vom Dach, oder Napoleon vom Thron gefallen,
gen: so so, ei ei! und stecken die Nase wieder
e Bücher. Wie aber Früchte, die man in einem
en Keller aufbewahrt, vom Schimmel verderbt
n, so die Geistesfrüchte von der gelehrten Stu-
t. Der Vater theilt seinen geistigen Kindern
ur seine geistigen, sondern auch seine physischen
heiten mit. Man kann den Büchern nicht nur
rstocktheit, Herzlosigkeit oder Hypochondrie,
auch die Gicht, die Gelbsucht, ja die Häß-
ihrer Verfasser ansehn.

s sch[illegible]reiben hat zu gelehrter
nt[illegible] Die gesunde unmittelbare
[illegible]ondrischen Reflexion Platz
[illegible]er aus Büchern, statt
[illegible]hnen. Man stellt die
[illegible]r, sondern kramt dabei
[illegible] aus. Man weicht von
[illegible]er Wissenschaften ab und



nismus, vulgo Schlendrian, der in den alten
eisen völlig seelenlos sich fortbewegt. Die Uni=
täten sind Fabrikanstalten für Bücher und Bü=
nacher geworden. Man weicht von gewissen For=
der Schule nicht ab, und jede neue Generation
t ihre Exercitien darnach. Aber die ursprüng=
Wahrheit wird verdunkelt durch die unendlichen
ntare. Die Sache, auf die es eigentlich an=
verschwindet endlich unter der Last von Ei=
die sie beweisen sollen. Das Leben entflieht
m anatomischen Messer. Das Wichtigste wird
ig, das Ehrwürdigste trivial. Der Geist
nicht auf die Compendien spannen, und die
eist mächtig durch die Paragraphen, die sie
ßen wagen.

, die Polemik wird der modernde gelehrte
fgerührt, und es verbreiten sich die me=
Dämpfe. Nirgends zeigt sich die Unnatur
gelehrten auffallender, als in ihren pole=
riften. Hier bewährt sich das gute alte
rter desto verkehrter. Auf der
überschwenglich weise, daß es
de schwer wird, den labyrin=
Logik zu folgen. Auf der an=
den gemeinsten Dingen so
sie belehren könnte. Bald
attisch und machen Anspie=
ndrinischen Bibliothekar zur

[illegible] vor uns wahrschein[illegible]

[illegible] das nichts meh[illegible]

[illegible] gibt, [illegible]

[illegible] und da sie [illegible]

[illegible] das Gleichg[illegible]

[illegible] die superf[illegible]

[illegible] an dem derben [illegible]

[illegible] an de[illegible]

[illegible] flache-Libera[illegible]

[illegible] aufreiben [illegible]

[illegible] verschiedenen [illegible]

[illegible] nicht allen [illegible]

[illegible] Vortrefflichkeiten, [illegible]

l auch von subjectiven Bestimmungsgründen ab.
selben Muster stehn immerwährend und zugleich
unsern Augen, und doch interessiren wir uns ab-
selnd nur für die einen und sind für die andern
. Dies hängt von dem innern Entwicklungsgang
r Natur und von dem äußern großen Gange
eschichte ab. Wir interessiren uns immer für
ge Fremde, was gerade mit unsrer Bildungs-
id Stimmung am meisten harmonirt. Als un-
tand aus den engen Glaubensbanden frei zu
begann, wurden die verständigen, aufgeklär-
t unsre Muster. Als das gänzlich vernach-
der mißhandelte Gefühl gegen die Tyrannei
ten Verständigkeit, eines flachen Liberalis-
mpörte, mußte das Mittelalter wieder zum
nen. Als der Deutsche zum Gefühl seiner
gelangte, gab er sich dem leichtfüßigen
in die Lehre. Als er in seinem trägen
Schlafe Träume bekam, drängten sich ihm
Englands und Amerikas oder der alten
auf. Als er die Unbequemlichkeit und Un-
altfränkischen Gewohnheiten endlich fühlte,
Instinkt ihn zur griechischen Leichtigkeit,
heit zurückführen. Als er durch Schick-
schick in Armuth versunken war, mußte
Wohlfahrt der Britten ihm ein Muster

drichten Kindern aber zerbrechen wir
oder werfen das Schulbuch in den

[illegible] haben die
[illegible] ergossen und wir
[illegible] Niemand weiß [illegible]
[illegible] zu verkommen, und wir
[illegible] Stimmung andern [illegible]
[illegible] vor fünfzig Jahren
[illegible] Art von Halbgöttern, [illegible]
[illegible] Teufel. Wir waren [illegible]
[illegible] kriechen, und noch brutaler [illegible]
[illegible] Stelle der Dummköpfe, [illegible]
[illegible] französische Ammen, [illegible]
[illegible] Einquartirung gaben, traten [illegible]
[illegible] welche mit scythischer Dumm[illegible]
[illegible] Blüthen französischer Geselligkeit [illegible]
[illegible] Deutsche Politiker nahmen eine erhab[illegible]
[illegible] und predigten gegen den gallischen [illegible]
[illegible] einer oder der andere [illegible] Gesch[illegible]
schreiber [illegible] sogar sich und andere zu heiligen, [illegible]
[illegible] von unedlen [illegible] Namen [illegible]
[illegible] Ehre nicht verdienten, [illegible]
[illegible]eicher Barbarei [illegible]
[illegible]terei der andern. Die [illegible]
[illegible] das Mittelalter und den Orient. [illegible]
[illegible]

[illegible]

gen deutschen Autors eines im Auslande schlecht
rsetzt wird, so werden dagegen die sämmtlichen
rke jedes nur irgend erheblichen englischen oder
zösischen Schriftstellers in Deutschland doppelt
dreifach übersetzt, ja man thut ihnen die Ehre
noch eignes Fabrikat unter ihrem Namen drucken
sen, wie dem Walter Scott. Ohnstreitig sind
und Vortheil auf unsrer Seite. Sollten uns
iele Tugenden der Fremden mangeln, so thei-
mit ihnen doch auch nicht jene vornehme
heit, die das Fremde achselzuckend ignorirt.
t uns Ehre, von den großen Britten zu wis-
Britten macht es keine Ehre, von den gro-
schen nichts zu wissen.

etzungen sind gewiß besser als Nachahmun-
wer uns einen fremden Dichter übersetzt,
mehr gethan, als der ihn nur in eigenen
copirt. Aus demselben Grunde taugen
ien Übersetzungen weniger als die treuen.
aber unter der Treue so viel, daß es
e ganz zu erreichen. Eine Übersetzung
n allen Stücken treu seyn, um es in
..., muß sie das andere aufopfern.
uch die Übersetzer in zwei Klassen
n Inhalt der Form oder den Ge-
den Sinn dem Klange, die an-
jenem auf. Die einen wollen
n Wohlklang des fremden Aut-
nur die Klarheit und Verstän-

blick nach Griechenland, im andern nach London versetzen, doch wir selber bleiben in Deutschland sitzen. Wir hatten im Ungestüm des Enthusiasmus den Fehler begangen, unsre Eigenthümlichkeit zu beseitigen, um mit Haut und Haar in die Fremde hinüberspringen zu wollen. Wir bemerken jetzt, daß wir mit allem offnen Sinn für das Fremde doch zugleich eine eigenthümliche Auffassungsweise für dasselbe mitbringen, meist eine innerliche, phantastische, tiefsinnige, und indem wir diese walten lassen, verschmilzt erst sie die Vorzüge der Fremden mit unsrer Nationalität.

Der literarische Verkehr.

nkt man an die Zeit zurück, da jedes Buch
wenigen Handschriften existirte, so begreift
elch unermeßliches Übergewicht die heutige
durch die Maschinerie des Drucks und durch
handel gewonnen hat. Wenn daraus ein
alle Zeiten erwachsen ist, wenn wir Deut-
er Erfindung ewig werden rühmen können,
s dies doch auch gegen einige Nachtheile
mach[illegible] das leichte Verbreiten der
nit [illegible] Es erstickt nämlich die we-
[illegible] er der Last der schlechten,
[illegible] Handwerk ist, so geht es
[illegible] eist dabei gewinnen mag,
[illegible] Bücher schaffen, nicht
[illegible] das Treffliches lese, son-
[illegible] rucken, der Verleger ver-

[illegible] hen Erfinder des Drucks
[illegible] von den Engländern in der

... schamlose Dieberei und
... Werken, wenn dieselben Glück
... endlich die alles umfassende, alle
..., die abgeschmackte Breite
wurde.

... Erfindung des Drucks über
... der Confessionen Deutschland
... Als man endlich wieder
... der Belletristik in Flor
... Vortheile, welche die Schrift
... Ehrgeiz gewährt,
... alles zur Unter
... würden, so
... und schlechte
... Ende

rkannten die Buchhändler, welchen Gewinn sie
Publikum ziehen könnten, wenn sie demselben
Interessante aus dem bisher von der Zunft
ößnen Reiche des Wissens mittheilten, das
profanirten, das Gute der Fremden nationa-
und alsbald legten sie Fabriken an und
n ihre Büchermacher für alle Stände, Ge-
und Alter, für das Volk, die Jugend, die
ind vorzugsweise für alle, die an Masse die
en, die Bücher auch in Masse bezahlen

Einfluß dieses Verhältnisses auf den Ge-
teratur ist verschiedenartig und hat wie-
te und böse Seite. Es ist allerdings ein
ien der Zeit, daß die geistige Cultur all-
dert, daß jedem alles Wissen zugänglich
. Indeß ist eben so gewiß, daß das
Licht der Aufklärung in so mannigfach
irben gebrochen sich verdunkelt, daß,
Masse gewonnen wird, vom Gehalt ab-
immel streut die Gaben des Genius
chwenderisch aus. Viele sind berufen,
r sind auserwählt, von hundert deut-
ern kaum einer. Was nun die Geist-
ist wie sie selbst, und kein Werk ver-
Schöpfer. Die guten Bücher werden
t nur allzu leicht verdrängt, und da
strengung scheut, so vergißt sie bei
r, den sie versteht, gern den tiefen,



es ändern zu können. Man kann nur wie Ta-
die schlechte Gegenwart schildern, ohne sich an-
ßen, sie bessern zu wollen. Man darf nur die
abwarten. Schlechte Bücher haben ihre Jah-
, wie das Ungeziefer. Sie kommen in Schwär-
nd sind vernichtet, ehe man es denkt. Wo ist
logische Polemik des siebzehnten Jahrhunderts
t? wo ist der Geschmack des achtzehnten,
Godsched hingekommen? Wie viele tausend
Bücher sind den Weg alles Papiers gegan-
r modern in Bibliotheken! Die unsrigen
ht einmal so lange wieder, weil das Pa-
schlecht ist, wie der Inhalt. Die Moden
var nur, und Thorheit und Gemeinheit
nter neuer Gestalt immer wieder geltend
doch die alten Sünder bekommen sicher
Die Gegenwart duldet keinen Richter,
gangenheit findet immer den gerechtesten.
Thoren kennen und verachten die alten,
, daß es ihnen nicht besser gehen wird.
s glücklichen Instinkts der menschlichen
t wir uns aus dem literarischen Erbe
eit immer nur das Beste, oder we-
Richtigste heraus. Unter drei guten
hält wenigstens einer erst in der
otheose, und unter hundert schlech-
Gegenwart glänzen, bringt immer
ses Beispiel auf die Nachwelt.

Es gibt schlechte Principien, die sich in der Literatur aussprechen, und jede Partei hält die entgegengesetzte für schlecht. Aber jede hat die Befugniß, sich auszusprechen, und das schlechteste Princip kann noch auf geniale Weise und zum Glanze der Literatur vertheidigt werden. Ein ganzer Teufel ist noch immer interessanter, als ein halber, matter, trivialer Engel. Nicht schlechte Principien, sondern schlechte Kräfte sind Schuld am Verderben der Literatur wie des Lebens. Die Mittelmäßigkeit, die Geistlosigkeit, die Schwäche, die Furcht vor dem Genie, der Haß gegen die Kräfte, die Unverschämtheit und die Anmaßung des literarischen Pöbels und die stillschweigende oder proklamirte Demagogie gegen die Aristokratie der großen Geister, kurz die Gemeinheit der Schriftsteller ist die Erbsünde der Literatur. Unbemerkt haben die Menschen die Grundsätze ersetzt und an ihre Stelle sich geschoben, wie in der französischen Revolution. Statt der feindseligen Principien verschieden[illegible] kämpfen die Edlen und Schlechten [illegible] Es gibt wenig gute Bücher, [illegible], und unzählige schlechte wie[illegible] [illegible] Während die Massen um ihre Grund[illegible] [illegible]ungen zanken, erheben sich die weni[illegible] [illegible] Ge[illegible] [illegible] gegen die Ge[illegible] [illegible] Kraft, selbst [illegible] Falschheit, Ohn[illegible] [illegible]

Die Umstände tragen vieles bei, daß eine so
Menge unberufener Autoren auftritt. Die Kunst
sfanirt worden. Man glaubt keiner Meister-
mehr zu bedürfen. Jeder achtet sich für eben
st, zu schreiben, als zu reden. Die Gelehr-
der Kaste ist so ins Absurde gerathen, daß
de Vernunft der Laien eine Revolution da-
eben und einen leichten Sieg davon tragen
Plötzlich brachen aus der Hefe des Laien-
icisten und Romanschreiber, als andre Mar-
Septembriseurs, unter die alten gelehrten
nd auch die Poissarden fehlten nicht. Wie
Weiber, bei denen der gesunde Menschen-
ıer wie an der Wurzel hält, ihre Gen-
atürlichen Erfahrungen nicht geltend ma-
wie hätten sie nicht mit ihren Talenten
t, da die Bahn des Ruhms ihnen offen
hn wir jetzt eine närrische Armee von
Kindern das Ballhaus zur literarischen
mmlung machen, und dem deutschen
ze geben.

rte schreibt, weil er weiser zu seyn
re, und weil er die Schriftstellerei
n und Pflichten zählt. Die Profanen
sie sich für gescheiter und gesünder
Gelehrten, und weil sie, indem sie
zurückführen wollen, zunächst ihre
te halten. Endlich ist es ein immer
Bahn der Einfältigen, der Eitlen

und der Jugend, daß, was für sie [illegible] ist, auch für die ganze Welt neu seyn müsse. [illegible] den täglich neue wissenschaftliche Bücher, [illegible] nicht ein neuer Gedanke für die Welt [illegible] auch alle dem Autor gewesen seyn mögen. [illegible] Gedichten aber ist fast keine Rettung mehr. [illegible] ein Jüngling liebt, meint er, die ganze Welt [illegible] zum erstenmal. Er macht Verse und möchte, [illegible] habe dergleichen auch gehört.

Die [illegible] der [illegible] hat [illegible] der Gedichten keineswegs verdrängt, sondern [illegible] [illegible] angesteckt. Die Universitäten [illegible] zur [illegible], zu [illegible], und die [illegible] [illegible] und gelehrte Bücher bilden die Stufen, auf [illegible] der [illegible] zu höheren Ämtern [illegible]. [illegible] [illegible] bilden sich manches gelehrte Journal, [illegible] [illegible] der Universität, und das ganze [illegible] [illegible] bekannt. Wie [illegible] [illegible] [illegible] ein Buch zusammenzuschreiben, [illegible] [illegible] und das [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] Schädel, [illegible] [illegible] sich [illegible] [illegible] alle die [illegible] [illegible]

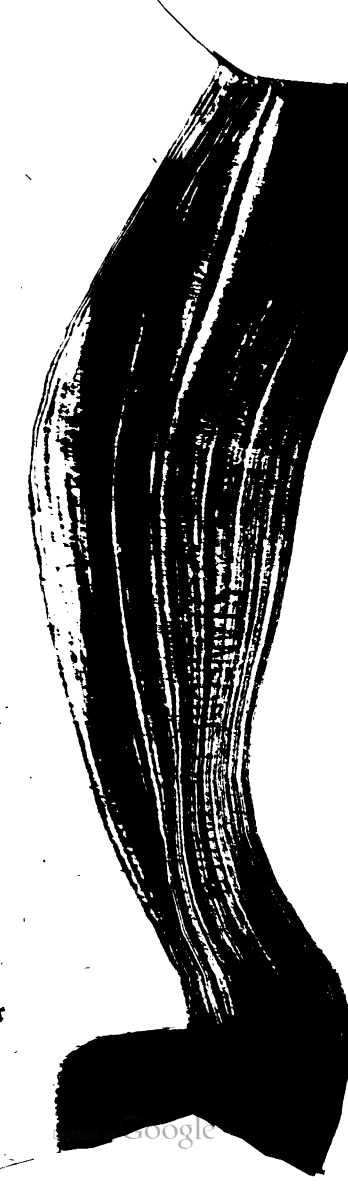
[illegible] mehr und mehr, [illegible] [illegible] Masse des [illegible] [illegible] mitzutheilen, [illegible] [illegible] [illegible]samkeit gewonnen [illegible] [illegible]schaften werden [illegible] [illegible] einen Geschmack [illegible]

rscheinen: Mythologien für Da-
ungen über die Astronomie, Haus-
tärzte, Weltgeschichten für die
eisheit in einer Nuß, und die
inden oder Stunden der Andacht
e zu des Heilands Geburt hält
n Kindermarkt, und alle Buch-
voll Schriften für die (elegante)
(gebildeten) Stände, die Da-
Frauen, das (reifere) Alter,
Jugend, Söhne und Töchter
ger und Landmann, für Jeder-
ser, kurz für so viele, als der
n trommeln kann.
ist das Bestreben, faßlich zu
gebildete Mitwelt zu belehren,
als die gelehrte Vornehmigkeit,
phensprache prahlt, und stolz
große Haufe sie nicht versteht,
die wenige Strenge,
enstände im populä-
rden pflegen und der
hleicht, läßt sich zum
tschuldigen, nach dessen
ich richten muß, wenn er
den will. Indeß läßt sich
doch nur wieder die vielen
d, die auch hier das meiste
seichteste Kopf maßt sich an,

Der Mensch hat ein ursprüngliches [illegible]
Mittheilung und es entsteht ein nicht unbi[illegible]
[illegible], ob ein Staat, welcher dieses Recht [illegible]
[illegible], vollkommen zu nennen sey, und ob [illegible]
[illegible] Staat eine ewige Existenz [illegible]
[illegible] der Mittheilung entspringt alle Cultur,
Cultur ist der höchste Zweck der Menschheit [illegible]
[illegible] ein Staat die Mittheilung, so hemmt er [illegible]
[illegible], hätte der erste Staat ursprünglich [illegible]
Macht und die Kraft gehabt, die Mittheilun[illegible]
[illegible] Bürger zu verbieten, so würde alle Cu[illegible]
[illegible] gewesen seyn und wir würden noch [illegible]
[illegible] Stande seyn. Wir haben aber schon ein[illegible]
Cultur zurückgelegt, und wodurch? Entwe[illegible]
[illegible], daß der Staat jene Mittheilungen [illegible]
[illegible], oder dadurch, daß das Mensch[illegible]
[illegible] siegte, und in Revol[illegible]
[illegible] und schuf sich neue [illegible]

[illegible] also der Theorie, [illegible]
[illegible] das Naturrecht, [illegible]
[illegible] Nothwendigke[illegible]
[illegible] zu verthei[illegible]
[illegible] Staatsmänner [illegible]
[illegible] und lediglich [illegible]
[illegible] der Sieg immer [illegible]
[illegible] einmal die freisinn[illegible]
[illegible] allen auch so ge[illegible]
[illegible] Weisheit durch [illegible]

...litischen Machtspruch zum Schweigen gebracht wor-
...t sind, und daß ein andermal auch die strengste
...fsicht und Kraftanstrengung der politischen Gewal-
die Verbreitung opponirender Meinungen nicht
verhindern können. Die Erfahrung lehrt ferner,
die Preßfreiheit nach Umständen einmal zu wah-
...ildung, ein andermal zu zügelloser Ausschwei-
der Preßzwang einmal zur wahren Beruhigung
...ker, ein andermal zu allen Gräueln des Despo-
...geführt hat. Ziehn wir aus allen Erfahrun-
Resultat, so ergibt sich, daß es niemals
...ommene Freiheit der Meinungen und Mit-
gegeben hat, daß immer eine herrschende
...wesen ist, welche die Meinungen der unter-
...artei bevogtet hat, daß dagegen die Par-
...entl... die Anhänger des Menschenrechts
...es Staatsrechts, beständig in
...elt haben, wodurch alle Mei-
...kommen sind, und daß in die-
...ur unaufhaltsam fortgeschritten
...war immer stark genug, den
...eiheit einen Damm zu setzen,
...immer stark genug, ein Ver-
...verhüten.
...uns raubt, ist weniger zu be-
...uns bringt. Daß sie die Wahr-
...drückt, ist schlimm, aber noch
Unwahrheit und Halbheit hervor-
...ne Zweifel einigen Antheil an der



[illegible] Diejenigen also thun wol[illegible]
[illegible] weniger als etwas blos [illegible]
[illegible] und mehr als eine Ehre[illegible]
[illegible] oder Schaden ist bei [illegible]
[illegible] gewiß von geringer Bedeut[illegible]
[illegible] und die [illegible]
[illegible] mit sich führt, sie sin[illegible]
[illegible] wichtig machen[illegible]
[illegible] Schande, wenn [illegible]
[illegible] Dinge in [illegible]
[illegible] größere, [illegible]
[illegible]

[illegible] seinen Gedan[illegible]
[illegible]

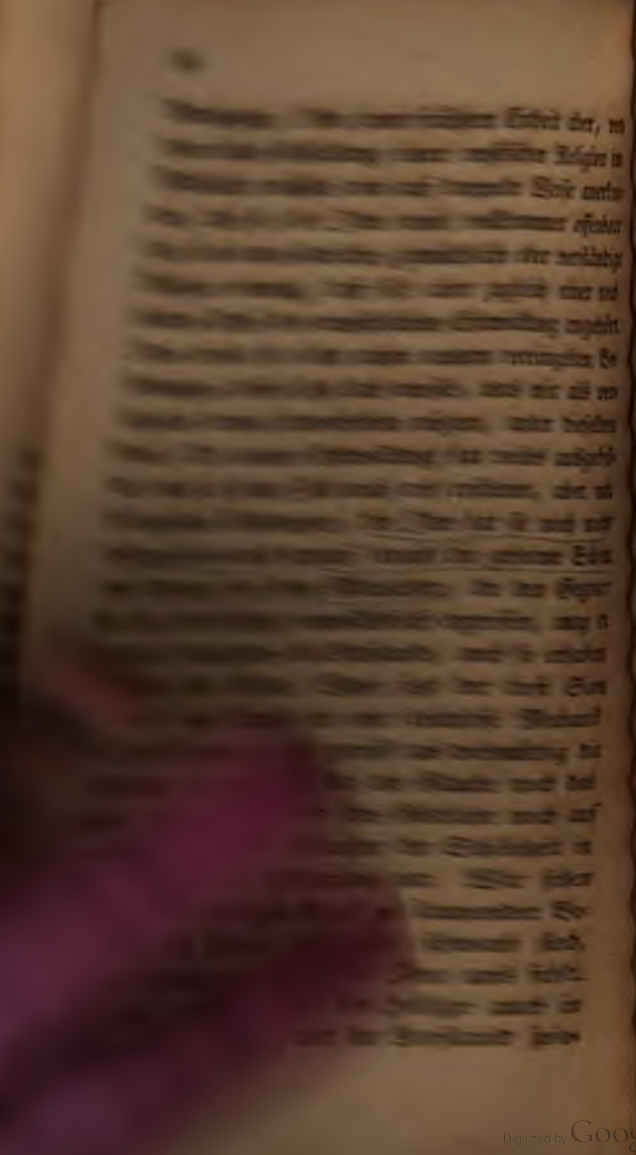
Digitized by Google

erscheint sehr oft dem Autor lächer-
e unschuldigsten Stellen eines Wer-
und noch öfter der ganzen Lesewelt,
ur einzelne Stellen, sondern ganze
äßt, die, wenn nicht unmittelbar,
r auf mittelbare Weise, den Geist
en alle Censur gerichtet ist. Die
on den Instituten, welche die Halb-
und die ihres Zweckes auf die Dauer
müssen. Wollte sie consequent ver-
Zwecke genügen, so müßte sie ge-
Literatur ausrotten, denn was sie
usstreicht, lesen wir in alten, was
s auf das schließen, was sie nicht
enger sie nur eine Ansicht der Dinge
ill, desto schärfer wird durch den
e hervorgehoben.





er Ansichten, diese Mannigfaltig-
it der Idee nicht auf. Die Reli-
nthümliche, daß sie Kraft der in
immer eine ausschließliche, Kraft
gung immer eine einseitige Ansicht
s enthält.
schen angeborne Anerkennung eines
ennen wir den Glauben. Jeder
as höchste Wesen, an Gott, und
liegt allen noch so verschiednen
e, der Glaube geht der Art, wie
ttelbar voraus. Dieser Glauben
religiösen Ansichten zu Grunde,
sind verschieden, je nach dem
en und deren Ausbildung. Wir
ichen Vermögen, in welchen der
chen kann, als sinnliche, gemüth-
zeichnen. Der sinnliche Gläubige
Sonne oder in der ganzen Natur,
liches Bild von ihm, und
ndlungen. Der Gemüth-
n Gefühlen der Ehrfurcht,
urcht. Der Geistige denkt
aus dem Begriff des höch-
Gesetze der Natur und des
scheinen wieder nach dem
sbildung mehr oder weni-
Mystik in der Blüthe des
ine vollkommene organische



ir es nimmer finden können, und
kraft auf das Richtige. Dieser
t jener höhern Weihe des Glau=
ngstlicher Hast ihn aus sich sel=
Überzeugung, wie das Facit
läßt, was er gewonnen, immer
ht weiter, was er niemals fin=
t er mit geheimer Angst und
ne Zeit zurück, da der Glaube
lte, da das Göttliche noch auf
mden war mit den Gedanken,
e und Zuversicht in den Den=
Gefühl endlich, das jetzt bis
verirrt, möchte zurückflüchten
r Glaube noch beseelte, da das
nystische Weise sich ihm offen=
starkes Band des Vertrauens
g, und das gläubige Gemüth
nd Thaten begeisterte, welche
s menschlichen Geschlechts be=
muß die Einheit alles Lebens
Zeit es offenbart, das höchste
, Gedanke, Gefühl durchdran=
das Auge sah, empfand das
vernahm, klang in den tiefen
Gedankens kühnsten und fein=
e Gold durchglüht vom Feuer
So war in engorganischer
mit der andern verschlungen.

Vereinigung. Von jen [illegible]
jener ersten Gestaltun[illegible] zählen mußte, konnte
Mittelalter müssen wi[illegible] Wunder also, daß der Ver-
nen, daß sie die Ide[illegible] bringenden Blitz endlich
hat, als es eine sinnlich[illegible] zerriß. Als er aber
Religion vermag, daß [illegible] men, war es eben so na-
niedern Stufe der men[illegible] einseitige Übertreibung
Jenes erhebt sie über [illegible] Sinnlichkeit, der er einst
strebungen, dieses [illegible] mit den äußern Zeichen
einzelnes darum hervor[illegible] in der Schönheit, ja
heraus. Die neuere [illegible] die Häßlichkeit mit
der, was in jener Ze[illegible] Einfluß der Schönheit zu
im einzelnen Richtunge[illegible] konnte nicht aufkommen
[illegible] nenheit jener Verständi-
[illegible] Feind, doch einen zwei-
[illegible], bei welchem der Feind
[illegible] ihm daher die Fesseln
[illegible] der Katholicismus ihm
[illegible] aufgedrungen.
[illegible] Herz, die Gott-
[illegible] die verfolgten Sek-
[illegible] sie sind in einer
[illegible] worin sie besonders
[illegible] Sie sind gleich-
[illegible] und kön-
[illegible], wie die
[illegible], wie die
[illegible] Nebelhaf-
[illegible] Sinnlichkeit,
[illegible] sie vom

de in ein unsichtbares Reich der
werden streben. Sie mißtrauen
er überall Schranken erkennt,
liche schlechterdings nicht duldet.
roße Schisma der Gemeinden
at die Idee sich wieder in Vor-
Gefühl zersetzt, die nun in hö-
e Vereinigung suchen müssen.
n Augenblicke stehn die Par-
ensfuß. Wenn auf der einen
er gelehrten Theologen, ohne
Volkes, fortwüthet, geschehen
jerungen und Übergänge. Der
rt zum Theil noch von der Er-
Kämpfe her, zum Theil von
Neigungen und Bestrebun-
vernachlässigt wird. Im
uns die Wissenschaften
die Politik uns von der
streites ab. Ist seit zehn
dem letztern die Rede ge-
Zeitgeist keineswegs vorzugs-
nheit gestimmt. Erst spätere
sel lösen, die in unsern reli-
iegen. Die theologische Lite-
des ganzen innern Lebens der
werden hier die wichtigsten
ren.



Waffen, die jemals zu den verschiedensten Zeiten und
von den verschiedensten Seiten her gegen den Katho-
licismus sich gerichtet, sondern, sofern ihre Lehren
positiv sind, enthält sie auch die Keime künftiger Ent-
wickelungen. Die nun auf die Zukunft sehn, finden
im gegenwärtigen Protestantismus noch mannigfache
Gebrechen und somit herrschen in dieser Partei sehr
entgegengesetzte Meinungen. Endlich hat sich das Hei-
denthum wie in den Überlieferungen der katholischen
Kirche, so im Libertinismus einiger Protestanten eben-
falls eine Stimme erhalten. Darf man sich also über
...geheure Mannigfaltigkeit von Meinungen und
..., die über Religion obwalten, noch verwun-
...ie Stimmen vergangner Jahrtausende mischen
...fort mit den heutigen, und will man sie
...hen, ...n sich in allen Zeiten umsehen.
...alte... tod, daß es nicht in dem un-
...en aufzuweisen hätte, und man
... keines wird so edel seyn, dem
...rchahne Ahnung des heutigen
... Abgrund und Sumpf ragt
... Sonnenhöhen.
... einander
... allein gelten
... Elemente
... ificirte Na-
... Normalität
... suchen wir
...ll denken wir

[illegible]erst an Normalzustände, Normalmenschen und wol-
[illegible] auch dann den unermeßlichen Reichthum verschie-
[illegible]er Entwickelungen nicht beachten, wenn sie dem
[illegible]rmalisiren entschieden in den Weg treten. Selbst
[illegible] Naturwissenschaft geht von Normalmenschen aus,
[illegible] beachtet alles, was der Gattung gemeinsam ist,
[illegible] nicht, was die Individuen unterscheidet. Wir
[illegible]n noch keine Theorie der Gerüche in den Pflan-
[illegible]nd noch keine der Temperamente in den Men-
[illegible] So geht man in der Politik immer von einem
[illegible]alzustand aus und will alle Menschen nach ei-
[illegible]aße messen. So will man auch in der Reli-
[illegible] Mannigfaltigkeit dulden, und wie sehr
[illegible]thalben sich kund gibt, in wie verschiedene
[illegible]weisen die [illegible]en sich trennen, will doch
[illegible] seinige z[illegible]ltigen machen.
[illegible] Frage [illegible]ußern Kirchenverfas-
[illegible] eige[illegible] unabhängig von der nach
[illegible]rn Le[illegible] es ist beinah schon jeder
[illegible] Lehr[illegible]jeder möglichen Verfassung
[illegible]tholisches Presbyterium, eine
[illegible]che ohne Papst gegeben und
[illegible]der weltlichen Macht, hier dem
[illegible]narchen unterthan worden, wie
[illegible]. Es hat aber auch ganz artige
[illegible]ste, Bischöfe, Bannbullen und Ke-
[illegible]. Nicht die Art und Weise wie
[illegible]et, nicht die Religion, sondern die
[illegible]irdischen Verhältnisse machen hier die

[illegible] lebendige Seele. Seine [illegible]
[illegible] dem System von Satzungen [illegible]
[illegible], die ihn trägt und [illegible]
[illegible] auf nichts anders, wen[illegible]
[illegible] gegen den Buchstaben anziehn, [illegible]
[illegible] die andre, eine Auslegung [illegible]
[illegible] machten. Das Wesen [illegible]
[illegible] in keinem Buche zu [illegible]
[illegible] Buchstaben, sondern auf die [illegible]
[illegible] alle seine Bücher, un[illegible]
[illegible] Diese Bü[illegible]
[illegible] zur Sache. Name[illegible]
[illegible] Himmelsgluth. [illegible]
[illegible] jetzt noch vorz[illegible]
[illegible] es liegt doch [illegible]
[illegible] des Mittelalte[illegible]
[illegible] des Volks er[illegible]
[illegible] organischer, [illegible]
[illegible] und An[illegible]
[illegible], das Gemü[illegible]
[illegible] gleichem Anth[illegible]
[illegible] in diesem Sin[illegible]
[illegible] Kirche, denn [illegible]
[illegible] der Erde de[illegible]
[illegible] deßfalls d[illegible]
[illegible] machen kan[illegible]
[illegible], liegt wenig[illegible]
[illegible] in der Seele[illegible]
[illegible] findet es auch [illegible]

uf rohe Weise in seiner Kirche befriedigt. Er sieht
inen Gott, er fühlt sich von seinem Daseyn mit
dächtiger Leidenschaft ergriffen, er denkt ihn und
handelt für ihn. Darum genügt dem rohen Men-
en die katholische Religion, wie keine andre, und
ch der gebildetste würde sich damit begnügen, er
rde keine andre mehr kennen, wenn bei ihm nicht
eitig ein Organ vorherrschte oder mit Hintanse-
g des andern ausgebildet wäre, wenn die Zeit so
vorgerückt wäre, um so viel umfassen zu kön-
als der vollendete Katholicismus an Bildung
ngt. Die Idee Gott mit allen Organen zu ver-
en und anzubeten, im Gegensatz gegen alle an-
Religionen, in denen nur das eine Organ vor-
, ist äußerst einfach, aber die Realisirung ei-
r entsprechenden Kirche übersteigt das Vermögen
sch[illegible]hter, die bis jetzt gelebt haben und leben.
derhole also, nur die Befriedigung jenes Be-
s, wie sie der gemeine Katholik auf rohe
seiner Kirche findet, ist die erhaltende Kraft,
s Katholicismus, und die Bücher,
t einmal kennt, sind nur einseitige
Kraft für die Gelehrten und gegen
d allen Gebrechen der Wissenschaft
Wer sie angreift, hat leichte Mühe,
ahren Katholicismus nicht darin an.
Schändlichkeiten derer, welche
hte Gottesstimme Pfaffen nennt,
Idee nichts von ihrer Würde

er Tyrannei der Kirche, einem Geschöpf der Zei-
n, übereinstimmen können, so kann sie es doch mit
r ewigen Idee des Glaubens. In diesem Sinn
ben neuere Katholiken, unter andern Görres, auf
einen Seite den strengsten Glauben, auf der an-
n das freieste Wissen angesprochen und durch die
t gezeigt, wie beides im Katholicismus bestehen
e.

Die sich aber auch nicht zu dieser Höhe der An-
erheben konnten, haben doch der Zeit in ihren
icklungen folgen müssen, und das verschmähte
selbst ergriffen, um die gefährliche Waffe ent-
unschädlicher für ihre Partei zu machen, oder
ihrer ganzen Schärfe gegen die Gegner zu
In dieser Weise sah man, troß dem Geschrei
önche, die Gelehrsamkeit der Jesuiten, wie
m Geschrei der Janitscharen, das europäische
esen unter den Türken entstehn. Man durfte
nicht verschmähen, die den Feind so
und opferte Sitten und Maximen auf,
zu retten. Die katholische Literatur
beträchtlichen Umfang erreicht,
s halb so viele Werke als die
nimmt sie, wie die Meßkata-
dem Semester zu.

us hat die Nachtheile einer De-
gelernt, daß er nicht die Of-
es wolle, wieder ergreifen
haben ihm dafür eben so



Idealisten nicht einzusehn vermögen. Leute, die nach
Freiheit seufzen, weil sie im eignen Geist ewig ge-
fesselt sind, erkennen auch die Freiheit im andern
nicht, oder sehn im Spiegel ihrer Verkehrtheit jeden
in demselben Maaß für unfreier an, als er freier
ist. So hat eine ganze Bande unfreier Seelen sich
ereinigt, den genialen Görres, dessen Werke ein
riumph geistiger Freiheit sind, gleichsam durch
stracismus aus dem deutschen Sternenhimmel her-
szuwerfen. Die Ansicht, von der sie ausgehn, ist
er die unfreieste, die es geben kann. Sie schrei-
einem Glauben, in seiner bloßen formellen Äuße-
g alle Macht über den Menschen zu, da umge-
t vielmehr der Mensch die Macht über den Glau-
übt. Sie wähnen, daß, so gut wie sie selbst mit
Siegel des Protestantismus gestempelt, sofort
Schafen gebildete und freie Menschen geworden
t, au... der andern Seite jeder Mensch,
da... Katholicismus gestempelt, noth-
... und unfrei werden müsse, und
... davon, daß der Katholicis-
...nialen Menschen eine eben so
...en könne, als der Protestan-
... allerdings in eine unwürdige

...alle Verderbnisse des Katholicis-
...noch kräftige, reine Naturen, rie-
...in denen die Idee wiedergeboren
... Mysticismus des Mittelalters or-

[illegible] der
[illegible] allen
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Geist
[illegible]
[illegible] auf eine
[illegible]
[illegible]
[illegible] lichen,
[illegible]
[illegible] und
[illegible]
[illegible]
[illegible] in
[illegible]
[illegible] haben
[illegible]
[illegible] einer der
[illegible]
[illegible] und in der
[illegible] eine
[illegible]
[illegible] Namen und einer [illegible] ver-
[illegible] werden. [illegible] Vermitt-
[illegible] aber noth-
[illegible] hat als Dich-

ter in der poetischen Auffassung des Lebens, der Kunst und der Charaktere des Mittelalters, Görres als Philosoph in der reifsten organischen Entfaltung der altkatholischen Grundidee, jene Mystik wiedererweckt und ihr Räthsel uns gelöst. Franz Baader hat sogar den Versuch gemacht, die spätere Mystik, die aus dem Pietismus der Protestanten hervorgegangen, namentlich die Mystik Jakob Böhmens, für den Katholicismus zu vindiciren. Dergleichen Erscheinungen sind bedeutungsvoll, da sie eine Annäherung der nur dem Namen nach getrennten, der Idee nach verwandten Parteien bezeichnen.

Indem solche freie Geister sich über die historischen Entwickelungen und über den materillen Verfall der Kirche erhoben haben, sind sie sehr verschieden von den befangenen Geistern, welche nur die Erscheinung, die gegenwärtige, verderbte anerkennen und vertheidigen, wiewohl sie diesen wenigstens gegen die Protestanten gelegen kommen. An den Vertretern einer hinfälligen Erscheinung mag man freilich vieles auszusetzen finden, doch soll man nicht vergessen, was die Barbarei, die jeden Kriegszustand begleitet, dabei verschuldet hat, so gut wie manche Gebrechen des Protestantismus durch denselben Umstand entschuldigt werden. Der Glauben ist das Schönste im Reich der Geister, wie das Weib das Schönste in der Natur. Beide verzerren sich in die äußerste Häßlichkeit, wenn sie statt Liebe Haß finden, und in ohnmächtigem Kampfe doch nicht sterben

können. Beide macht die Verzweiflung einer [illegible]
christlichen Verhältnisses und zu eigner Unnatur, [illegible]
immer zuletzt zur andern Natur wird. Die Schüch[illegible]
heit, das Vertrauen und die stille Macht der [illegible]
werden Gift, Demuth, Gewaltthat.

Es ist in der That ein erhabenes und [illegible]
[illegible] Schauspiel, das uns die alte Kirche gewäh[illegible]
bald Weben, bald Ruhe, bald Entsetzen, bald [illegible]
muth erweckend. Unheilbar verwundet, kann sie [illegible]
nicht sterben. Von einer Fülle immer Ideen [illegible]
schwellt, findet sie nirgends Raum. In Herrsch[illegible]
und Liebe gewöhnet, findet sie keine Arme und [illegible]
Herzen. Wie der alte König Lear ward sie vers[illegible]
sen und mußte betteln von den kaiserlichen Schw[illegible]
geschlagen und ward mißhandelt, geplündert, gef[illegible]
gen, und sah die geliebte und verkannte Cordel[illegible]
des Herzens tiefsten Glauben, grausam gemordet. [illegible]
hat man sie endlich wieder befreit und ehrt ihr [illegible]
und läßt sie wieder regieren unter einer sanften [illegible]
mundschaft [illegible] lebt nun auf, aber was soll [illegible]
[illegible] ihrem Anspruch auf die höch[illegible]
[illegible] wieder in die Mitte so vie[illegible]
[illegible] die Gewalt und Besitz und [illegible]
[illegible] haben. Mit Liebe soll sie regier[illegible]
[illegible], die sich ihr zum Dienst aufdrä[illegible]
[illegible] walt.

Ultramon[illegible] hat es seit der Refo[illegible]
[illegible] wohl [illegible] er mit doppelter Zung[illegible]
[illegible] ichen und menschlichen, w[illegible]

der einen, um Befehle zu geben, mit der andern, um die Gemüther für den Gehorsam zu bearbeiten. Die zweite Stimme wurde den Jesuiten anvertraut, und abgesehn von diesem Namen vernehmen wir sie noch heute, ja in der jüngsten Zeit der Restauration weit öfter, als in der vorhergehenden der Revolutionen. So lange das Zeitalter roh, ungeschlacht und unverschämt war, mußten die Jesuiten vorzüglich Feinheit gebrauchen, weil sie den Feind nur von hinten her anfallen konnten. Nun das Zeitalter in dieser Schule selber fein genug geworden ist, müssen sie es umgekehrt mit der Unverschämtheit versuchen, weil sie dem vorsichtigen Feind so geradezu von vorn unversehens kommen, und ihn aus der Fassung bringen. Dieser Kriegsmanier getreu, studiren selbst die Klugen unter ihnen auf Dummheit, und stellen sich so brutal als möglich, was auch zum Theil deßwegen nothwendig ist, weil sie es jetzt auf den Pöbel abgesehn haben, während sie ehemals nur die höhern Stände zu überlisten trachteten. Zur Zeit der Reformation galt es ihnen, die Ansprüche des Volks durch die Fürsten, jetzt gilt es ihnen, die Ansprüche der Fürsten durch das Volk in Schranken zu halten. Damals richtete sich die Einsicht des Volks gegen den Glauben, jetzt richtet sich die weltliche Macht gegen die Hierarchie.

Wer mag es läugnen, daß es neben jenen genialen Ideologen und neben den ehrwürdigen und friedlichen Priestern der Kirche auch eine, in Deutschland

[illegible] geringe Anzahl von Assassinen der sieben Berge [illegible], die sich, eine zweite Judenschaft, zu Kammerknechten des heiligen Stuhls aufgedrungen und auf dem Märkten auch der Literatur umherschleichen und uns auch dießmal statt des Ablasses, der sehr charakteristisch die Reformation bezeichnet, jetzt Fesseln bringen, die eben so charakteristisch das Zeitalter der Restauration bezeichnen. Man kann sie wie die Juden in alttestamentalische Schwärmer und in Schlauköpfe eintheilen, und wo sie sich anlegen, gibt es Schmutz. Dieser Schmutz, womit sie alles, was die Entwicklung der Zeit diesseits der Reformation segensreiches mit sich gebracht, auf empörende Weise besudeln, ihre dummdreiste Verläugnung aller Erfahrung, des Zeitgeistes und der Cultur, und die widerliche Affectation, mit der sie dennoch einen philosophischen Styl erkünsteln möchten, ihre unverschämte Zelotengeberde, die Blutgier, die uns aus ihrem Wolfsrachen unter dem Schafpelz entgegenlechzt, und [illegible]ffitterie, womit sie Personen verlästern und [illegible], um in den Häuptern die Heerde zu schlagen, alle diese [illegible] stempeln ihre Werke zu Elendeste[illegible] die Literatur hervorbringen [illegible], und [illegible] der Wachsamkeit der Protestanten, [illegible] die Ehre der Literatur rettet, [illegible] reinlicher Hauswirth den Schmutz [illegible] auch die [illegible], die davon droht, [illegible]tzen. [illegible] eifelten Zeloten sind gemäßi[illegible] unter den Katholiken

selbst verhaßt, und die Protestanten wissen sie von sich abzuhalten. Sie beflecken mehr, als sie schaden, und man kann ihre Tiraden, wenn man Lust hat, als Proben deutscher Preßfreiheit sogar schätzen. Sollte jedoch das Jahrhundert wirklich so einfältig seyn, sich durch ihre Capuzinaden bekehren zu lassen, so wäre es werth, bekehrt zu werden.

Eine sehr achtbare Partei unter den Katholiken ist jenen Umtrieben des Ultramontanismus durchaus fremd, und vertritt zwar die allgemeine Kirche, aber nicht die unbedingte Herrschaft Roms und den Mißbrauch derselben. Sie will Frieden und Eintracht, und deshalb auch Versöhnung der Kirche mit den dringendsten Anforderungen des Zeitgeistes. Sie folgt dem guten Beispiel der Protestanten in Rücksicht auf Bildung und sucht im Geschmack Josephs II. auch im Dunkel jener Kirche eine gewisse Aufklärung zu verbreiten. Sie trägt zur Verbeßrung der Schulen bei, und vermehrt und reinigt die Unterrichts- und Erbauungsbücher, wobei freilich eine arge Prosa unter[illegible]uft. Sogar die Bibel wird in einer äußerst nüch[illegible] Übersetzung verbreitet, endlich wird Toleranz [illegible] und namentlich gegen die Mitbürger dessel[illegible]es, und der bestehende Staatsverband wird [illegible]ln Roms gegenüber in Schutz genommen [illegible]priesen. Auf diese Weise neigt sich die hier [illegible]artei allerdings zur politischen Kirche [illegible]ten, und die Mitglieder dieser Partei, [illegible]ten gehn, treten auch in die Tochter-

[illegible] Partei sie verfolgt, [illegible] erreicht haben. [illegible] zu jeder [illegible] mit Kraft, und sie [illegible] der päpstlichen, [illegible] die eine oder andere [illegible] der Unterschiede ihrer und der [illegible] zu [illegible], und die Eifersucht der Parteien zu [illegible], als daß ein eigentlicher Übergang der einen zu der andern möglich werden könnte.

Die poetischen Katholiken werden von der schönen sinnlichen Seite des Katholicismus, von der Mystik seiner Ideen, und nicht minder von den Wundern ergriffen, die er in der Geschichte und in der Kunst hervorgebracht. Ihr reizbares Temperament liebt die erhabenen Eindrücke der Kirchenpracht, ihr Sinn für das Schöne vertieft sich in die Zauber der religiösen Kunst; ihr glühendes Gefühl schwelgt in Andacht und Begeisterung und gibt sich am heiligen Ort, in [illegible] Stunde der schönen Ahnung einer nähern [illegible]art Gottes hin; ihre geschäftige Phantasie [illegible] der Mannigfaltigkeit der religiösen [illegible]der und Gebräuche alle Befriedigung, [illegible], ihre Neigung zum Übersinnlichen, [illegible] mystischen Räthseln, ihr Tiefsinn, der [illegible] am liebsten zum Gegenstande der Betrach[illegible], was jenseits der Grenzen des Wissens [illegible] die Verwegenheit ihres scharfen Ver-

standes, in immer tiefern Speculationen den Urgrund des Daseyns zu ergrübeln, findet in den Mysterien des katholischen Glaubens eine reiche Nahrung; endlich die Vorliebe für das Alterthümliche, das den poetischen Gemüthern eigen zu seyn pflegt, findet in den Erinnerungen des Katholicismus, in den gewaltigen und rührenden Bildern des Mittelalters wie die schönsten Gegenstände des Genusses, so die würdigsten Stoffe für den darstellenden Kunsttrieb. Wenn man das Daseyn vieler warmen, sinnlichen, poetischen Seelen nicht läugnen kann, so muß man auch zugeben, daß sie ganz vorzüglich vom Katholicismus ergriffen werden müssen, und ihre bedeutendsten Schriften beweisen hinlänglich, daß ihre Begeisterung rein ästhetisch und auf keine Weise erheuchelt ist. Es gehört daher nur zu den Thorheiten ihrer überreizten [illegible] unter ihnen verkappte Jesuiten zu wittern, [illegible]re poetische Begeisterung nur für ein Blend[illegible]halten, und auszugeben, hinter welcher sich [illegible]ment hierarchischer Absichten ver[illegible]t Voß diese gehässige Meinung [illegible] Mann, der überall nur Schwarz [illegible] Farbe gekannt zu haben scheint. [illegible]tholiken haben sich in andächtigen [illegible]en, in historischen und poetischen [illegible]nd zum Theil in polemischen Schrif[illegible]macht. Wie der schöne sinnliche Got[illegible] Gegenstand ihrer Neigung ist, so ist der [illegible] verständige ein Gegenstand ihrer Abnei-

[illegible]onders im Alter, in den Schooß einer Kirche, die [illegible]hnen Vergebung aller Sünden unbedingt gewähren [illegible]m, während ihnen der Protestantismus die schwere [illegible]edingung der Besserung auflegt. Nachdem sie alle [illegible]hysischen und geistigen Wollüste durchgenossen, su[illegible]chen sie jene alleinseligmachende Mutter auf und möch[illegible]ten gerne, von ihrer Liebe getragen, lebendig zum [illegible]immel fahren. Doch gibt es auch wieder andre, [illegible]e zwar ziemlich moralisch leben, aber eine ganz er[illegible]rmliche Furcht vor dem alten Adam, vor der Erb[illegible]nde und vor allen den Fehlern haben, die sie un[illegible]wußt begehen, und die sie um die Seligkeit zu [illegible]en drohen. Um also auf alle Fälle sicher zu seyn, [illegible] sie sich in die Gnade des Apostels, der das [illegible] Schlüssel führt. Nach dem Maaß ihrer Sünd[illegible]tigkeit mach[illegible] erstern auch mehr, als die letz[illegible]n von [illegible] Geräusch und übertäuben sich [illegible]lbst u[illegible]ren Versicherungen. So talent[illegible]voll a[illegible] dieser gefallenen Engel den Ka[illegible]thol[illegible]n haben, sie lassen doch immer ein[illegible]er nicht aufgeht, ihr irdisch Theil [illegible] oder Schmutz, der dann mit dem [illegible]ie verfechten, in den auffallendsten [illegible]und mit Recht jeden ehrlichen Mann

[illegible] wir uns zur protestantischen Lite[illegible] kann uns nicht entgehn, daß sie ungleich [illegible]ischen eine höhere Bedeutung für die Con[illegible] und einen größern Einfluß auf die Confessions[illegible]

verwandten hat. Die Katholiken pflanzen ihr Sy[illegible]
durch einfache Tradition und äußere Zeichen fort, [illegible]
verlangen blinden Glauben und Gehorsam ohne a[illegible]
Reflexion. Die Protestanten dagegen wollen übe[illegible]
zeugen und überzeugt seyn und verlangen eine st[illegible]
erneute Prüfung des Systems. Darum sind das W[illegible]
und die Schrift die Fundamente, deren sie nicht en[illegible]
behren können. Unterricht, Predigten und Büch[illegible]
sind von der Lehre der Protestanten unzertrennlich.
Dies verleiht natürlich der protestantischen Literatur
an Masse und Erudition ein unverhältnißmäßiges Über-
gewicht über die katholische, setzt sie aber auch allem
Verderben der Vielschreiberei aus.

Wer wollte nicht erkennen, daß der gewaltige
Umschwung des Denkvermögens und der Sprache,
[illegible] Höhe der literarischen Bildung, auf welcher
[illegible] glänzen, herbeigeführt hat, unmittelbar an
[illegible]ge des Protestantismus geknüpft ist. Wie
[illegible]senhafte Held, der die Blitze des Capitols
[illegible]tiger Hand aufgefangen, und auf die alten
[illegible]rückgeschleudert, zugleich des Wortes und
[illegible] vor allem mächtig war, und in seiner
[illegible] den Felsen gegründet, auf dem die
[illegible] sich erbaut, so hat der Geist, dessen
[illegible]ndet war, fort und fort mit der
[illegible]dung desselben gepflegt,
[illegible]alen und Universitäten
[illegible] Wissenschaft, Sprache
das [illegible]

Indeß hat dieser neue Geist auch in der prote-
stantischen Kirche sich von den Banden der Autorität,
die jeder Kirche den Haltpunkt gibt, nicht zu lösen
gewußt, und unwillig über die lästigen Fesseln, die
Theologie ihrem Mechanismus überlassen, und sich
mit allen organischen Kräften auf die weltlichen Wis-
senschaften und Künste geworfen. Unter dem äußern
Schutz, den die protestantische Kirche gewährte, ge-
wann die Philosophie, die Naturwissenschaft, Juris-
prudenz, Geschichte, Philologie alle die Freiheit,
ohne welche sie zu der hohen Ausbildung, worin wir
jetzt sie finden, nie hätten gelangen können, und so-
mit ward die Theologie mittelbar eine Trägerin der
schönsten Blüthen der Cultur, unmittelbar selbst aber
verbaute sie sich in ein System von Rücksichten und
Beschränkungen, die sich ihr als Nothwendigkeit [illegible]
drängten, [illegible] mitten im Regiren und Protestiren,
mußte [illegible] etwas Positives festhalten, und sie
konnte [illegible]incip der Autorität, Legitimität und
Sta[illegible]wohl sie es am Katholicismus ver-
wor[illegible] doch selber nicht entbehren, und nahm
es [illegible] ganz andern Formeln wieder auf.

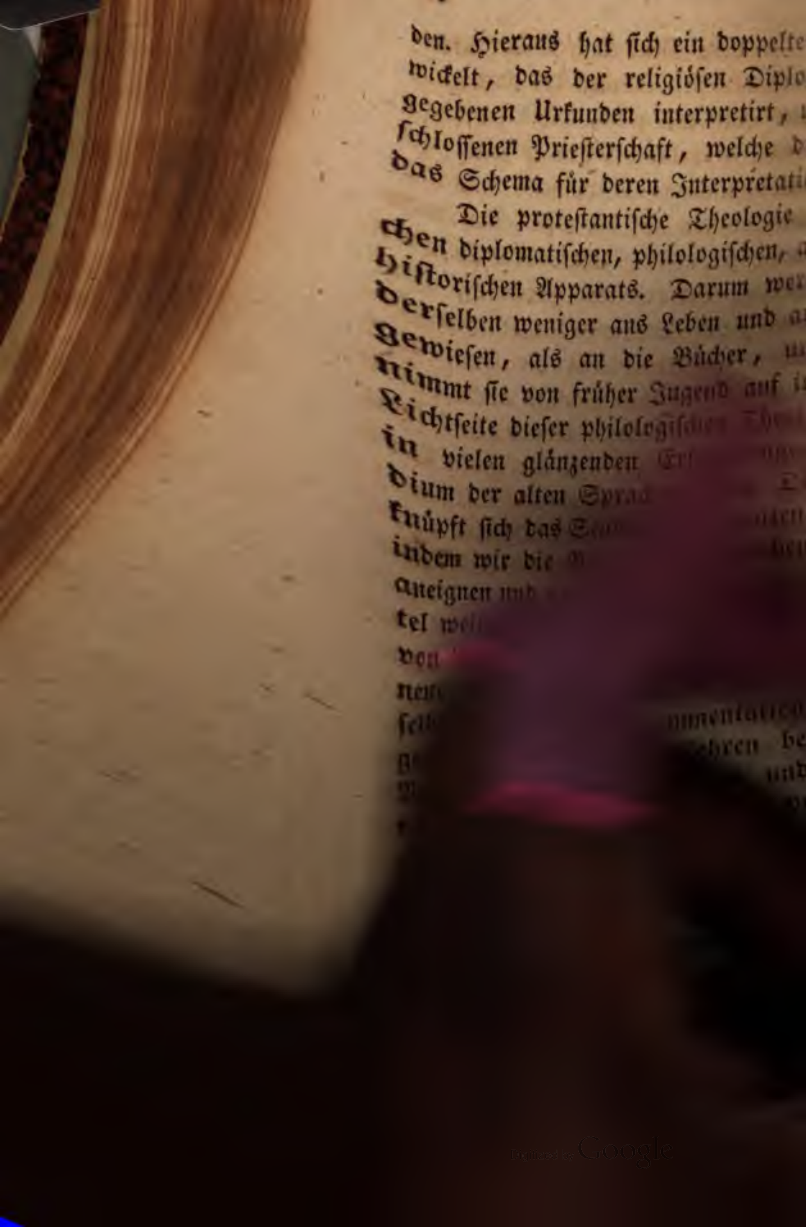
[illegible]erscheiden eine doppelte Bedingung alles
[illegible] Protestantismus, die Bibel und die sym-
[illegible]ücher. Aller Geist, der diesen Bedingun-
[illegible]cht fügen kann, entweicht auf die weltliche
[illegible] die Philosophie, und der in der Theologie
[illegible]bt, muß sich an eine absolute Autorität histo-
[illegible] in der Schrift niedergelegter Tradition bin-

verwandten hat [illegible] doppeltes Verhältniß ent-
durch einfache [illegible] Diplomatik, welche die
verlangen blinde [illegible] tirt, und daß einer ge-
Reflexion. Die [illegible] welche die Urkunden und
zeugen und über [illegible] pretation bewacht.
erneute Prüfung [illegible] logie bedarf eines rei-
und die Schrift [illegible] antiquarischen und
behren können. [illegible] werden die Lehrlinge
sind von der Leh [illegible] an das eigne Herz
Dies verleiht natü [illegible] und das Studium
an Masse und Erudi [illegible] in Anspruch. Die
[illegible] über die ka [illegible] bewährt sich
[illegible] r Vielsch [illegible] An das Stu-
[illegible] llte nic [illegible] der Exegese,
[illegible] s Dei [illegible] und
[illegible] der lite [illegible] Römer und
[illegible] n, her [illegible] unsrer Mit-
[illegible] s Preis [illegible] liche Kette
[illegible] was die
[illegible] die Exegese
[illegible] der heili-
[illegible] solche

[illegible] den Arbe [illegible]
[illegible] ich erbau [illegible]
[illegible] Fabel wa [illegible]
[illegible] die [illegible]

Verstandes aufhellen müsse, in der logischen Abwä-
gung der Pflichten das Trefflichste geleistet, und wenn
man annehmen darf, daß der größere Theil der ge-
bildeten Welt nicht mehr für innere Erregungen, son-
dern nur für äußre mathematische Beweise empfäng-
lich ist, so mag es ganz an der Zeit seyn, daß man
[illegible] die Tugend beweißt. Als ein besondrer Vorzug
[illegible] protestantischen Literatur muß ferner hervor-
[illegible] werden, daß sie ungleich der katholischen ge-
[illegible] dissentirende Schriften tolerant ist, und statt des
[illegible] catalogi librorum prohibitorum lieber die
[illegible] Menge der abweichenden Bücher in ihren histo-
[illegible] pparat einregistrirt und sie der Vergessen-
[illegible] dann entzieht, wenn sie keine Anhänger
[illegible] Dieser Toleranz verdanken wir die Er-
[illegible] trefflicher Werke sowohl von Theoso-
[illegible] Freigeistern.

[illegible] tenseite der philologischen Theologie
[illegible] Weise das Leben, wie die Literatur.
[illegible] in Klöstern erzogenen Priestern der
[illegible] geworfen worden ist, daß sie an me-
[illegible] Werke gewöhnt, ohne Kenntniß des
[illegible] Menschen, nicht würdig zur Sorge
[illegible] vorbereitet werden, kann man mit
[illegible] auch auf viele protestantische Prediger
[illegible] in ihre Gemeinden treten und nur
[illegible] Menschen kennen. In der Literatur
[illegible] itig der überwiegende Einfluß der
[illegible] plomatik dem Glauben selber nach-



den. Hieraus hat sich ein doppelte
wickelt, das der religiösen Diplo
gegebenen Urkunden interpretirt,
schlossenen Priesterschaft, welche
das Schema für deren Interpretati

Die protestantische Theologie
chen diplomatischen, philologischen,
historischen Apparats. Darum we
derselben weniger aus Leben und
gewiesen, als an die Bücher,
nimmt sie von früher Jugend auf i
Lichtseite dieser philologischen
in vielen glänzenden
dium der alten Sprac
knüpft sich das
indem wir die
aneignen und
tel
von
nen
sel mmentatien
ehren be
und

aber der weltliche Arm hat sie
wenn man nicht zugeben will,
mit Überzeugung nachgegeben
och wenigstens eingestehn, sie
e Tugend gemacht.

positiven Doctrinen, die Re-
Kritik, wie sie von den ersten
worden sind, doch mannig-
Raum gewährt haben, so
n Richtungen auf drei zu-
rthodoxe Partei, sowohl
heranern, die sich streng
hält, deren Glaube auf
ist. Es gibt sodann eine
Exegese die höchste Frei-
der Urtheilskraft geltend
auf den Begriff, auf die
stiger Vorkämpfer, Paulus
em neuen, aber treffenden
n getauft. Eine dritte Par-
an die Bibel, abgesehen so-
chen Büchern, als von der
uslegung durch Gefühle, die
mystische Weise durch das
Wo Phantasie und Sinn-
mmen, streift diese Partei
Gebiet hinüber, wo nur
, Sehnen nach Andacht,
Buße waltet, in den Pie-

macht, und hat der Zustand der Protestanten seit-
r auch zuweilen einem frechen Libertinismus und
ner gehässigen Sectirerei Raum gegeben, so hat die
reiheit, die er edlern Geistern vergönnt hat, doch
uch die schönsten Früchte getragen.

Betrachten wir zuerst die Kritiker oder die Hel-
en des Verstandes, unter denen ich nur den großen
Namen Lessing nennen will, um sie charakteristisch
enug zu bezeichnen. Sie sind die Engel, die mit
em scharfen blitzenden Flammenschwert der Denkkraft
n das Paradies der Kirche gesendet sind, um die
nwürdigen Bewohner auszutreiben. Einer Masse ge-
genüber, die in roher Sinnlichkeit, in dumpfem Ge-
fühl oder in blindem Autoritätsglauben entartet ist,
einer Geschichte gegenüber, die auf jedem aufgeschla-
genen Blatte nur beweist, wie weit wir noch zurück
sind, welchen unendlichen Weg der Geist noch vor-
aussieht, haben diese Männer eine Arbeit übernom-
men, die des menschlichen Geistes eben so auf die
höchste Weise würdig ist, als er die schwerste Auf-
gabe für denselben seyn muß. Die Sinnlichkeit und
der ganze historische Einfluß, das Gemüth und alle
angeborne Schwächen der Menschen sind die Mächte,
gegen deren Entartung und Verderbniß sie ankäm-
pfen und der Verstand, das kleine Richtmaaß, ist
das einzige Werkzeug, mit dem sie die Höhen und
Tiefen des alten Felsen bewältigen wollen. Wenn
die Art, wie die Denkkraft angewendet wird, auch
selbst der Verderbniß unterworfen ist, so ist schon die

das Auge den Tag sieht, wird eben so bald zur fressenden Feuersflamme und will nichts dulden als sich. Kaum hat er den Götzen entlarvt und gestürzt, so bannt er das schöne Geheimniß des Göttlichen ganz aus der sinnlichen Natur, kaum hat er die Raserei der Leidenschaften bewältigt, so läugnet er die Offenbarungen des Herzens. Kaum hat er die Aristokratie der Priesterkaste besiegt, so errichtet er selbst wieder den Wohlfahrtsausschuß, der jeden für kopflos erklärt, der Gott nicht blos im Kopfe hat. Zuletzt, und dies ist die Krisis seines Fanatismus, constituirt die Denkkraft sich als das Absolute, allem Seyn zu Grunde Liegende, und dekretirt von ihrem Ich herab das Daseyn Gottes, oder der Vernunft, oder wie ihr das Ding nennen wollt. An der Hand der Philosophie haben deutsche Theologen alle Stadien dieses Verstandesfiebers eben so consequent und gleichzeitig, nur mehr versteckt, durchgemacht, wie die Politiker praktisch und öffentlich in der französischen Revolution.

Man gab das todte Wort wieder auf, um ein lebendiges Denken an seine Stelle treten zu lassen, aber auch dieser Fortschritt geschah noch in der einseitigen Richtung, welche die Reformation vorgezeichnet ...tte, ja er hat zum Extrem der Lehre geführt. ...it der Alleinherrschaft des Begriffs über das ... selbst das heilige, erreichte jene Lehre den ...tionspunkt, die bestimmt schien, den Sinnen... zu zerstören, und den Gefühlsglauben her-

vorzurufen. Man ließ einseitig nur das Denken Gottes gelten und verschmähte jede Vorstellung, jedes Gefühl des Göttlichen als Täuschung, ja das Wort selbst wurde mit Recht nur als ein Bild betrachtet, das an sich nichts und etwas nur durch den lebendigen Begriff sey, und das den freien Begriff nie fesseln dürfe. Die Unterordnung des Wortes unter den Begriff war ohnstreitig ein großer Fortschritt, aber die Ausschließlichkeit eines Denkglaubens, die Verwerfung der Vorstellung und des Gefühls war nur wieder die alte Einseitigkeit. Man verkannte die Natur des Denkens und schrieb der mittelbaren Erkenntniß durch Schlüsse zu, was nur einer unmittelbaren Erkenntniß der gesammten sinnlichen und geistigen Organisation des Menschen, einem Gemeingefühl des Göttlichen zukommt. Glauben war nur noch mathematische Überzeugung. Man glaubte nur, was man beweisen konnte, wie das Ein mal Eins, und da man den Glauben aus dem Beweise ableiten wollte, der selbst nur aus dem Glauben geführt werden konnte, so mußte man in die seltsamsten Widersprüche und Trugschlüsse gerathen. Wenn nichts so segensreich gewirkt hat, als die verständige Erkenntniß des frühern kirchlichen Verderbens, wenn auch das Denken Gottes, die Reflexion über die ewige Harmonie der Dinge der wahren Andacht niemals fehlen sollte, wenn auch gerade sie es ist, die uns die Bilder und Gefühle von Gott nicht vertilgt, aber reinigt, so ist doch auch kaum ein roher Götzendienst, kaum ein

dumpfes Andachtsgefühl, kann ein sklavisches Worte-
beten so plump und arm gewesen, als jene logischen
Beweise von den Eigenschaften Gottes, die das höchste
Wesen zu analysiren streben, wie der Mineralog ein
Fossil, und deren letzter Satz: ich glaube, weil ich
denke! doch nie eines ersten: ich denke, weil ich
glaube! entbehren konnte.

Den Beweisen sind sehr natürlich die Zweifel ge-
folgt. Anfangs suchte man die Zweifel auf, um die
Beweise glänzender zu machen, nachher kamen sie
von selbst und der Verstand, ohne welchen es keinen
Glauben mehr geben sollte, verachtete bald die Ma-
jestät desselben, wie der Prätorianer den Kaiser,
der Seldschuk den Califen.

Jede Zeit fühlt sich und hat eine gewisse Eifer-
sucht gegen das Alterthum, wenn man diesem höhere
Kräfte zutraut. Jede Zeit hat aber auch ein natür-
liches Gefühl von der Macht, die sie beherrscht, und
unterscheidet dabei sehr richtig Wirklichkeit und Schein.
Deßwegen mögen es die Starken nicht leiden, daß
man sich vor den Bildern des Alterthums so erbärm-
lich demüthigt, und die Klugen sagen, man muß die
Wunder sehen, wenn man sie glauben soll. So hat
man längst die Bilder, die das Volk für wunderthä-
tig hielt, als wurmstichiges Holz hinweggebrochen
[illegible] endlich auch an die Tradition der alten
[illegible] gewagt. Was man nicht als offenbare Lüge
[illegible] vermochte, hat man durch so genannte
[illegible] Erklärung des Wunderbaren zu entkleiden

gesucht. Es gab sogar eine « natürliche Geschichte des großen Propheten, » darin Christus als ein ganz artiger Romanheld erscheint, zu geschweigen der Abscheulichkeiten, die vorzüglich im letzten Jahrhundert die christliche Tradition nicht erklären, nicht widerlegen, sondern nur beschmutzen sollten. Sie sind jetzt meist vergessen, weil der Atheismus im Indifferentismus wie Feuer im Rauch aufgegangen ist.

Es gibt eine ansehnliche Classe von Protestanten, die namentlich seit Voltaire von jeder Art Freigeisterei versucht worden sind, und die ihre Zweifel weder zu beseitigen, noch ihr Bedürfniß nach dem Glauben zu unterdrücken wissen, die sich daher in großer Angst befinden, sich beständig zur andächtigen Erbauung zwingen, und doch immer dabei von einem schadenfrohen Teufel gestört werden. Dieses unbehagliche Gefühl, diese Unruhe treibt sie in den Katholicismus und in den Pietismus. Bei weitem die größre Menge ist aber gleichgültig, läßt Zweifel und Beweise auf sich herunterregnen, und scheint in ihrer Geistlosigkeit so gut, als ob sie geistreich wäre, zu wissen, daß es nur Worte sind.

Die Heiden im Christenthum, oder die alle historische Tradition desselben sammt der Bibel verachten, und die man desfalls, sonderbar genug, Atheisten genannt hat, als ob sie nicht so gut, als die Christen, einen Gott glaubten, diese räudigen Schafe finden sich in den verschiednen Heerden zerstreut und stecken die gläubigen Seelen nicht selten mit Zwei-

[illegible] von dem [illegible] zum Pio- [illegible]

[illegible] Phlegma [illegible] es über Theo- [illegible] leicht tröstet, [illegible] der re- [illegible] leeren Wor- [illegible] Indifferentismus [illegible] als etwa die reli- [illegible] Zeit des römi- [illegible] Dieser Indifferentismus zeigt [illegible] Einige eifern, [illegible] gleichgültig, hören [illegible] lassen übrigens [illegible] Schon dieß Sprich- [illegible] des Volkes. Wer ein [illegible] Katholik oder [illegible] ihren Glauben und [illegible] zu sehr befriedigt [illegible] genommen, als daß sie [illegible] Gleichgül- [illegible] sofern es sehr [illegible] protestantischer Bil- [illegible] abgewor- [illegible] neues knüpfen [illegible] gibt es manche, [illegible] Väter mitmachen, [illegible] leben und sterben zu

wollen, und nur die neuen pietistischen Sektirer, nur solche Menschen, die sich der Verfolgung aussetzen, sind wahrhaft eifrig.

Zum Indifferentismus unter den Protestanten scheinen vorzüglich auch zwei Umstände beizutragen, denen man zu wenig Aufmerksamkeit schenkt. Einmal hängt im protestantischen Gottesdienst alles von der Person des jeweiligen Geistlichen ab. Für den Katholiken sind alle seine Kirchen gleich, und er verrichtet darin seine Andacht auch ohne den Geistlichen, oder es ist wenig Unterschied, welcher Geistliche dabei thätig ist. Darum herrscht auch, wenn ich so sagen darf, ein ungestörter Gleichmuth der Andacht überall unter den Katholiken. Bei den Protestanten aber kommt alles auf die Persönlichkeit des Predigers an; nur seinetwegen und nur, wenn er da ist, kommt man in die Kirche, nur auf ihn sieht man, nur mit ihm beschäftigt man sich, weil sonst nichts in der protestantischen Kirche die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Absichtlich wird Sinn und Geist der Anwesenden von allem andern ab und auf den Prediger hingelenkt. Dieser hat es nun in seiner Gewalt, die Andacht und den religiösen Sinn zu erheben oder herabzustimmen. Ist er selber fromm, begeistert und besitzt er ein großes Talent der Beredsamkeit, so wird er vielleicht eine weit größere Wirkung hervorzubringen wissen, als ein katholischer Priester, der in seiner Kirche mehr Sache als Person ist, es zu thun vermag. Ist der Prediger aber ohne wahre

[illegible] Din-
[illegible] werden, so wird
[illegible] ge-
[illegible] als jedes
[illegible]

[illegible]
[illegible]
Trennungen [illegible] auf
jeder Seite [illegible]
Kirche der [illegible]
reicher [illegible]
sehn wir nur [illegible]
schlag lebten [illegible] in der fried-
lichsten Eintracht [illegible] früheren Zankes. [illegible]
sich vereinigen, [illegible]
sehn sich einander [illegible] alten
Schäden wieder auf, [illegible]
gelingt es, zu vereinigen, [illegible] oder
Pfiffigen, die sich alles gefallen [illegible] Trägheit,
oder um eines zufälligen [illegible] ein
Mittel gegen den Indifferentismus werden sollte,
wird der Triumph desselben, und die man vereinigen
wollte, trennt man desto entschiedner. Man täuscht
sich gewöhnlich über die Leichtigkeit der Vereinigung,
indem [illegible] Stärke des Unterschiedes nicht gehö-
rig [illegible] Wie schon oben gerügt worden, hat
[illegible] Dingen das Vorurtheil eingeschli-
[illegible] alle Trennung und Vereinigung von

Worten ab, als beruhe überhaupt alle Religion auf Satzungen. Dieses Vorurtheil hat fast alle Menschen total verblendet, während sie doch ein ganz entgegengesetzter Erfolg beständig in die Augen schlägt. So hat man den Katholicismus zu stürzen geglaubt, indem man seinen todten Schatten in Satzungen und Worten angegriffen. So glaubt man auch, der Unterschied zwischen Lutheranern und Reformirten bestehe nur in ein paar Satzungen, und sey verschwunden, so bald man diese ändre. Aber dergleichen Satzungen sind immer nur ein Schiboleth, oft ein ganz zufälliges, von Parteien, die auf etwas ganz anderes, als auf Worte und Buchstaben, die auf den ursprünglichen Unterschied in der Natur der Geister gegründet sind. Die Reformirten unterscheiden sich nur äußerlich durch das leicht zu ändernde Schiboleth, innerlich aber durch die unveränderliche Tendenz zum Denkglauben, zum Kriticismus, zur eigenen Überzeugung durch eigenes Forschen, mithin auch zur Nonconformität und beständigen Kirchentrennung. Verständen die theologischen Diplomaten, die das Arrondirungssystem auch ins unsichtbare Geisterreich hinübertragen wollen, die Sprache der Geister, so würden sie sogleich entdecken, daß es eine contradictio in adjecto sey, die Reformirten mit den Lutheranern, oder in höherem Sinn die Denkgläubigen mit den Wortgläubigen vereinigen zu wollen. Man muß nicht sowohl auf die Namen, als auf die Sache sehn. Es hat Denk- und Wortgläu-

bige unter beiden Partien [illegible], [illegible]

nur der ein ächter Lutheraner [illegible], [illegible]

den Buchstaben der Bibel [illegible], [illegible]

Reformirter, der nur das glaubt, was er [illegible]

Überzeugung gewonnen hat. Darum [illegible]

reformirten Kirche so unzählige neue Secten [illegible]

gegangen, und der Idee nach bildet in ihr [illegible]

Mensch seine eigne; während die lutherische [illegible]

einig und sich treu geblieben ist.

Drittens hat man bei dem Unionsversuch [illegible] gehörig betrachtet, daß aller äußere Kirchen[illegible] die innere Kraft der Andersdenkenden und Sect[illegible] verstärkt nach Gesetzen des Hebels. Nichts [illegible] wohl so geeignet seyn, die Stillen im Lande [illegible] zu Lauten im Lande zu verwandeln, als die [illegible]testantischen Mittel, womit man sie aus protest[illegible]schem Eifer in die Uniformität der Kirche zwingen will. Jene Uniformität, jene äußere Werkthätigkeit, die den Indifferentisten sehr unbedeutend erscheint, ist den Pietisten eine Sünde wider den heiligen Geist, und indem man sie dazu zwingt, und ihnen auf der andern Seite ihre Privatandacht verbietet und mit polizeilicher Brutalität stört, so macht man sie nur zu Märtyrern, und befördert ihre Sache. Der Gesetzgeber ignorirt die pietistische Ansicht, er geht nur [illegible] seiner eignen aus; aber ist es wohl weise? Er [illegible] sie vielleicht ignoriren, wenn er sie nur duldet, [illegible] eine Sache zu verdammen, ohne sie zu hören,

...her oder später immer nur den Richter selbst
...

...er spricht indeß von Zwang? Nur wenige
... auf einen «politischen Nachdruck» bei Einfüh-
...der Union und neuen Liturgie zu dringen. Nur
...erwerflichen Schergen eines politischen Absolu-
...s erfrechen sich, auch unbedingt auf den reli-
... zu dringen, und den Grundsatz cujus regio,
...religio neuerdings wieder geltend zu machen, wie
...gewisser Baltzer in Stettin gethan hat. Die Ver-
...tigen fühlen, daß die Zeit solcher Grundsätze
...über sey, daß nur die freie Entschließung der
...ubigen jenes neue Kirchenthum begründen und
...stigen könne. Aber sie rechnen auf eine douce
...lence von der einen, auf eine douce resistance
...n der andern Seite. Sie hoffen, daß der gute
...ille und die nachgiebige Vor- und Rücksichtlichkeit,
...e seit geraumer Zeit in allen weltlichen Angelegen-
...eiten herrschende Gefügigkeit auch in religiösen Din-
...gen jeder von oben her gebotenen Neuerung eine weite
Verbreitung sichern werde. Sie verabscheuen den gro-
ben Zwang, aber der feine scheint ihnen desto geneh-
mer. Sie appelliren an den guten Willen, an den
Patriotismus der Staatsbürger, als ob es sich von
einer Collecte, von freiwilligen Steuern und Anlei-
hen handelte, als ob die Leute geben könnten, was
sie doch nicht haben, nämlich den Glauben an das
Neue, die Überzeugung von dessen Göttlichkeit. Man
kann wahrhaftig eben so wenig aus gutem Willen

und Rücksicht gegen fremde Wünsche, als aus Zwang seinen Glauben, selbst nicht in den kleinsten Dingen ändern, die Worte, die Handlungen wohl, aber nicht den Glauben, den Schein wohl, aber nicht das Wesen. Eine Kirche, die man versuchsweise auf diesen indifferenten, geschmeidigen, allem sich fügenden guten Willen, auf eine gewisse religiöse Höflichkeit bauen wollte, würde wahrlich auf weit schwächern Füßen stehn, als eine verhaßte, nur erheuchelte, die offene Gewalt und Zwang gegründet.

Der Pietismus ist die letzte und vielleicht die wichtigste Erscheinung, die wir im religiösen Gebiet zu betrachten haben. Wir sehn ihn ahnungsvoll in der Literatur wie im Leben immer weiter um sich greifen, und scharfen Blicken ist es nicht entgangen, daß er nichts mehr Vereinzeltes und Vorübergehendes ist, wie früher, daß er nicht blos zu den religiösen Curiositäten, zu den seltenen Mißgeburten einer gewissen vergänglichen Crisis gehört, sondern daß er einen großen, wenn auch keineswegs äußerlichen, aber innerlichen Zusammenhang hat und die Keime [illegible] großen Entwickelungen in sich trägt. Unscheinbar [illegible] geräuschlos nach seiner Art, schlägt er seine [illegible] desto mehr in die Tiefe. Gerade diese Be[illegible] innen ist es, die ihm im Gegensatz ge[illegible] andere nach außen gerichtete Treiben der [illegible]en Zeit eine so große Bedeutung gibt. [illegible] wir eine Richtung, die im Wider[illegible] andern Richtungen unserer Zeit steht,

und hier allein dürfen wir die einzige wahre Contre-revolution gegen unser revolutionirendes Zeitalter suchen. Nur im Pietismus geht der Mensch rückwärts bis zu jener innersten und tiefsten Quelle geistiger Verjüngung, aus der ein neuer Strom des Lebens bricht, wenn der alte versiegt ist. Alle andere Richtungen unsrer Zeit bewegen sich mehr nur auf der Oberfläche wider und durch einander.

Wie der Protestantismus den Übergang vom Sinnlichen zum Verstande, so bezeichnet der Pietismus den Übergang vom Verstande zum Gemüth. Ist aber dieser Kreislauf vollendet, hat Vorstellung, Begriff und Gefühl, jedes in einseitiger Herrschaft sich durchgebildet, so werden sie in harmonischer Durchdringung von Neuem die Idee gebären. Der Pietismus wird einst den Übergang zu einer neuen, die ganze gebildete Welt beherrschenden Mystik führen.

Der Pietismus muß nothwendig drei Crisen erleben, und wir befinden uns noch in der ersten. Er muß anfangs noch an den Protestantismus gebunden, noch von dessen Einfluß beherrscht erscheinen, weil er von kleinem Anfang beginnend nur mühsam sein Daseyn unter Beibehaltung der alten Formen fristet. Zugleich ist diese Periode die politische und weltliche, und der Pietismus wird nicht nur durch die herrschenden Kirchen, sondern auch durch den Zeitgeist niedergedrückt. In einer zweiten Crisis aber wird er über beide herrschend werden, und in das Extrem der Einseitigkeit fallen. In der dritten endlich wird er

mit dem Protestantismus und Katholicisnius sich
söhnen und eine neue Kirche begründen.

So widersinnig diese Prophezeihung, in un
den religiösen Interessen fast abgestorbnen, i
renten, weltlichen Zeit dem großen Haufen der
scheinen möchte, welche gar nicht an die Z
denken, oder sie nur mit Idealen weltlicher S
erfüllen, so wird doch eine kleine Minderzah
mit übereinstimmen. Die Wenigen, die in diese
von Gott erfüllt sind, werden nicht zweifeln
wieder eine Zeit, wenn auch spät kommen wer
das religiöse Interesse jedes andere beherrschen
und daß der Pietismus der Weg dazu sey, d
ihm die neue Verjüngung des verachteten Gla
und die Versöhnung der bisher getrennten Relig
parteien vorbereitet werde.

Denen, welche die Macht einer religiösen
sellschaft bezweifeln, wenn sie nicht in eine
äußere Kirche consolidirt ist, muß bemerkt we
daß die Pietisten, theils in der gegenwärtigen
wirklich noch zu vereinzelt, schwach und vom Ei
[illegible] herrschenden Systeme noch beherrscht zu un
[illegible] oft zu verderbt sind, um eine mächtige K
[illegible] daß es theils aber auch gar nich
[illegible] ismus liegt, sich äußerlich gelten
[illegible] weltlicher Macht zu umkleiden.
[illegible] m Gemüth und wendet sich von
[illegible] ab. Der Strom der Gefühle co
[illegible] und wo nur immer innerlich
[illegible]

pfunden wird, ist nicht einmal ein Lehrsystem, geschweige denn die starre Form einer sichtbaren Kirche leicht gegründet. Dennoch ist die Macht des Gefühls ohne alle äußern Hülfsmittel und Schutzwehren stark genug, sich zu verbreiten, und die äußern Schranken fremder Kirchen eben so zu überscheiten, als sich selbst äußern Verfolgungen zu entziehn. Diese Macht besteht unsichtbar und unantastbar, und täuscht jede Berechnung ihrer Gegner. Niemand kann verhindern, sie dereinst zur herrschenden zu machen, und ist sie dies geworden, so werden wir Erscheinungen sehn, die niemand erwartet hätte.

Die ersten Anfänge des Pietismus zeigen noch den ganzen Einfluß des Protestantismus, aus dem sie hervorgegangen. Die ersten Pietisten wollten nur den reinen Protestantismus darstellen, in derselben Weise, wie die Jesuiten den reinen Katholicismus. Daher sind sie auch ein vollkommenes Gegenbild der Jesuiten. Die innige Gemeinschaft mit Jesus, der durchgebildete Roman der Seelenliebschaft, die Bußfertigkeit, die Zerknirschung, die Entzückung und die Visionen, endlich die aufopfernde Dienstfertigkeit, die Bekehrung der Heiden, die Missionen nach fremden Welttheilen sind beiden gemein, nur daß die Jesuiten damit heuchelten, und nur die Zwecke der Hierarchie verfolgten, während die Pietisten das nach ihrer Meinung Gute um sein selbst willen thaten. Die Pietisten wollten anfangs nur einen geläuterten Protestantismus und sich keineswegs von der protestanti-

unter dem Namen einer büßenden Magdalena nur die lustige Sünderin wollen. Alle diese Mißbräuche sind indeß nicht dem Pietismus an sich, sondern der Stellung zuzuschreiben, in welcher er sich jetzt noch befindet. Der Weltgeist, dem der Pietismus noch erliegt, treibt auf solche Weise Hohn und Spott mit ihm.

Eine große Zahl von Pietisten sucht diesem Weltgeist dadurch zu entfliehen, daß sie sich von allem Irdischen so weit als möglich zurückziehn und nicht einmal mehr denken wollen. Dies ist der Quietismus im Pietismus, sein Extrem, die einseitigste Verirrung, deren er fähig ist. Zu diesem Quietismus sind die niedern Klassen am geneigtesten, weil der Stolz und Hochmuth der Unwissenheit denen am leichtesten wird, die wirklich unwissend sind. Auch die ganz abgestumpften Vornehmen suchen den Quietismus, um selbst in der äußersten Impotenz noch eine Wollust zu finden.

Alle diese Verirrungen hindern indeß nicht, daß der Pietismus sich immer weiter verbreitet und in der Achtung selbst der Gelehrten immer mehr steigt. Als Religion des Gemüthes ist er ein unentbehrliches Bedürfniß aller derer geworden, denen der Wort- und Denkglauben der Protestanten nicht mehr genügen konnte. Er hat sich ihnen nicht aufgedrängt, sie haben ihn selbst gesucht. Alles wird eher durch Zwang, Gewohnheit und Überredung begründet und erhalten, als der Pietismus. Wer sich zu ihm wendet, sieht

sich sogar verfolgt, nur ein freier innerer Drang kann dazu bestimmen.

Der Pietismus findet am meisten Anhang unter den niedern Klassen der Gesellschaft, theils weil diese minder verdorben sind als die höhern, theils weil sie nicht so sehr in den Genüssen der Erde schwelgen, um den Himmel darüber zu vergessen. Da, wo das feine Gift der Unsittlichkeit und die hochmüthige Weltklugheit noch nicht so tief eingedrungen, ist das Gemüth noch frisch und stark, der höchsten und längsten Entzückung fähig. Und da, wo äußerlich Noth und Mangel, Verachtung und Unfreiheit herrschen, sucht der Mensch sich gern die innerliche Freiheit, das innerliche Glück. Es sucht den Himmel, wem die Erde nichts bietet. Und sollen wir die innere lebendige Wärme, welche die großen Massen des Volks im Pietismus ergriffen und sie freundlich schirmt gegen den Frost des Lebens, sollen wir den blühenden Sinn für Liebe, der in die kleine Gesellschaft flüchtet, weil ihn die große zurückstößt, sollen wir die innre Erhebung mißbilligen und verdammen, die den Frommen den letzten Rest von menschlicher Würde sichert, wenn Niedrigkeit, Armuth und Laster sich verbunden, sie niederzutreten. Es ist der niedrigste Stand, es sind die Armen, welche die Massen der pietistischen Gesellschaften bilden. Ist es nicht ein schöner Zug dieses Volks, daß es in der eignen Brust den Stern findet, der ihm in der Nacht des Lebens leuchtet? Ist diese verachtete Frömmigkeit nicht die einzige Schutz-

Jakob Böhme, zu bestätigen. So unbedeutend dieser Versuch für jetzt noch scheinen dürfte, so ist doch zu erwarten, daß die Untersuchung auf diesem Wege nicht stille stehen wird, und daß die bei den Pietisten und Katholiken nur scheinbar getrennten Elemente sich einst näher verbinden werden. Wird jemals eine Vereinigung aller Confessionen in eine große christliche Kirche wieder möglich, so kann das vermittelnde Glied allein der Pietismus seyn.

Philosophie.

Wir leben in der Zeit der Wissenschaft. Der Verstand ist Regent der drei letzten Jahrhunderte. In der Reformation hat er sich befreit, und in der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts seinen Thron aufgeschlagen. Ist einmal ein Volk dahin gekommen zu denken, so sucht es auch die Gesetze des Denkens; sammelt seine Wißbegier die mannigfaltigsten Thatsachen, so sucht es deren Motive; bildet es eine Wissenschaft nach der andern aus, so sucht es endlich den innern Zusammenhang in allen. Die Reflexion führt, welchen Gegenstand sie auch zuerst ergreifen mag, immer zuletzt zur Philosophie hin. Was in die Sphäre des Wissens fällt, sieht sich an einen Radius geknüpft und führt zum Centrum. Dieß ist der Gang, den der Verstand in seinem Fortschritt immer nehmen muß. So unabänderlich aber dem Denker die vollendete Philosophie als perspectivisches Ziel vorgesteckt ist, so nothwendig er nichts andres erstreben kann, als eine vollkommne Wissenschaft von

[illegible] Gottes zu er-
[illegible] ng des Zieles,
[illegible] unmöglich, und
[illegible] sophiren, son-
[illegible] ren, liegt ein
[illegible] Streben selbst ist
[illegible] Philosophien, weil es keine
[illegible] geben kann, und
[illegible] zu philosophi-
[illegible] sondern durch den
[illegible]

[illegible] die Fragen
[illegible] an eine letzte
[illegible] die Philosophie
[illegible] hält man sie
[illegible] Um die erste
[illegible] zweite thun,
[illegible] kann. Man
[illegible] zu fragen;
[illegible] wie komm ich
[illegible] ich? So hat
[illegible] andre gebaut.
[illegible] die gerade vor-
[illegible] gesucht, und
[illegible] Wissenschaft zur
[illegible] oder doch von der
[illegible] jener ersten erwartet.
[illegible] vervielfältigt und
[illegible] vereinfacht.

Anfangs befreite sich die Philosophie aus den Fesseln der Dogmatik durch den Grundsatz der Aristotetiker, daß es eine innere Consequenz, eine mathematische Nothwendigkeit der Wahrheit, neben der durch die Kirche offenbarten Wahrheit gebe. Die Philosophie erweiterte jedoch nur die Gränzen der Theologie und ihre Fragen blieben theologische. Mit den großen geographischen, astronomischen und physikalischen Entdeckungen des fünfzehnten Jahrhunderts kam eine neue Richtung in die Philosophie. Man bemühte sich, das Princip des geistigen Lebens, das man früher in der göttlichen Offenbarung gesucht, mit dem Princip der Natur zu vermitteln; man identificirte auf eine mystische Weise die Kräfte der Natur, die man in der Astronomie und Chymie entdeckt, mit den Kräften der menschlichen Seele; man suchte einen Stein der Weisen, darin die Wurzel aller materiellen und geistigen Kräfte verborgen läge. Theophrastus Paracelsus bearbeitete die Physik, später der tiefsinnige Jakob Böhme die Psychologie nach naturphilosophischen Ideen. Sie sind unbillig verachtet worden. Insonderheit den letztern hat man mehr von der theologischen als naturphilosophischen Seite, und somit ganz schief ins Auge gefaßt. Wenn ihnen die ungeheure physikalische Erfahrung des achtzehnten Jahrhunderts nicht zu Gebote stand, so hatten sie doch offenbar philosophischen Tiefsinn und der letztere zugleich das Schema eines durchgreifenden Systems. Diese Weise zu philosophiren, die erst die

[illegible]

... für den philosophischen Formalismus. ...
Wolf, Baumgarten haben hier das größte ...
Das System, nach welchem man die Philosophie ...
mathematisch beweisen, sie auf einen Satz ...
... und so klar wie das Einmal Eins machen ...
... zwar auf die anthropologische Basis ...
... jede andre Quelle der Erkenntniß, ...
... durch Abstraction der Begriffe, negirte ...
...gan, außer der Denkkraft, erwarb und ebe...

eine immer besser durchgearbeitete Logik. Diese bemächtigte sich sofort der Moral, deren Fragen die ernsten protestantischen Prediger fast ausschließlich beschäftigte, und während die Orthodoxen diese Frage noch nach der Bibel entschieden, suchten die kritischen Theologen und die Philosophen sie durch logisches Abwägen von Pflichten und Rechten zu beantworten, und eine höchste moralische Weltordnung in mathematischen Formen festzusetzen.

Nachdem man, je weiter das Mittelalter zurücktrat, immer kühner geworden und den Weg der Offenbarung als eine letzte Fessel gänzlich weggeworfen; nachdem man über die Natur sich durch unermüdetes Studium immer vollkommner aufgeklärt; nachdem man die Mathematik mit Virtuosität handhaben gelernt und sie auf die Logik angewandt, und diese wieder auf die Moral, die durch den Protestantismus wie durch die römische Jurisprudenz wieder praktische Anwendung fand; nachdem die Kunst in neuen Flor gekommen und ästhetische Fragen überall angeregt worden; nachdem endlich mit der Blüthezeit der Musik, mit der poetischen Sentimentalität und der Herrnhuterei auch die Gefühle schärfer analysirt zu werden anfingen, so war eine Combination aller der verschiednen Organe, wodurch wir Natur und Geist, das Zeitliche und Ewige vernehmen, eine Combination aller bisher eingeschlagnen Wege zu philosophiren und die Kritik derselben hinlänglich vorbereitet. Eine große Menge scharfsinnige

dingten und absoluten Wissens, des subjectiven Ich
und der objectiven Welt, und je der einzelnen D
säme des Ich und der ihnen entsprechenden
in der objectiven Welt.

In Bezug auf den ersten Gegensatz entstand
Kant's Kriticismus mit Nothwendigkeit ein dogma-
tischer Absolutismus, der zwar wie Kant kritisirte,
aber nicht um die Schranken, sondern um das F
des absoluten Wissens zu finden. Hatte Kant das
Ich von der Außenwelt getrennt und nur in eine
Relation gesetzt, deren absoluten Grund er unerklä-
lich ließ, so war dieß nur ein Sporn für spätere Philo-
sophen, den absoluten Grund und in ihm zugleich
die fehlende Einheit zu suchen. Während eine ziem-
lich ausgedehnte Schule Kant noch unmittelbar treu
blieb und durch Erweiterung der anthropologischen
Forschungen wie durch Verschärfung der Kritik sich
mannigfaltiges Verdienst erwarb, schritten andre kühne
Geister weiter. Sie versuchten das Absolute zu con-
struiren, die Kantianer kritisirten das Relative. Ihre
Lehre ist Dogmatismus, die Kantische Kriticismus.
Sie beantworten apodiktisch die Frage: was ist?
Die Kantianer fahren fort zu fragen: wie vernehmen
wir? Ohne Zweifel wird die Wissenschaft durch alle
beide befördert. Der Absolutismus ist eine ewige
Evolution der Seelenkräfte durch das Genie; der
Kriticismus sichert ihr Gleichmaaß. Wenn die Kri-
tiker beweisen, bis zu welcher Gränze der menschliche
Geist vordringen kann, so ist es gut, daß die Abso-

utisten es thun. Wenn auch jeder Philosoph am Ziele seines Strebens mit Sokrates behaupten müßte: die größte Weisheit sey, zu wissen, daß man nichts wissen könne! so wird doch keiner ein Philosoph werden, der das glaubt.

Die Absolutisten unterschieden sich aber nach eben den Gegensätzen von Subject und Object, die Kant's Relationssystem festgestellt, und ihre Lehren sind in einer historischen Folge hervorgetreten, die den übrigen Richtungen der Zeit entsprochen hat. Da noch der Protestantismus und die französische Encyklopädie das Jahrhundert beherrschten, da Logik und Moral an der Tagesordnung waren, da der Geist in jedem Augenblick einen neuen Sieg über die Natur und ihre geheimnißvolle Kraft erfocht, so darf man sich nicht wundern, daß ein genialer Mann, wie Fichte, enthusiastischen Beifall fand, als er die ganze Philosophie auf ein subjectives Moralgesetz zurückführte, die Kantische Relation aufhob, die objective Natur ins Nichts verwies, und nur ein absolutes Subject, ein geistiges Ich anerkannte. Eine solche Einseitigkeit bedurfte des äußersten logischen Scharfsinns, um nur consequent durchgeführt werden zu können, und dieser bereicherte wieder den Formalismus der Philosophie. Es war keine Kunst, das Fichtesche System zu läugnen, aber eine Kunst, es zu widerlegen, und jedes folgende System erbte seinen Scharfsinn, wie Spolien des Feindes. Überdem war Fichte's Einseitigkeit dem Moralsystem wenigstens so günstig, daß

[illegible]

sophie Regeln an, als sie selbst in sie Regeln hinüber tragen, ja sogar sie völlig umschaffen. Und wo dies auch nicht der Fall wäre, muß ein selbstständiges, wenn auch einseitiges Moralsystem, eine eigenthümliche Logik oder Physik so viel Werth haben, als wenn wir sie als integrirenden Theil eines umfassenden philosophischen Systems kennen lernten. In allem, was der Menschengeist hervorbringt, liegt ein innrer Zusammenhang, wenn auch die Form ihn verläugnet. Kant war so vielseitig, als die Bildung des Jahrhunderts ihm Seiten darbot. Sein brillantirter Geist selbst war der Stein der Weisen seiner Zeit. Sein System beruhte auf der Würdigung aller geistigen Richtungen und er wirkte wohlthätig auf alle. Seine Schüler zeigen oft nur dem System zu Liebe eine oberflächliche Vielseitigkeit. An echter umfassender Bildung steht allen andern der biedre Fries voran, der sich überdem durch eine vorwiegende ethische Richtung und durch ein Streben nach Popularität auszeichnet. Fichte war ganz Moralist, und alle seine Werke beziehen sich auf das handelnde Leben, so wenig sie auch populär geschrieben sind, so daß man nicht einmal seine Reden an die deutsche Nation außer der Schule begreifen kann. Dieser tapfre Geist verlangte die Diktatur und den Terrorismus der Tugend. Er stellte die absolute Tugend selbst dem Himmel entgegen und verschmähte für dieselbe die Garantie der religiösen Autorität. Ein riesenstarker Wille in der eignen Brust sollte jede fremde Krücke dem neu-

[illegible] [illegible] [illegible] machen. Sein Grund-
[illegible] [illegible] der Physik thut, und [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] durch die Kraft
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] immer der [illegible]
[illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], Ehre [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] von des Flammen-
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Naturphilo[illegible], [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] des [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] philosophi-
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Folgerungen
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der höchsten
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] werden
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] bis zu [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] Philosophie
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] mit den
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Im Gegensatz [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], wie Kant,
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Das [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] von Geistes und
[illegible] [illegible] werden, [illegible] von jenem,
[illegible] [illegible] [illegible]. In [illegible] Gebiet [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] verbunden wir [illegible] [illegible]
[illegible] des [illegible]-historischen Lebens.
[illegible] Schellings werden wir mit [illegible]
[illegible] [illegible] in der [illegible]. Die tiefsten
[illegible] über das [illegible] und organische Leben

sprach Görres aus. Das consequenteste System, das sich zugleich der Empirie am vollkommensten anschmiegte und gleichsam den ganzen Thatbestand der Naturgeschichte wie durch einen Zauberschlag in eine Philosophie verwandelte, verdanken wir Oken. Er übertrifft alle Naturphilosophen an empirischen Kenntnissen, alle Empiriker an Philosophie. In der Anwendung der Mathematik auf die Naturphilosophie erwarben sich vorzüglich Wagner und Eschenmayer Verdienste. Steffens zeichnete sich durch Untersuchungen über die Vorgeschichte, Schubert durch Aufklärung der Nachtseite der Naturwissenschaft aus. Sie alle brachten in das Studium der Natur einen neuen großen Schwung. Durch Hegel hat ohnstreitig die Logik viel gewonnen. Es liegt in seiner Taschenspielerei mit Begriffen ein Talisman, den man ihm abgewinnen muß, um ihn würdiger zu gebrauchen.

Wenn wir durch jeden, der auf isolirter Bahn etwas Großes geleistet, uns im Einzelnen belehren lassen müssen, so sollen wir doch immer den Blick nach den universellen Geistern, den Polarsternen des Himmels richten, um welche die größte Sphäre sich umwälzt. Zwar eine ewige Kluft ist festgestellt zwischen der Weisheit Gottes und der der Menschen; doch eine Stelle gibt es, wo auch der menschliche Geist am höchsten steht, und die freieste und reichste Aussicht zugleich gewinnt. Heil dem Genius, in welchem der Sinn für die Natur, die moralische Kraft, der Scharfsinn des Verstandes, die tiefe Innigkeit des

der Menge einen gewaltigen Stoß beigebracht. S
fern von der gelehrten Pedanterei die Rede ist, h
der Dichter immer Recht. Wenn der Philosoph, gle
jenem heroischen Archimedes, selbst durch die Tode
gefahr, geschweige durch des Dichters Tadel, s
nimmer stören läßt im Forschen und Untersuchen,
mag der Dichter, der Liebling der Natur, an d
Seite dieser Natur, ihre Unerforschlichkeit, den ei
gen Talisman, womit sie uns bezaubert und b
herrscht, vertheidigen. Er mag einem schalkhaft
Amor gleich seine Venus vertheidigen und den z
dringlichen Philosophen verblenden und verwirre
Der Streit der Philosophie und Poesie, der ur
ist, soll in keine Gehässigkeit ausarten, vielmehr d
schöne Wechselspiel unsrer edelsten Kräfte bleibe
und wer aus der Menge sich mehr dem Denker, od
mehr dem Dichter verwandt fühlt, mag wählen na
Gefallen.

Im Besondern hat jede große philosophische Schu
einer Richtung des Zeitalters entsprochen, in Wec
selwirkung sie erzeugend und von ihr erzeugt. M
kann selten unterscheiden, wie fern ein Mann me
auf seine Zeit, oder diese mehr auf ihn gewirk
Große Geister sind nur die Spiegel der Zeit, dur
die sie eben geschliffen werden.

Kant hat die ganze Literatur bewegt und d
Ruhm, die weiteste Verbreitung gefunde
Lehren haben den Forschungsgeist angereg
sophie selbst den größten Impuls gegebe

die kritische Theologie begünstigt, alle Wissenschaften philosophischer gemacht und durch ihre Humanität Toleranz und Bildung mannigfach befördert. Wenn sein System in der gelehrten Welt unmittelbar die größten Revolutionen bewirkt hat, so dürfen wir doch noch weniger die großen Folgen verkennen, die sein anthropologisches Verfahren mittelbar in noch weitern Kreisen hervorgebracht hat. Die allgemeine Toleranz, die seit Friedrich dem Großen vorzüglich von Preußen ausging, das Streben nach allseitiger Bildung, das Interesse für alles Fremde, die billige Prüfung aller Parteiansichten, die Vorliebe für das analytische Verfahren, die Bemühung um Urbanität, das Streben nach Nützlichkeit, Popularität und Geselligkeit gewann hauptsächlich durch den edlen Königsberger Philosophen die Ausbildung und Verbreitung, die das vorige Jahrhundert ausgezeichnet hat. Gleichzeitig war auch in Frankreich und England ein anthropologisch-kritisches Verfahren herrschend geworden. Rousseau's Gemüth, Voltaire's Verstand, Swift's Satyre, Sterne's Humor appellirten an die menschliche Natur und stürzten die alten Vorurtheile. Sie und Diderot, Goldsmith, Fielding drangen in die deutsche Literatur und ihre Wirkungen stehn in genauer Beziehung mit Kant's Anthropologie. Man warf die steife Form von sich und belauschte das menschliche Herz, das gesellige Leben, und gab Sittengemälde, psychologische Romane, Idyllen, bürgerliche Schauspiele, Satyren, humoristische Aus-

[illegible] der Kanti-
schen Philosophie [illegible]. Prüfung der Men-
schenwürde, Humanität und negirende Polemik gegen den
alten Wahn. Göthe's ältere Gemälde haben ihnen
eine lange Herrschaft bereitet, und Wachler hat gar
nicht Unrecht, wenn er, obwohl ohne das Motiv an-
zugeben, in seinem Handbuch der deutschen Literatur
die Behauptung aufstellt, Göthe habe seine allgemeine
Anerkennung erst durch Mitwirkung der kritischen
Philosophie gewonnen.

Fichte gehört der Zeit der französischen Revolu-
tion an, wie Kant der kurz vorhergehenden friedli-
chen Periode. Eine wunderbare Schwärmerei be-
mächtigte sich der Menschen. Man träumte von ei-
ner höchsten moralischen Weltordnung, von einer all-
gemeinen Republik, und der Traum sollte verwirk-
licht werden. Man verwarf Offenbarung und Ge-
schichte, und das neue Geschlecht maßte sich an,
Kraft seines freien Willens alles Alte zu stürzen
und eine neue Menschheit mit neuen Formen anzu-
fangen. Die Franzosen waren die Helden dieser neuen
Lehre, ihre tiefste philosophische Begründung muß
unsrem Fichte zugeschrieben werden. Ihm hingen da-
her alle Freunde der französischen Revolution und
jene Unzahl jugendlicher Enthusiasten an, die selbst
dann noch von ihren Träumen nicht lassen wollten,
als die Franzosen bereits von der nachhinkenden Er-
fahrung unsanft aufgeweckt worden. Eine Menge
Politiker, Historiker und Pädagogen folgten Fichte's

Grundsätzen, und das sogenannte Deutschthum muß als der letzte einseitige Auswuchs des einseitigen Fichtianismus betrachtet werden. Im ethischen Enthusiasmus höchst achtbar, und oft bewunderungswürdig, ist diese Lehre in der Praxis fast immer nur zur Thorheit ausgelaufen. Sie findet ihre Anhänger auf natürliche Weise immer bei der Jugend und hat sie bei den Alten eine Zeitlang finden müssen, als dieselben wie in den letzten Zeiten der Noth und Befreiung Deutschlands von einem jugendlichen Rausch ergriffen worden. Diese feurige, rasche Wirkung, wie eines Meteors, das wieder schwindet, ist aber gerade das, was wir an Fichte's Lehre höchst liebenswürdig finden müssen. Unter den Dichtern ist in der praktischen und ethischen Richtung Schiller ihm am meisten geistesverwandt. Beide griffen in die stolze Brust und riefen den männlichen Willen zum Kampf gegen die Sinnlichkeit und Schwäche des Zeitalters; beide fochten ritterlich für Freiheit, Ehre, Tugend, beide sind früh in dem Strom, gegen den sie anstrebten, untergegangen. Abgesehn von dieser ethischen Richtung aber, und rein in Bezug auf das Philosophem Fichte's ist kein Dichter ihm gefolgt, als Novalis, der daher auch eben so groß und einzig dasteht, und auch dieser Dichter büßte den allzukühnen Göttertraum mit einem frühen Tode. Fichte's höchster Satz, «das Ich ist Gott» wurde von Novalis in jenem ungeheuern Anthropomorphismus der Welt ausgeführt, den wir in seinen hinterlassenen

Geschichte.

Allen Völkern sind die Erinnerungen der Vorzeit heilig, und alle streben der Nachwelt von sich selbst ein Gedächtniß zurückzulassen. Traditionen und sinnliche Denkmäler waren die uralten Bande, an welchen die Jahrtausende einander erkannten, aneinander sich fortbildeten. Umfassender aber, als in allen andern Denkmälern, erhielt sich in der Literatur das Bild der alten Zeiten, und ihr prägen wir auch unser Bild auf, um es den Nachkommen zu überliefern. Die Erforschung aller alten Denkmäler und die Sorge für Denkmäler auch unsres Lebens ist seit geraumer Zeit ein vorzügliches Geschäft der Deutsch[illegible]sen, weil wir weniger thätig oder genuß[illegible]s andre Völker, uns vor allem der sinni[illegible]tung hingeben. Dadurch ist es uns ge[illegible]nah in allen Zeiten heimisch zu werden. [illegible] die Bilder aller Völker um uns versam[illegible]eln uns in der Erinnerung des ganzen [illegible]hlechts. Dieß ist der stärkste Be-

weis, wie die stärkste Stütze der Humanität, die uns auszeichnet, und zeugt mehr als alles von der Universalität unsres Geistes, denn wo irgend eine nationelle Einseitigkeit vorherrscht, pflegt sie immer zuerst in Vorurtheilen gegen andre Nationen und in Verachtung ihrer Denkmäler sich zu äußern.

Im allgemeinen nennen wir die Erinnerung der Zeiten die Geschichte, und ordnen ihr folgende Wissenschaften unter, Archäologie und Philologie oder Kunde der bildlichen und schriftlichen Denkmäler, kritischer Geschichtsforschung und Geschichtschreibung.

Die Archäologie und Philologie lehren uns die alten Denkmäler verstehn und sind das Mittel für den Geschichtsforscher. Die Philologie hat sich aber selbst zum Zweck gemacht. Sie hat das Studium der alten und aller Sprachen um ihrer selbst willen, nicht blos wegen des zufälligen Inhalts, zu ihrem Gegenstand gemacht. Es ist darin viel übertrieben worden, man hat den Sprachgelehrten zu viel Einfluß eingeräumt, und nur zu oft über der Form den Inhalt vernachläßigt Indeß hat sich das Übergewicht des reinen Spruchstudiums gleichsam von selbst ergeben müssen. Der Philologe hat die doppelte Pflicht, die alten Denkmäler theils der Form, theils dem Inhalt nach verständlich zu machen. Das erste erfordert aber ein ganz andres Studium, als das zweite, und beide muß er trennen. Die Grammatik muß vom Inhalt absehen, und eine vergleichende Analogie bei den verschiednen alten

[illegible]

... die Sprache eines [illegible] ... Sprachen verschiedener [illegible] ... insbesondere die allgemeine [illegible] ... stellen, aber endlich der innern [illegible] ... historische Entwicklung u. [illegible] ... einzelner Sprachen ist das [illegible] ... aber hat uns die griechische und latein[illegible] ... Die nähere Bekanntschaft mit denselben ... Zweifel sehr vortheilhaft auf die [illegible] ... Sprache gewirkt, und uns namentlich ... Sätze in schöne Perioden [illegible] ... den Sinn kürzer zu fassen, denn [illegible] ... der ältern deutschen Sprache [illegible]

ner Kürze der Sätze und Weitschweifigkeit des Sin-
‥s, die in Bezug auf das Volk sehr charakteristisch
ist. Wenn wir auch durch die Nachahmung der Al-
‥n eine mehr eigenthümliche Entwicklung unsrer
Sprache und sogar eine Menge sowohl alter Wörter
‥d Formen aufgegeben haben, so müssen wir doch
‥kennen, daß wir in demselben Maaße alte Begriffe
‥d Denkweisen abgelegt haben, und daß unsre neue
‥rache vollkommen unsrer neuen Bildung entspro-
‥n hat, und mehr kann die Sprache nicht thun.
‥e Nachahmung der Alten war unabweislich; wir
‥rden jetzt selbständiger und in demselben Maaße
‥d es auch wieder unsre Sprache, und wir neh-
‥ das Ursprüngliche wieder auf, weil wir es
‥bilden. Sofern jene Nachahmung mit den Fähig-
‥n und dem Genius der deutschen Sprache ver-
‥lich gewesen ist, hat sie sehr wohlthätig gewirkt.
‥eß hat sie unsrer Sprache doch auch oft Gewalt
‥than.

Die vergleichende Anatomie der Sprachen hat
‥e Fortschritte gemacht, und man hat sogar den
‥anken an eine Ursprache, oder an eine Zurück-
‥ung aller Sprachentwicklungen auf ursprüngliche
‥ute gewagt. Dieß hat freilich zum Theil zu un-
‥igen Hypothesen verleitet, indeß ist der Vortheil
‥t zu verkennen, den eine unbefangene kritische
‥leichung der Sprachen gewährt. Sie hat vor-
‥ich die interessantesten Aufschlüsse über die Ver-
‥gungen, Wanderungen und geistigen Entwicklun-

gen der europäischen Völkerstämme gewährt und so
durch der Geschichtsforschung den wesentlichsten Dienst
geleistet. Insbesondre müssen wir die Verdienste Ja-
kob Grimm's um die Geschichte der deutschen Dia-
lekte preisen.

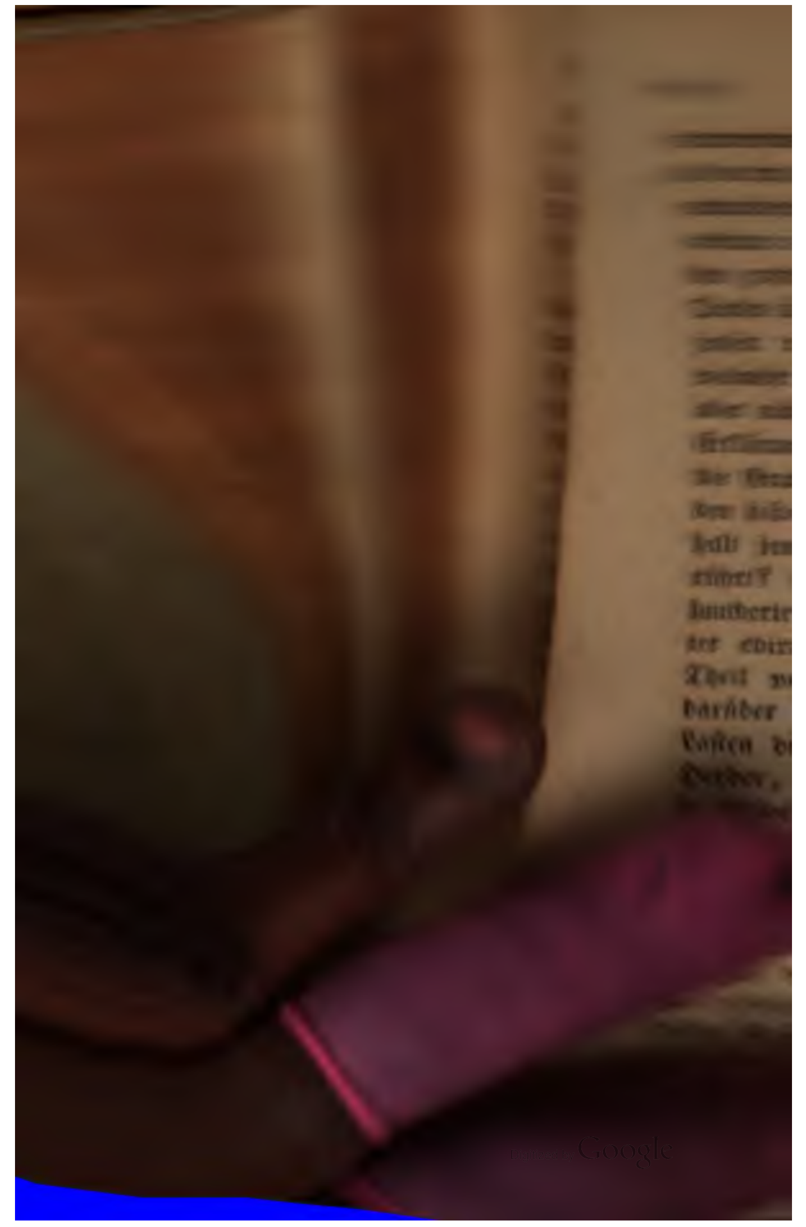
Wir sehn die Philologen jetzt in einem Kampfe
begriffen. Ursprünglich herrschte bei den Katholiken
das Lateinische vor, die Protestanten brachten das
Studium der griechischen und orientalischen Spra-
chen auf zum Behuf der Exegese. Später wurden
die romanischen Sprachen in Deutschland beliebt, und
in neuern Zeiten hat man eine große Aufmerksamkeit
theils auf die deutschen Dialekte, theils auf das In-
dische, Arabische und Persische gewendet. Nur die
slavischen Sprachen sind uns noch wie bisher fremd
geblieben, oder es ist nur höchst wenig dafür gelei-
stet worden. Die griechisch-lateinischen Philologen
haben sich nun dem Deutsch-orientalischen entgegen-
gesetzt. Sie halten an ihrem alten Vorurtheil für
das classische Alterthum und gegen die germanische
Barbarei, und lächeln verächtlich über die Thoren,
denen das Nibelungenlied und die Minnesänger ne-
ben Hom[illegible]oraz auch etwas gelten. Erbittert
aber [illegible]n die Orientalen, die ihnen ihr
[illegible]das Alterthum zu entscheiden, zu
[illegible] Sie sehn jenseits Griechenland
[illegible]ient nur dieselbe Barbarei, die sie
[illegible]alte[illegible]nnen, da die Orientalisten aber
[illegible]r die Urzeit, das mythische

Alterthum verkündigen, für welche Hesiod und Homer nicht ausreichen, so fürchtet die ältere Partei dadurch in den Schatten gestellt zu werden, und wehrt sich, den seligen Voß an der Spitze, mit Hyänengrimm um die Leichen und Gräber des Alterthums. Dieser Kampf der Philologen greift in die eigentliche Geschichtsforschung hinüber.

Was das Sprachstudium überhaupt betrifft, so trägt es zwar seinen Werth in sich selbst und ist ohne Zweifel sehr wohlthätig für das jugendliche Alter, herrscht aber doch auf unsern gelehrten Anstalten nur allzu einseitig vor.

Wer sollte auf einer ältern deutschen Schule erzogen worden seyn, und nicht eine starke Rivalität zwischen dem philologischen und realistischen Unterricht bemerkt haben? In der Regel aber wird man finden, daß die Philologen auf solchen Schulen ein unverhältnißmäßiges Übergewicht behaupten, daß namentlich, wo Classenordnung eingeführt ist, in jeder Classe die Philologie einseitig vorherrscht. Einzig hieraus erklärt sich die Einführung der Fächerordnung in einzelnen Schulen und die Errichtung beson- [illegible] Realschulen. Immer aber sprechen die Philo- [illegible] in Vorrecht an, halten sich für etwas viel [illegible] als die Realisten, und bilden eine stolze [illegible]atische Kaste.

[illegible]ie Philologie ist für den Unterricht zum Theil [illegible]erderblich geworden, wie die äußern Gebräuche [illegible]r den Gottesdienst. Wie dort die wahre Andacht



...en worden ist, hat keineswegs gewuchert, wie
...erwarten sollte.

Die Philologie ist das Mittel für die Zwecke
...er Wissenschaften, aber das Mittel ist selbst zum
...e geworden. Man soll die alten Sprachen ler-
... um den darin uns überlieferten Inhalt zu ver-
..., aber die Philologen betrachten diesen Inhalt
als ein nothwendiges Übel, ohne welches die
...che nicht seyn kann, und behandeln die alten
...ter so, als ob sie Schönes und Großes nur ge-
...hätten, um die Grammatik anzuwenden. Jeder
...utor ist ihnen nur eine besondre Beispielsamm-
...für die Grammatik. Man soll die Alten lesen
...rnach zu leben, aber die Philologen meinen,
...lle nur leben, um die Alten zu lesen.

...n hat in der neuesten Zeit in der Philologie
...ährtes Mittel gefunden, den politischen Ver-
... der Jugend zu begegnen. Man hat gefun-
...ß nichts so sehr den Feuereifer niederschlägt,
...linden Gehorsam gewöhnt, als diese Philo-
... das beflügelte Genie an den Bücherschrank
...nd den Scharfsinn in die Grammatik, die
...sucht in Conjecturen ableitet. Alle Spring-
...s Geistes erschlaffen unter der Last der
.... Der Jüngling muß immer sitzen und
...as Aufstehn. Alle Freiheit wird erstickt un-
...st der Autoritäten und Citate. Der Jüng-
... nur immer lesen und auswendig lernen,
...t das Selbstdenken. Alle wahre Bildung

[illegible] [illegible] durch die einseitige Betreibung des [illegible] [illegible] Sprachunterrichts. Der Jüngling muß nur immer Wörter und Formen lernen, und gelangt nie zur Sache. Er wird in die Schule gestoßen und der [illegible] Dressur Preis gegeben. Die meisten [illegible] diese Dressur als eine Qual, das Amt als die einzige [illegible] an, und studiren nur auf das Examen los, indem sie so viel philologische Kenntnisse sammeln, als in den Kopf gehn wollen, um [illegible] aber sich so wenig als möglich bekümmern, weil man nur [illegible] jene von ihnen verlangt.

Gehen wir zur historischen Wissenschaft im engern Sinne über, so bietet sich uns ein unermeßliches Feld dar, auf welchem zahlreiche Arbeiter emsig beschäftigt, jedoch mit einander im Streit begriffen sind, so daß die einen sehr häufig das Werk der andern wieder zerstören. Im Allgemeinen bemerken wir im historischen Gebiet zunächst folgendes.

Die [illegible]ichte ging ursprünglich aus dem Epos herv[illegible] war nichts als das Gedächtniß großer H[illegible] [illegible]sen Charakter hat sie bis auf unsre Zei[illegible] [illegible]en, sie ist wesentlich politische Geschichte, [illegible] weniger [illegible] Lebens im Umfang aller Er[illegible] [illegible]en, als [illegible] [illegible]ore der Thaten. Noch im[illegible] [illegible]gt man [illegible] [illegible]chten und äußre Begebenheit[illegible] [illegible]m gr[illegible] [illegible]cht, als auf die stillen Ent[illegible] [illegible]lungen [illegible] Leben der Völker. Doch hat man al[illegible] [illegible]r mehr auch diese Entwicklungen in d[illegible] geschichtlichen Betrachtung gezogen,

d man begreift unter dem Gegenstande der Ge-
ichte bei weitem mehr, als früher, wiewohl die
itische Geschichte immer die vorherrschende bleibt.
e Gegenstände sind, die allgemeine Weltgeschichte,
Geschichte einzelner Völker, Örter, Begebenheit
Personen, aber auch Geschichte der Cultur oder
lner Richtungen des Lebens, der Religion und
e, der Wissenschaften und Künste, der Sitten
es Verkehrs.

Die Deutschen haben sich in allen diesen Gegen-
n versucht, doch zeichnet sie eine charakteristische
be für die allgemeine Weltgeschichte aus, weil
ilosophischer Trieb überall eine Einheit und
nzes sucht. Eben deßhalb haben sie sich auch
ls irgend ein andres Volk um die Geschichte
mden bekümmert. Die vaterländische Geschichte
ber mannigfach vernachlässigt, wenigstens ist
unermeßliches Studium, das sich auf die
chte geworfen hat, entzogen worden.
unsrer Geschichtsforschung muß
Hülfsmitteln, theils nach der Kritik
Ansichten und Resultaten derselben ge-
Die Mittel haben sich in der neuern
eise direkt und indirekt vervielfältigt.
um der Geschichte ist von der großen
g der neuern Zeit mit ergriffen wor-
en philosophischen Ansichten haben sich
Geschichte geläutert und gehoben. Die
n sind vermehrt und gelichtet, die Kritik

ist geschärft worden, und die poetische Ausbildung der Sprache hat auch ihren wohlthätigen Einfluß auf die Geschichtschreibung geübt. Ein wahrhaft großer Schwung ist aber in dies Studium erst durch die großen historischen Ereignisse der Zeit selbst gekommen. Alle Wunder der Geschichte sind sichtbar an uns vorübergegangen, und was wir mit eignen Augen gesehen, erklärt uns die Vergangenheit. Eigne Thaten und Leiden haben uns jene Alten verständlich gemacht, und indem wir selbst gewaltige Charaktere über die Weltbühne schreiten gesehn, nennen wir nicht mehr bloße Namen des Alterthums und zählen ihre Thaten, sondern wir erkennen sie und leben mit ihnen. Auch ist der Umstand nicht unwichtig, daß [illegible] Stürme unsrer Zeit so viele Schranken [illegible] die ehemals das Studium hemmten, und [illegible] Schätze zugänglich gemacht, die ehemals [illegible] Viele Staatsgewalten, die [illegible] geheim zu halten für nöthig fanden [illegible] und ihre Annalen dem Geschichts[illegible] Hand gegeben. Viele Bibliotheken, [illegible] verschloß, sind geöffnet; [illegible] Schätze, die das Kloster oder die [illegible] verborgen lagen, nicht ein[illegible] gezogen worden. Die [illegible] ist aber unstrei[illegible] Bibliotheken in [illegible] allein es möglich [illegible] der historischen Ur-

t einen Überblick zu gewinnen und sie auf be-
Weise zu benutzen.

ndessen ist noch lange nicht genug gethan. Die
len der vaterländischen Geschichte wenigstens
bei weitem mehr aufgeklärt und zusammenge-
seyn, als wir sie gegenwärtig finden. Ich
e nicht, daß jedem Ort sein angestammtes
l beiben müsse, daß es Raub sey, die alten
n und Manuscripte aus den Gegenden zu
t, denen sie zugehören; es ließe sich aber
f andre Weise helfen. Das wahrhaft groß-
nternehmen einer bekannten Gesellschaft, die
n Quellen der deutschen Geschichte neu ab-
u lassen, hat uns wenigstens einen Weg ge-
nn auch auf demselben noch kaum ein Schritt
t. In einer Zeit, wo so viel geschwärmt
rf man wohl auch den kühnen Gedanken
daß ein künftiges Deutschland reich, klug
nalstolz genug seyn werde, um eine Biblio-
Quellen der deutschen Geschichte zu Stande
t, die keiner seiner größern Städte fehlen
Wenn man das Fremdartige dabei gehörig
t, so ist ein Überblick allerdings möglich.
on so unermeßlichen Hülfsquellen, als
ürde, wenn sie für die Idee begeistert
rechten Männer, die ihr dann schwer-
rften, an die Spitze stellte, die Kosten,
solches Unternehmen ausreichten, wohl
können. So etwas wird aber leicht allen

[illegible]

[illegible] eigentlicher krit[illegible]
[illegible] Gabe mang[illegible]
[illegible] Volke, als die Deu[illegible]
[illegible] lassen wir uns eine f[illegible]
[illegible] eine süße Schwärmere[illegible]
[illegible] auch auf dem histor[illegible]
[illegible] Besonders [illegible]
[illegible] hier einem [illegible]
[illegible] zügellosen Hypoth[illegible]
[illegible]rhaupt, wo die [illegible]
unverrückbar eine An[illegible]

;ellten, haben die Vermuthungen, Meinungen und
ildungen eine Menge verschiedner Ansichten er-
t, und die Kritik hat mehr vom Temperament
System der Forschenden, als von den Thatsa-
selbst den Maaßstab entlehnt. Man hat auch
versucht, die unzweideutigsten Thatsachen zu
llen, um ihnen ein beliebiges Ansehn zu geben,
ner Lieblingsneigung, einer Theorie oder einer
schen Absicht anzupassen. Man hat die That-
aus ihrem natürlichen Zusammenhange gerissen,
ine ungebührlich hervorgehoben, das Andre nur
ei gewürdigt oder übersehn, dem Gewissen ei-
schen Sinn untergelegt, dem Ungewissen einen
gen, und sich selbst nicht gescheut, hin und wie-
ichtlich zu lügen.

e Ansichten, welche die Geschichtsforscher
Studium hineintragen, sind willkürlich oder
irlich. Es gibt allerdings Gelehrte, welche
sicht die Geschichte verfälschen, um sie als
des Parteikampfes zu benutzen, oder wohl
Frö[illegible]keit oder Patriotismus, oder aus
um eine einmal ausgesprochne
ht zurücknehmen zu müssen. Bei
rte bringen aber ganz unwillkür-
wenigstens einseitige Ansichten in
icht der Partei, unter wel-
fgezogen worden ist, drängt
o wir sehn durch ihre Brille,
kann hier die mannigfaltigen

n Mechanismus, dann eine tolle Lebendigkeit.
der Theologie folgte der starren Orthodoxie eine
zum Atheismus muthwillige Kritik. In der Phi-
hie wurde das mathematische Verfahren durch
anthropologische ersetzt, das allen Hypothesen
Spielraum gab. In der Staatswissenschaft
te anfangs die abgeschmackte heilige römische
unbehülflichkeit, dann ein Schwall von Neue-
. In den Naturwissenschaften ward die Em-
nd das fleißige Sammeln durch kecke Hypothe-
etzt. Die alte ehrbare Erziehung mußte den
n Versuchen der Philantropisten weichen. End-
) die sogenannte classische Poesie durch alle
eifungen der Romantik und des modernen Hu-
h verdrängt. So folgten auch im historischen
f die weitschichtigen Sammlungen der Män-
Allongeperücken die kritischen Bedenken der
in Zöpfen, und nachdem das siebzehnte Jahr-
den Geist der Geschichte unter endlosen Cita-
chronologisch-genealogischen Tabellen begra-
nte [illegible] hnte ihn dreist läugnen. Man
[illegible] evelhaften Unglauben und im
[illegible] er Einseitigkeit des Geschlechts
[illegible] Philosophen dem Chri-
[illegible] evolutionsmänner auf den
[illegible] Geschichte einen neuen
[illegible] trebten, wurden sie von
[illegible] thätig unterstützt, die das
[illegible] Feld der Geschichte zu säu-

[illegible] geltend machten,
[illegible] zu läugnen, und
[illegible] der neueren Aufklärung dar-
[illegible] von rechtswegen
[illegible] dürften Schöpfer und
[illegible] Kunstdenkmäler als dumme
[illegible] die ganze Zunft durfte das
[illegible] verdammen. Man sah die
[illegible] das weit vernünftigere
[illegible] als ein organisches Leben
[illegible] ihres Gemäldes,
[illegible] zugleich eben so in
[illegible] man strebte nicht mehr
[illegible] den Zusammenhang des
[illegible] zu begreifen; vielmehr
[illegible] Übermuth, der
[illegible] über die Versehung
[illegible] die Werke derselben
[illegible] daß man es von Anfang
[illegible] gemacht haben würde. Man
[illegible] wie ein übel bestelltes Erbe
[illegible] zu müssen. Wenig [illegible] nutzbar, das alte
[illegible] in die Polterkammer gewiesen. Man
[illegible] die Hallen der Geschichte wie stürmende
Soldaten und verbrannte die herrlichen Wandtape-
[illegible] Raphael, um Gold daraus zu
[illegible] Würdigung und Schonung,
[illegible] Augenblick brauchen konnte.
[illegible] hundert fand daher nur

eschichte der Griechen und Römer wichtig und
instig, weil es daraus die Muster theils für
republikanischen Träume, theils für seinen Des-
haß entlehnen, und weil es hier dem ältesten
der mittelalterlichen Barbarei die Hand rei-
onnte. Der religiöse Fanatismus kam dem poli-
zu Hülfe. Da die Katholiken weniger geschrie-
ben, und es den Gelehrten bereits zur andern
geworden ist, gegen katholische Schriften, na-
h historische, vorsichtig zu seyn, so haben diese
eniger verdorben, als die Protestanten, wenn
gleichfalls weit weniger gut gemacht. Grade
ie Protestanten beinah allein die Literatur be-
haben, sind sie fanatisch gewesen, ohne es
rken, denn was die Katholiken dagegen ge-
, ist von Protestanten immer für absoluten
gehalten worden, seit man unter der römi-
'allibilität nur schlechterdings Fallibilität ver-
ie ungeheure Mehrzahl der protestantischen
bücher stellt das Mittelalter auch aus dem
en Standpunkt ihrer Confession dar. Die
schreiber glaubten dabei noch um so viel un-
zu verfahren, als das philosophische Jahr-
llgemeinen Pfaffenhaß, Verspottung des Aber-
und Verachtung der mittelalterlichen Roheit
Indem sie aber ihre Darstellung der Ge-
eser Doctrin anpassen, werden ihre Werke
agogische Exercitien, als treue Gemälde
ngenheit. Sie malen nicht das Mittelalter,

ie Schwierigkeit entgegen. Unsre Geschichte ist theils
unendlich mannigfaltig, theils hat sie so viele
kle Partien, daß ein klarer Überblick noch nie-
s erreicht worden ist. Weit leichter mag der Eng-
er und Franzose seine Geschichte schildern, die
sehr einfachen Fäden fortläuft, und nie wichtig
wo sie nicht zugleich klar wäre. Dort drängt
alles zusammen, in der deutschen Geschichte fährt
auseinander. Wir sind darin den Griechen zu
eichen, und noch gibt es eben so wenig eine
griechische Geschichte, als es eine deutsche gibt.
Noch in keinem Zweige der Literatur haben wir
nig uns selbst vertraut, als in der Geschicht-
ung. Hier galten uns fast immer nur fremde
r, vorzüglich der Alten. Der wichtigste und
nnteste unter den Nachahmern der Alten, der
auch fast einstimmig für unsern größten Ge-
chreiber gehalten worden ist, war Johannes
. Seine Schule ist noch immer die herrschende,
r manierirte geschraubte Ton derselben ist ein
lächerlich. Die Deutschen sind seit ein Paar
von der europäischen Geschichte als
mhergeworfen worden; wenn sie selbst
die Geschichte machen werden, werden
iben können.

[illegible]

ander ha

empfangen

ren Literat

mit wie

Wir haben genug gelitten, um uns um Politik
nmern zu müssen, und zu wenig gethan, um zu-
) etwas Großes dafür leisten zu können. Wir ha-
u viel Muster vor uns und zu wenige Selbständig-
um selbst Muster zu seyn. Unser Zustand wech-
eßfalls, ohne festen Charakter, wie wir gesto-
erden. Man findet nirgend so viele Mittel-
nde, als in Deutschland. Man will es überall
nachen, und gewiß haben Wenige die Macht,
ht zugleich die Nothwendigkeit fühlten, es recht
zu müssen; aber der Ansprüche sind zu viele
der Hauptanspruch wie der gegenwärtigen
des deutschen Phlegmas überhaupt Mäßigung
eden ist, so kann es nicht wohl anders seyn.
r haben uns nur nothgedrungen auf den poli-
Schauplatz reißen lassen und finden uns noch
nderlich darauf zurecht. Was wir etwa ha-
müssen, kann man kein eigentliches Handeln
und unsre Reden wollen deßfalls noch weni-

sind nur solche Völker, deren ganze
ffentlichen Staatsleben sich concen-
eine politische Literatur ausge-
en, Römer, Engländer, Fran-
iten auch die Italiäner. Die-
orrang zugestehn. Zwar fehlt
und phantastischen Träumen
vielleicht sogar reicher,
die Phantasie einen desto

in den Wissenschaften und Künsten eine angemes-
Wirksamkeit. Die Erscheinung der französischen
›lution, und die Art, wie man sie in Deutsch-
aufnahm, hat hinlänglich bewiesen, wie wenig
in Deutschland für ein reges politisches Leben
mt und vorbereitet war.

Der Deutsche liebt die Familie mehr als den
, den kleinen Kreis von Freunden mehr als
ße Gesellschaft, die Ruhe mehr als den Lärm,
trachtung mehr als das Raisonniren. Es muß
nden werden, daß diese Eigenheiten zu eben
Lastern als Unglücksfällen geführt haben, daß
ch sie verschuldet worden ist, was man uns
ht so oft und lange vorgeworfen, Bethörung
erdrückung durch Fremde, Unempfindlichkeit
ionelle Schande, Vernachlässigung gemeinsa-
ressen, enge peinliche Spießbürgerlichkeit und
n in der trägen Ruhe. Auf der andern Seite
r die frühere Geschichte, daß dieselb-
des Nationalcharakters sich auch mit
Thaten und Instituten haben ver-
Wurzel ist der Riesenbaum
fung erwachsen, der Jahr-
lthätigen Schatten gegeben.
des Alterthums unterschied
daß sie das Gemein-
it und dem Familien-
at sollte dem Einzelnen
nd Sparta der Einzelne

Jene Allgemeinh

ist, der jeder

die einen eignen

den Deutschen

Diese Abneigung

Staates bah

Zuletzt aber brach

wir wur

wir litten alles

warum

Zeit der S

Große Ung

erinnert, durch

Die Umwälzunge

zum Theil zur Nach

gezwungen.

unsern innern politi

und manche B

Stande gebracht.

erricht empfangen. Wo indeß die deutsche Ei-
hümlichkeit vorschlägt, äußert sie sich in dersel-
Systemsucht und Phantasterie, die wir in
Wissenschaften geltend machen. Die Praktiker,
das Ruder führen, sind davon so wenig ausge-
sen als die stillen Schwärmer in den Dachstu-
die nichts regieren als die Feder. Jene wollen
egenwart das Unmögliche aufdringen, diese der
t das Mögliche. Jene legen die Völker auf
abellen, wie den heiligen Laurentius auf den
diese machen sich goldne Träume von der Zu-
die sich bekanntlich, wie das Papier, alles ge-
äßt, wobei aber die Kuh immer verhungern
evor das Gras gewachsen ist. Wagt es das
assive Publikum sich über die Gewaltthätig-
Theorien zu beklagen, oder die Phantome der
n zu verlach[illegible]eißt es von beiden Seiten
te: das [illegible]ist kein Grund, unsre
in Th[illegible]ehren.
schl[illegible]eide am allerwenigsten
[illegible]lker denken, die
[illegible]unsrer gegenwär-
[illegible], und die allein
[illegible]hen Staatsverbesse-
[illegible]hn der Philister und
[illegible]nzen; die schwärmen-
[illegible]en nur an die mora-
[illegible]alen Zustand, der viel-
[illegible]iegt.

wohl unter dem Sch

unter dem Schutz d

m Seite die Ausschl

hemmt, ist wohl eben

die Censur; man kann

ängel unsrer politischen

s uns sogleich die großen

urlücken, welche von allen

nten, die eben des Preßzw

n gar nicht existiren. Diese führen dann die
genehme Betrachtung sogleich auch auf die furcht-
halben und albernen Urtheile, welche die
vor der Censur oder das Vertrauen, daß sie
Concurrenz besserer Urtheile zulassen werde, so
hervorbringt. Doch davon ist schon oben die
gewesen. Die Censurübel sind nichts neues,
chseln nur den Ort, auf den sie fallen, und
zu den Kinderkrankheiten der Völker zu ge-
Sie sind ein Aussatz, der hie und da die
egnimmt, das Kind stirbt aber nicht davon.
or wir die Literatur der politischen Praxis
n, wollen wir einen Blick auf die Theorien
Alle Praxis geht von den Theorien aus.
die Zeit, da die Völker aus
Übermuth, oder aus zufälli-
ungen in einen vorübergehen-
Sie kä[illegible] vielmehr um Ideen
ihr [illegible] allgemeiner, im
Vo[illegible] nd nur in sofern
r [illegible] s bei dem einen
der [illegible] s Übergewicht be-
ca[illegible] as philosophisch ge-
ie [illegible] iös gewesen. Es ist
er [illegible] großer Mann, wor-
e[illegible] sind Überzeugungen,
[illegible] Helden sich unterordnen
[illegible] Ideen gesiegt, aber sobald
[illegible] Stelle der Idee zu setzen

t will ein Ideal, Menschen, wie sie nicht sind,
ern seyn sollen, und dieses Ideal erblickt man
in Visionen der Zukunft. Die allgemeine Tu-
republik ist noch nicht da, aber man strebt da-
Indem man die Idee derselben beständig vor
n hat, sucht man die Hemmungen derselben zu
gen und kämpft gegen den wirklichen Bestand
inge. Dadurch eignen sich die Liberalen das
p, die Vortheile und das Verdienst des Fort-
s, der ewigen Entwicklung an. Sie bringen
in die Welt, sichern vor Erstarrung, und wenn
h den Schatz nicht heben, so arbeiten sie doch
einberg um.

e deutschen Liberalen haben das Ausgezeich-
aß sie die Freiheit nicht als ein Recht, son-
s eine Pflicht betrachten. Überhaupt sind
utsche sehr moralisch. Wir untersuchen mehr
[illegible], als die Forderungen des Men-
scheint uns erst dann von selbst
[illegible] jeder seine Pflicht thut. Bei
[illegible]h aller politische Streit
[illegible]entlich haben die Fran-
[illegible]en besten politischen Zu-
[illegible]iheit, bei den andern die
[illegible]Recht zu behaupten ge-
[illegible]prüngliches Menschen-
[illegible]torisches altes Recht.
[illegible] den Grundsatz: Das
[illegible]geltend zu machen ver-

[illegible] behauptet. [illegible] das Gewissen [illegible] das Gewissen nicht [illegible] ihm bin- [illegible]

[illegible] einen [illegible] zeigt. [illegible] zwi- [illegible] natürliche [illegible] eine gewisse [illegible] jede andre [illegible] Despotismus [illegible] Demo- [illegible] über [illegible]

[illegible] Sünde wider [illegible] auf die [illegible] übertragen. Die Geister [illegible] Welt- Epoche den Kampf, [illegible] Ma- terie zu kämpfen hatte. Was [illegible] materielle Wohl[illegible] Menschen angeht, [illegible] dieselbe [illegible] lassen, [illegible] aber [illegible] die Geister [illegible] ihren Kampf [illegible] müssen, [illegible] Ergebnisse in [illegible] lebendigsten Thätigkeit. Von der materiellen [illegible] Menschengeschlecht [illegible] weil [illegible] sern sie dieselbe [illegible]

nem höhern Gut oder verlangen mehr von ihr, als
bedürfen. Doch können noch alle Ansprüche des
istes an die Natur in ihre Schranken gewiesen
rden; nur der Geist selbst wird beständig mit sich
ier kämpfen. Alle Menschen können an einem Tisch
n, ein Kleid tragen, ein Tagewerk vollbringen,
t alle sind am Körper gleich, ihre Geister sind
von Natur aus verschieden und darauf beruht
Kampf, ohne den das ganze Leben, diese ganze
epoche, in der wir begriffen sind, nichtig wäre.
Die geistigen Vermögen und Neigungen sind un-
nicht nur an die Individuen, auch an die Völ-
ertheilt. Überall auf der Erde leben Menschen
ind den gleichen physischen Bedingungen unter-
, aber ihre Geister sind so verschieden, als die
lisation und Vegetation, und der Geist wieder-
uf einer höhern Stufe, was die Natur auf der
zeigt, nur daß dort die Mannigfaltigkeit durch
nie bezwungen worden, hier erst kämpfend die
nie zu erreichen sucht. Darin aber wird die
nie niemals erreicht, daß ein Geist sein Ge-
llen Geistern aufzudrücken sucht, daß er, und
t es auch im besten Willen, von andern er-
und andre dazu machen will, was er selber
darin besteht auch der größte Irrthum un-
itischen Ideologen.

g ein Vater seinen Kindern die gleiche Er-
geben, sie werden jedes etwas andres; könnte
e Philosophie über eine Erziehung der Völ-

werden, sie würden dennoch jedes anders
— Die Temperamente schlagen durch alle
Erziehung. Der Herrnhuter predige dem kriegslu-
stigen Franzosen, der Puritaner dem sinnlichen Ita-
liener, der Tribun predige der Masse, beständig wird
der Krieg den Frieden, die Sinnlichkeit die Sittlich-
keit, und ein Anführer die reine Demokratie der
Tugendrepublik zerstören. Nie wird ein Ton herr-
schen, die Töne wechseln, und aus allen entspringt
die Musik des historischen Lebens.

Es ist schön, was man von sich denkt, auch von
andern zu denken, was man für sich wünscht, auch
andern zu wünschen, was man für sich errungen hat,
auch andern mitzutheilen, die eigne Tugend andern
zuzutrauen, und sie dazu anzufeuern, die eigne Er-
kenntniß der Wahrheit andern in der Voraussetzung
mitzutheilen, daß sie fähig sind, sie auch zu erkennen,
und demzufolge zu einer Vervollkommnung des Ge-
schlechts nach dem eignen höchsten Ideale hinzuwir-
ken. Es ist schön, aber es findet auch das Schicksal
alles Schönen. Nur wenige erkennen es in seinem
ganzen Werthe. Ein Mensch mit diesem erhabnen
[illegible] sein Geschlecht, wird für sich seine Be-
[illegible] schönste Weise zu erfüllen im Stande
[illegible] Glaube wird weder von jenen An-
[illegible], noch seine Mittheilung sie an-

[illegible] Veränderungen sind bisher
[illegible] und Sprache, Wohnung und

schaft hat der Mensch verändert und vervollkommt.
h die Wissenschaft hat sich selbst verändert und
vollkommt, aber nicht die Menschen. Sie dient
den angebornen Neigungen, aber sie bestimmt sie
t. Die Laster und Tugenden sind gewitzigter und
irter geworden, aber dieselben geblieben. Die
mag sonnenklar vor den Menschen stehn, ihr
üth, ihr Temperament, die dunkle Naturkraft
Seele gibt ihr immer wieder eine Farbe. Das
gehört der Wissenschaft, die Farbe dem Leben.
Die bisherigen Beispiele reiner Demokratien ha-
em Ideal der Tugendrepublik freier und glei-
Menschen nach keineswegs entsprochen. Es läßt
gar behaupten, daß sie die Kraft, sich eine
g in einem nur einigermaßen freien Zustande
alten, und den Zauber der Gleichheit keines-
von ihrem Eigenwillen und von einer tiefen
gung, sondern vielmehr vom Aberglauben, von
wohnheit und von sklavischer Anhänglichkeit an
n und Äußerlichkeiten entlehnt haben. Die
sogenannten freien Völker des Alterthums und
rn Zeit waren es nur so lange, als die alte
heit, die Erinnerungen an die Väter, der
he Aberglauben nicht erschüttert, alte große
nicht durch neue verdrängt wurden. Die
erhielt sich hier, wie dort die Despotie,
s bloße Trägheitsprincip, nach welchen ein
lange liegen bleibt, bis er weggestoßen wird.
inzelnen Momenten der Geschichte, nur



te Reich hinüber dauert. Die Menschen sind und
iben verschieden, und indem man sich von der ma=
ellen Basis, wo allein Gleichheit möglich und
t ist, entfernt, um Träumen nachzujagen, gibt man
wahren Vortheile des Systems auf.

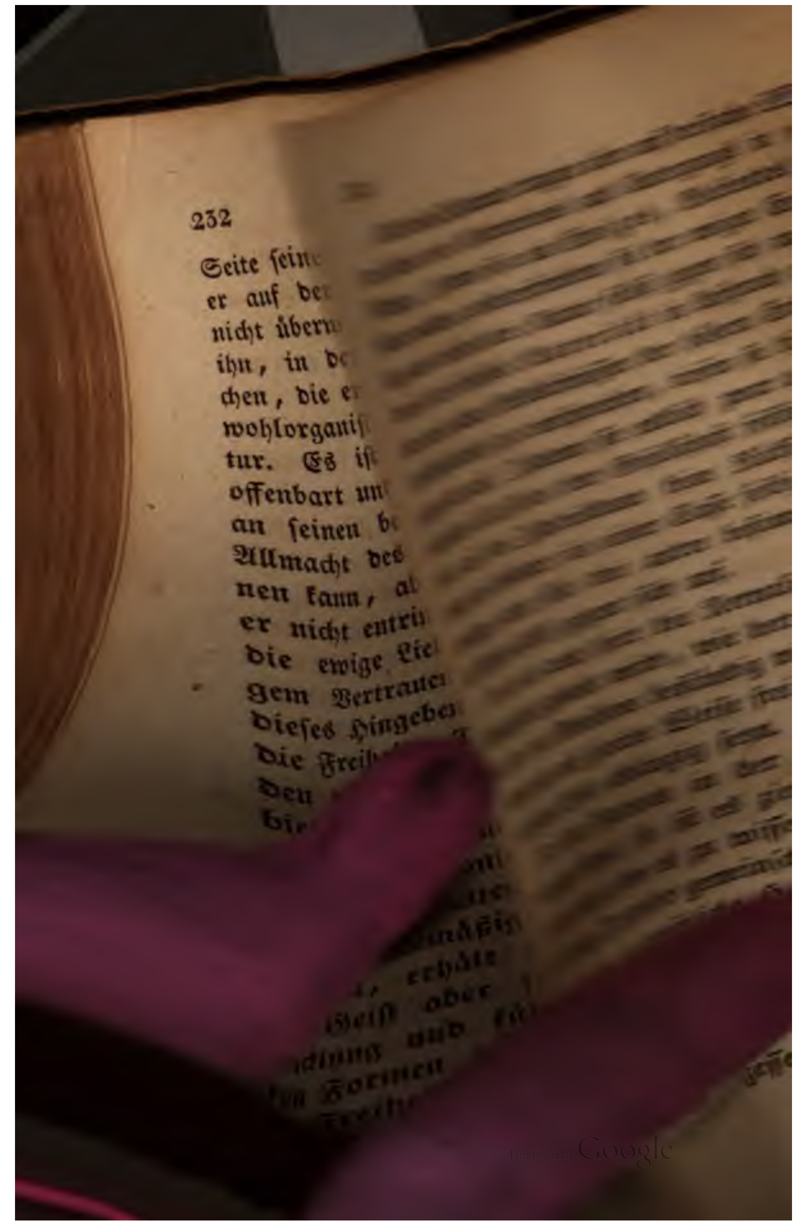
Was nun die entgegengesetzte so genannte Ser=
Partei betrifft, so entspricht dieselbe dem poli=
n Charakter des Mittelalters und beharrt in
lben Maaße, als der Liberalismus die politi=
Ruinen der Vergangenheit nicht zerstören kann.
Servilismus entspricht dem Katholicismus, er
s *ausschließliche legitime* System, die alleinselig=
nde und verdammende politische Kirche. Seine
hat er in den bevorrechteten Ständen und im
im Gegensatz gegen den bürgerlichen Mittel=
Die ga[illegible] neuere Bildung ist sein Feind, vor
sich [illegible] Tradition, alte Urkunden und
e[illegible]

[illegible]s geht auch nicht von der Ge=
[illegible]on Gott aus. Die Quelle aller
[illegible]ttliche Gewalt über den
[illegible]ersten Princip kirchlich,
[illegible]Stellvertreter Gottes ein
[illegible]er ein Stand. Die sacra
[illegible]s die Selbstbestimmung für
[illegible]cheint der Liberalismus sey
[illegible]aftgefühl und Übermuth, der
[illegible] weiblichen Liebe und Furcht
[illegible]enn der Mensch auf der einen

formen schaffen. Was regellos sich gesondert, kry-
stallisirt sich wieder in regelmäßige Gestalt und im-
mer wieder will das Geschlecht die Harmonie der
Natur in seinen geselligen Formen nachbilden.

Allen diesen Bildungen liegt die Theokratie
zu Grunde. Das höchste Wesen ist der Mittelpunkt,
in welchen man den Urgrund und die erhaltende Kraft
der Staaten versetzt. Der Staat soll die göttliche
Ordnung in der Geschichte darstellen. Darum spricht
er die höchste Autorität und die unbedingte Herrschaft
über die Individuen an, und ist, in unvollkommener
Erscheinung, der beständige Feind der Freiheit, wie er
in vollkommener die Versöhnung derselben seyn muß.

Die Theokraten haben sich von jeher der Wirk-
lichkeit näher angeschlossen, als die Idealisten für
die Freiheit. Eben weil ihr Staat instinktartig, von
plastischem Naturtrieb beseelt, aus den mannigfalti-
gen Elementen der Gesellschaft sich zusammenfügte,
ward jede natürliche Sonderung der Geschlechter, der
Leben[illegible] körperlichen und geistigen Vermögen
und [illegible]n Staat berücksichtigt, jedes fand
se[illegible] als späterhin die alte Ord-
[illegible]ung nicht mehr entsprach,
[illegible] Formen zerbrach und hier
[illegible]wieder neue Formen bildete,
[illegible]assen zusammenschmiedete, be-
[illegible]ort zu Gunsten des Gewalt-
[illegible]onderung der Menschen ih-



Seite sein
er auf de
nicht überw
ihn, in d
chen, die e
wohlorgani
tur. Es is
offenbart un
an seinen b
Allmacht des
nen kann, a
er nicht entri
die ewige Lie
gem Vertraue
dieses Hingebe
die Frei
den
bi

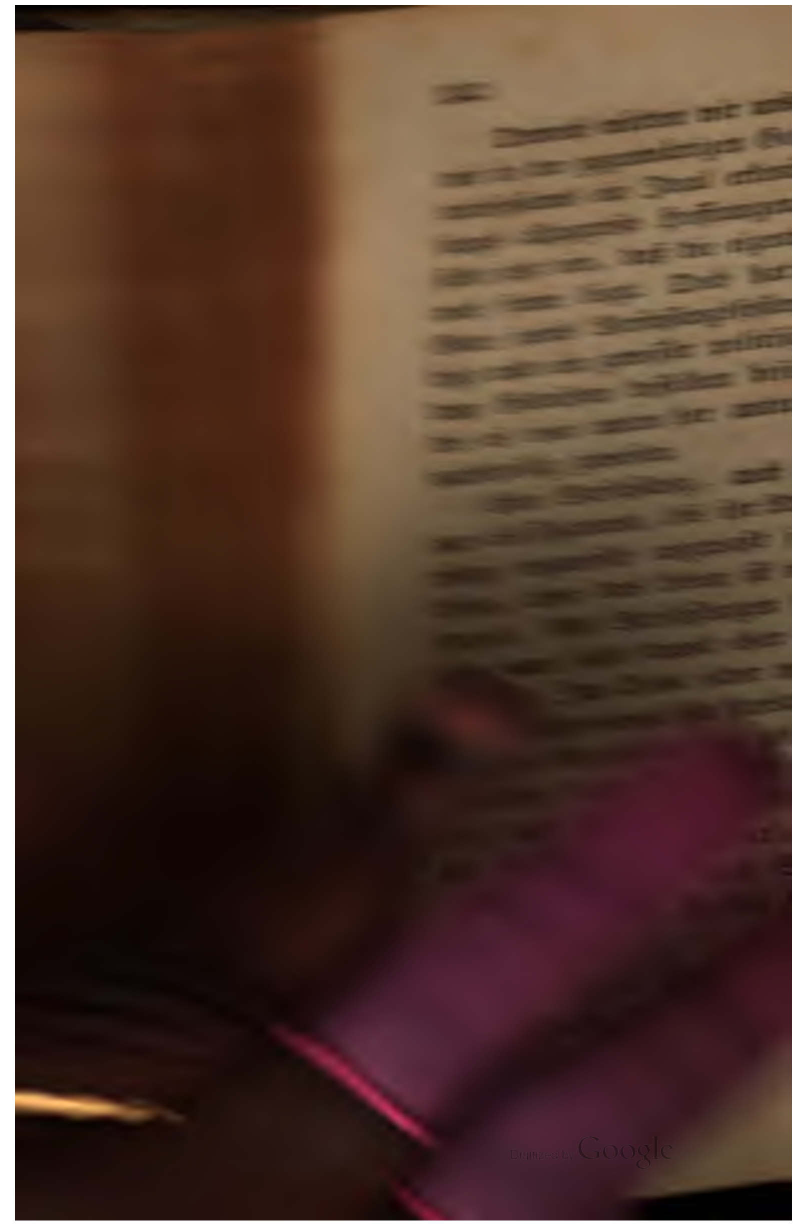
Sie sprechen von einer absoluten Freiheit und von einer absoluten Abhängigkeit, der sich alles fügen soll, sie weisen auch wohl nach, daß die Freiheit des Willens und das Recht der Selbstbestimmung, oder aber die Abhängigkeit von einem höhern über der Gesellschaft waltenden Wesen und die Pflicht der Unterwerfung unter dasselbe allen menschlichen Handlungen zu Grunde liege, aber sie gehn immer von einem idealen Gesichtspunkt aus und wollen zu einem idealen Ziele hinführen, zu einer Anordnung der menschlichen Gesellschaft, in welcher entweder jene Freiheit oder jene Abhängigkeit allgemein anerkannt und die derselben entsprechenden politischen Formen unabänderlich festgestellt seyn müßten. Alle Menschen sollen sich der einen oder andern Ansicht fügen, und man streitet nur darüber, welcher Ansicht?

Dies ist der Grundirrthum beider Parteien. Man [illegible] die Frage nach absoluter Freiheit und Unabhän[illegible]keit in der weit wichtigern Frage nach dem rela[illegible]en Vermögen der Menschen, und sofern von der [G]esellschaft die Rede ist, nach der Vertheilung dieser Vermögen unter die Menschen zu begründen suchen. Wir werden nicht mehr nöthig haben, zu fragen: [illegible]er Mensch frei seyn? wenn erst erwiesen [illegible]lle die gleiche Kraft dazu besitzen. Eben [illegible]r nicht mehr untersuchen dürfen, ob die [illegible] der einen und andern nothwendig sey, [illegible] Vermögen kennen, die den einen und [illegible] Natur zugetheilt sind. Die republi-

:inen großen Theil derselben verdammen sie nur dazu, veil es viele Menschen gibt, die entweder selbst herr- schen, oder die weder herrschen noch beherrscht seyn wollen und können. Beide Parteien gestehn zum Theil ihr Unrecht ein, indem sie zugeben, daß die Menschen anders sind, als sie sie haben wollen; sie zweifeln aber nicht, daß sie dieselben doch anders machen könnten, und dringen auf eine Erziehung zur Freiheit oder zur Herrschaft. Dies ist indeß nur ein neuer Irrthum, denn die Erziehung kann nur bilden, was angeboren ist, nicht ein Fremdartiges einpflanzen.

Die Neigungen und Kräfte der Menschen sind mannigfach unter Völker und Individuen vertheilt. Die Einen können nicht anders als frei seyn, ihre [illegible]nliche Kraft, ihr überwiegendes Talent, ihr Ge- [illegible]ke spricht sie von jeder Herrschaft frei und sie [illegible]errschen [illegible] über die Schwachen oder die Idee der Ge[illegible]lt sie und sie wollen allen Mit- mensc[illegible] Recht der Freiheit gönnen, soll- ten [illegible]n Stande seyn, ihnen das gleiche [illegible] verleihen, sie wollen sie wenig- [illegible]iren, wenn sie es auch könnten. [illegible]wach, und fühlen ihre Schwäche [illegible]rtig, wer sie beherrschen möge. [illegible]inen Herrn, der Gewalt über sie [illegible]s auch nur ein Traumbild wäre. [illegible]ewegen sich die Launenhaften, die [illegible]s sie wollen; und die Phlegmatischen,

…m ein, das am geschicktesten geeignet scheint, alle
…teressen, wenn nicht zu vermitteln, doch zu bezäh-
…. Zwar herrscht auch hier auf der einen Seite
…hr das Interesse des Volks, auf der andern mehr
…s des Regenten vor, wie räumlich, so der Zeit
…h, so daß in einer gewissen Oscillation dieses
… jenes Interesse je nach der Constellation der äu-
… politischen Verhältnisse steigt, und gegenwärtig
…icht zu verkennen, welches Interesse ein entschie-
…s Übergewicht behauptet, indeß hat im Allgemei-
… das Repräsentativsystem, gegenüber der Auto-
… und Demokratie, eine schwer zu erschütternde
…keit erlangt, und welchen Entwicklungen es auch
…worfen seyn mag, seine Idee ist dem Zeitalter
…m angetraut worden, es würde sich ohne Ge-
…hat nicht mehr davon losreißen lassen. In Deutsch-
… das System insbesondre eine allge-
…e Bedeutung. Es scheint mit dem
… in einer geheimen Wahlverwandt-
… es gerade die Deutschen sind,
…entgegengesetzten politischen und
… Wage halten, so liegt auch
… jener Länder, in welchen die
…tei vorzugsweise herrscht. Es
…en von einander zu halten und
…Weise vor asiatischer Despotie
… Demokratie zu schützen, so wie
…errschaft hier des Papstes dort
…endet hat.



m es sogar zu einer parlamentarischen Thätigkeit
ffen ist, so kann es dieselbe gar nicht entbehren,
ı ein Parlament ist unmöglich ohne freie Wahlen,
freie Wahlen sind unmöglich ohne Municipali=
n. Auf der andern Seite strebt aber jede Regie=
nach allumfassender Centralgewalt, es ist
Natur sich excentrisch auszubreiten, bis sie eine
nze findet. Beide Bestrebungen stehn also in
seligem Gegensatze, der, wie sie selbst, in der
r liegt, und zwar alle mögliche Verfassungen
gen und wieder vertilgen, aber von keiner ein=
eben so wenig beschwichtigt, als erzeugt wer=
ann.

Ein demokratisches System von unten will freie
icipalverwaltung. So weit als möglich will das
das Seinige selbst verwalten und sich selbst be=
htigen, und sieht ungern sein Gemeingut und
Markt unter der Aufsicht ministerieller Söld=
Auf der andern Seite will die Ministerial=
mit göttlicher Allgegenwart Keller und
des ärmsten Bauers controlliren. Selbst
einem höhern Centralkörper, der Maje=
n, bilden die Ministerien peripherische
Sphäre des Thrones, von denen sich
Bureaukratie der Staatsdiener bis
es Volks ausbreitet, paternosterför=
durch Controllen und strenge Sub=
hinenmäßigem Gang gehalten. Al=
aus im Lande, wird einregistrirt,

Hab und Gut von der Kammer, der Leib vom Kri
ministerium, die Handlungen von der Justiz,
Worte vom Ministerium des Cultus und die Ged
ken von der Polizei. So hat dieser Staatshaush
sein Netz über alles gebreitet und keine arme Fli
vermag unbemerkt durch die feingezogenen Fäden
schlüpfen. Aller Kampf in repräsentativen Staa
beruht im Grunde nur auf dem wechselseitigen B
streben des Volks, eine Linie zu ziehn, wo Muni
palfreiheit und Ministerialgewalt sich ablösen, u
des Ministeriums, diese Linie nicht ziehn zu lasse
eie Municipalverwaltung ist die einzige Garant
ein Repräsentativsystem, weil ein solches ohn
bhängige Bürger nicht existiren kann, und di
ger nicht als Privatleute, sondern nur als Glie
er fr… meinde unabhängig seyn können
… Volk nach Gemeindewesen und
… Delegirten seiner eignen Macht,
…, den Organen der Ministerien.
… e sucht die Bureaukratie bis auf
… rab die Gemeindeverwaltung an
… n Bürgern nichts zu überlassen,
… ahlen.

… auf den Grund, so
… vollkommensten
… isse. … nuß, durch
… olk, da … Ele-
… sich be… … o sich
… freien M… … g instinkt-

artig nach der größten Ausdehnung ihrer Macht
strebt. Zwei Extreme und Übel werden da gefunden
werden, wo der Mittelpunkt des Staats, die Cen-
tralverwaltung schwankt, und da, wo es keinen Ge-
genpunkt mehr gibt, wo die Verwaltung mit despo-
tischer Consequenz alles beherrscht. In der Mitte
wird das einzige Gute liegen, die Freiheit der Mu-
nicipalität bis auf einen gewissen Grad, und von da
an die Kraft der Centralgewalt. Jede gute Republik
hat eine solche Centralgewalt, jede gute Monarchie
eine solche Municipalfreiheit geschaffen. Weil jene
[illegible]angelt, ist das deutsche Reich untergegangen;
[illegible] diese gefehlt, ist in Frankreich die Revolution
[illegible]brochen.

Zu dem nat[illegible]n Interesse der Centralgewal-
[illegible] ist in der [illegible]it noch ein wissenschaftliches
[illegible]ommen. [illegible]en ist eine Wissenschaft ge-
[illegible]orden, [illegible] gleichsam ihre physikalischen
oder pä[illegible]perimente mit den Völ-
kern [illegible]e der Staatsverwaltung sind
in S[illegible]le gebracht bis auf die Polizei
her[illegible] Stelle eines lebendigen Organis-
[illegible]te Staatsmechanik. Dasselbe Sy-
[illegible]ür den größten Staat gilt, wendet
[illegible]nung auch auf den kleinsten an; was
[illegible]tisches Volk gilt, auf ein cholerisches;
[illegible] gebildetes gilt, auf ein rohes und un-

Hab und Gut von der Kam...
ministerium, die Handlung...
Worte vom Ministerium de...
ken von der Polizei. So h...
sein Netz über alles gebreit...
vermag unbemerkt durch die...
schlüpfen. Aller Kampf in...
beruht im Grunde nur auf...
streben des Volks, eine Lini...
palfreiheit und Ministerialg...
des Minis... diese Lini...
Freie M... Verwaltung
für ein ... ativsystem
unabhä... er nicht
Bürg... Privatleute
der ...
... legirte
... en, den D...
... Seite sucht di...
... ber herab die G...
... und den Bürger
... und Zahle...
... Staat

... jeder
und von
Das hieße,
und sie doch
... abgeleiteten M...
... lateins...
..., welcher
... Advokaten da...
..., das zwei...
Mittelalter g...
... römische R...
... unverstä...
... hat das
... Kaste...

Kabinetsordern sind die Klö-
aft aufgehoben worden. Mit
as römische Recht aufgekom-
idenz entsprochen. Was von
ich erhalten, trägt auch noch
Rechts. An beides hat sich
e es die Noth der Zeit den
n, oder der humane Geist
Joseph II. für billig erkannt.
drechte sich gebildet und bil-
eit selbst tausend Rück- und
indigen Verwandlung unter-

vom römischen Recht zum
enigstens die Kluft zwischen
erichtswesen hat die öffent-
enn es auch nur in einem
praktisch ausgeübt wird.
ein Geschenk von den Frem-
ursprüngliches Erzeugniß
r Code Napoléon und die
Gerichtsformen sind eini-
s gutes Andenken an eine
französische Republik griff
orm, weil sie der Freiheit
meindewesen von jeher als
schlechthin natürliche sich er-
Engländer im Genuß dieser
und er hat sie von den angel-

[illegible] Tribunalen gesehen, bei denen sie, wie bei allen deutschen Stämmen, ursprünglich heimisch gewesen. Die Sache ist klar, und überall, so sehr Trägern des Geists, daß die Einführung der Geschwornengerichte das ganze römische Rechtssystem zu erschüttern scheint. Die Deputirtenkammer ist auf diesen Gegenstand häufig geleitet worden und die Gemüther sind nun sehr gereizt. Die neuen Schriften und Acten [illegible] Kammern und Regierungen sind hochwichtig ausgesprochen gegen den überrheinischen Naturalismus, und die Provinzen der Rheinlande haben mit einem Eifer [illegible] zu antworten gewußt, der ihnen alle Ehre macht.

Mittelbar ist die Partei, die an der öffentlichen Rechtspflege hängt, durch die Bemühungen der historischen Juristen Savigny, Mittermaier, Eichhorn und anderer unterstützt worden, da dieselben die alten deutschen Rechte immer vollständiger ans Licht gezogen und commentirt haben, jene Rechte, welche den Ursprung, die lange Dauer und die Vortheile der öffentlichen Formen nachweisen, und uns klar machen, daß die offenen Volksgerichte in Deutschland älter sind, als die heimlichen Papiergerichte, das Leben älter, als die Bücher, das Recht älter, als die Juristen. —

Die äußern Verhältnisse der Staaten gegeneinander [illegible] jetzt jede [illegible] so lebhaft [illegible] römischen Senat. Ihrer Erörterung

dient daher die unermeßliche Literatur der Publicisten und Zeitungen, die aber wesentlich eine ephemere bleibt, weil ihr Gegenstand selbst immer nur die Tagespolitik ist. Mit den politischen Verhältnissen selbst wechselt ihr Schatten in der periodischen Literatur. Alles wird für den Augenblick gethan, alles für den Augenblick genommen.

Haben die Deutschen noch kein durchgreifendes Interesse für die innern Angelegenheiten der Staaten, so ist doch ihre Neugier sehr erpicht auf die äußern Verhältnisse und Begebenheiten. Kaum war jenes höhere Interesse vor zehn Jahren einmal aufs lebhafteste rege geworden, so ward es auch alsbald auf diese niedrige Neugier beschränkt. Die Literatur der Tagespolitik machte nach den letzten deutschen Kriegen so heftige Freudensprünge, daß sie jetzt etwas lahm darniederliegt. Wie sehr das muthwillige Mädchen zu bedauern ist, daß sie jetzt unter der Zuchtruthe der gnädigen Tante Censur seufzen muß, so schienen doch allerdings ihre Sitten weder der Zeit, noch die Zeit ihr angemessen. Sie schien wirklich ein wenig übergeschnappt, als sie das erstemal in der europäischen Gesellschaft glänzte, sie kokettirte gar zu romanhaft mit ihrem auserlesenen Chapeau, dem Volke, aber dieser ehrbare Jüngling setzte ihren ausgelassenen Attaken nur eine süße Schamröthe entgegen, bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen und rettete sich unter den Fächer der Tante.

Erziehung.

Die Erziehung ist von jeher eine der wichtigsten Angelegenheiten aller gebildeten Völker gewesen. Auf ihr beruht die Erhaltung und der Fortschritt der einmal gewonnenen Bildung. Der Umfang dieser Bildung aber macht eine Disciplin nothwendig, während bei rohen Völkern die Natur selbst das Geschäft der Erziehung übernimmt. Die Disciplin ist der herrschenden religiösen und politischen Ansicht unterworfen, Kirche und Staat beaufsichtigen und leiten den Unterricht. Bei den Deutschen behauptet aber auch vorzugsweise die Familie ein herkömmliches und heiliges Ansehn in der Erziehung und verhindert, daß die politisch-religiöse Disciplin nicht in starre Einförmigkeit entarte, und zugleich hat die Trennung der Staaten und Confessionen es möglich gemacht, daß mitten unter ihnen eine freie philosophische Pädagogik Raum gewonnen hat. Indem die Erziehung weder vom Familienleben, noch von der allgemeinen deutschen Bildung sich hat losreißen können, ist es

weder einer Kirche noch einem Staate möglich geworden, eine jesuitische oder spartanische Disciplin durchzusetzen. Dies ist ein Palladium deutscher Freiheit und die Bürgschaft für den unaufhaltsamen Fortschritt der echten Bildung.

In der neuesten Geschichte und Literatur hat die Erziehung eine größre Rolle, als jemals gespielt. Bis in die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts gieng sie einen ziemlich schläfrigen Gang, und die Orbile wurden zum Sprichwort. Sie war nicht viel mehr, als ein nothwendiges Übel. Die Lethargie sprang aber bald in einen wahren St. Veitstanz um. Die revolutionären Ideen des Jahrhunderts wirkten auch auf die Erziehung ein und bald bemühte man sich, wirkliche Übelstände abzuschaffen, bald hoffte man die Jugend für die Ideale bilden zu können, für welche die ältere Generation zu verderbt schien.

Nirgends ist so viel geschwärmt worden, als in der Pädagogik, weil man der Jugend und der Zukunft alles zutrauen durfte. Der begeisterte Menschenfreund, der die Welt von Grund aus verbessern möchte, sieht sich an die Jugend gewiesen, die für seine Ideale bildsam ist, aber auch der bloße Charlatan sucht sich das weiche Wachs der Jugend, um ihr seinen Stempel aufzudrücken. Jeder meint leichtere Arbeit mit der Jugend zu haben, und seine Absichten in diesem empfänglichen Boden am besten gedeihen zu sehn. Alles wandte sich an die Jugend, wie an eine neuerstandne Macht und schmeichelte der-

selben und brachte ihr den höchsten Begriff von sich selbst bei. Dadurch wurde sie häufig aus ihrer natürlichen Stellung verrückt und die Unnatur hat sich eben so häufig gerächt.

Es muß auffallen, daß in der neuern Zeit die Kinder eine so bedeutende Rolle spielen. Einerseits sehn wir sie den Alten über die Köpfe wachsen, andrerseits setzt man alles Heil, alle Hoffnung nur in sie, und schreibt ihnen wohl gar eine heilige Kraft zu, wie unsre Vorfahren ehemals den Weibern.

Was das Erste betrifft, so haben die Kinder wohl nie so viel Lärmen gemacht, als bei uns. Man sieht sie auf dem Katheder dociren, bei eignen Kinderbällen und Tänzen trotz den Alten kokettiren, in einer Unzahl von Familien das große Wort und die Zügel der Herrschaft führen, in den Schulen die Lehrer hofmeistern, wohl gar in eine Räuberbande constituirt und endlich als Hochverräther und Demagogen arretirt.

Auf der andern Seite erwartet man von eben diesen Kindern ein goldnes Zeitalter, und predigt ihnen unaufhörlich vor, was man alles von ihnen hoffe, was möglicherweise in ihnen stecke, wie sie so viel mehr seyn sollen und werden, als wir Alten, und viele Pädagogen bekennen öffentlich, daß wir Alten eigentlich bei den Kindern in die Schule gehn sollen.

Diese neue Wichtigkeit, welche man der Jugend beigelegt hat, und die widersprechenden Meinungen

über Erziehung, welche den philosophischen und politischen Ansichten nothwendig folgen mußten, haben der pädagogischen Literatur einen Umfang gegeben, wie sie ihn noch nie gehabt hat. Jährlich erscheinen viele hundert Werke für die Erzieher oder für die Jugend.

Abgesehn von allen einzelnen Nuancen pädagogischer Ansichten gibt es wesentlich nur zwei verschiedne Hauptprincipe der Erziehung, das eine, wonach die Kinder für die gegenwärtig bestehenden Verhältnisse, das andre, wonach sie zu höhern Idealen der Menschheit herangebildet werden sollen. Das erste Princip herrscht allgemein in den öffentlichen Schulen, dem Gange der alten Gewohnheit gemäß; es ist aber auch philosophisch als das einzig heilsame und natürliche angepriesen worden von Göthe, Steffens und vielen andern, und das berühmte Fellenbergische Institut in der Schweiz ist ganz nach diesem System organisirt und sucht noch strenger, als irgend eine öffentliche Schule, jedes Kind nur zu dem Beruf zu bilden, der seinem angebornen Stand und Rang, seinem Reichthum oder seiner Armuth angemessen ist. Das entgegengesetzte Princip ist vorzüglich von Fichte vertheidigt worden und später hat Jahn versucht, es einigermaßen zu realisiren. Nach diesem Princip soll für die Jugend Stand und Rang verschwinden, und jedes Kind eine gleiche Erziehung genießen, der Unterschied ihres Berufs aber allein auf dem ihres Talents begründet werden. Die Jugend soll ferner nicht

[illegible] [illegible] will. Dennoch ist dieser Zustand gewaltsam und muß in einer Erschlaffung endigen. Man drängt allzuviel in die Jugend hinein und darf sich nicht wundern, wenn es nicht verdaut wird, wenn endlich das Übermaß zur Mäßigkeit zurückführen muß. Die Erfahrung hat uns bereits gelehrt, daß eine Durchwanderung so unermeßlicher Welten des Wissens die Kraft des zarten Alters übersteigt, leider aber hält man [illegible] des Universalismus noch fest, indem man zufrieden ist, die Jugend wenigstens alles möglichst von der Oberfläche weg schöpfen und damit in der [illegible] glänzen zu lassen.

Mit der Vielwisserei ist aber ein noch weit ärgeres Übel gepaart, die zu frühe und falsche Aufklärung, die Altklugheit der Jugend. Man hat sich bemüht, so früh als möglich den sogenannten Aberglauben in den Gemüthern der Kinder auszurotten und die sogenannte gesunde Vernunft an dessen Stelle zu setzen; dies an sich löbliche Bestreben hat aber zu unsinnigen Übertreibungen geführt. Um den Verstand zu retten, läßt man das Herz untergehn.

Man trübt den Kindern ihren unschuldigen Glauben und entreißt ihnen die goldnen Spiele der Phantasie, um sie vor der Zeit klug zu machen. Man moralisirt, katechisirt und sokratisirt mit ihnen von sittlichen, religiösen und Denk-Begriffen, die den Zauberkreis ihrer Unschuld zerstören, ohne ihnen dafür ein höheres Gut zu gewähren. Die Liebe, die sie von Natur haben, wird durch Kritik über Ältern

und Lehrer verdrängt. Der kindliche Glaube und Aberglaube wird durch eine kindische Altklugheit ersetzt, und die reichen phantastischen Spiele machen einer reflectirenden Wohlanständigkeit und Ziererei Platz. Wie kann dies anders seyn, wenn in tausend und aber tausend Kinderbüchern die Schwächen der Alten so gut als die der Kinder Preis gegeben werden, und der natürliche Witz der Kinder nothwendig aufgefordert wird, gegen die Pedanterei der Docenten sich geltend zu machen, wenn den Kindern immer und immer von der Thorheit des Aberglaubens vorgepredigt und Herz und Phantasie derselben abgestumpft wird, und wenn sie als das höchste Gut jenen Anstand preisen hören, der ihre natürliche, aber unschuldige Eitelkeit in eine Bahn weist, wo sie zur Unnatur werden muß. Überall sind es Begriffe, erlernte und mechanisch aufgefaßte Begriffe, die dem Kinde eingezwängt werden, die ein unreifes Denken in ihm thätig machen, das alle Blüthen des Gemüths und der Einbildungskraft früh verdorren macht.

Wie mannigfaltig auch die Gegenstände des Jugendunterrichts seyn mögen, so vermissen wir doch darunter zwei der wichtigsten, Musik und Gymnastik. Die erstere ist noch weit entfernt, zu dem ihr gebührenden Rang unter den Mitteln der Erziehung erhoben zu werden, und die letztere ist sogar verboten. Die Alten erkannten sehr richtig Musik und Gymnastik als die wesentlichen Grundpfeiler der Erziehung, weil sie in Leib und Seele den Rhythmus

bringen, in welcher sie allein gesund gedeihen und ihre Harmonie entfalten können. Bei uns ist diese einfache Wahrheit vergessen, und als Ersatzmittel für die unmittelbarsten Hebel einer gesunden Erziehung dienen nur Worte und nichts als Worte. Unser ganzer Unterricht beschränkt sich auf den intellectuellen. Wenn dem Gedächtniß nur Worte und dem Verstand einige Geläufigkeit in Begriffen eingeprägt werden, so ist die Sache gethan, der Körper und das Gemüth mögen dabei versauern. Die Wirkung, welche die Gymnastik auf den Körper, die Musik auf das Gemüth übt, und die Wirkung, welche beide dadurch auf die Gesundheit des Geistes üben, kommen uns gar nicht in Anschlag. Man will keine harmonische Bildung des ganzen Menschen, sondern nur Vielwisserei.

An die Musik scheint man neuerdings mehr zu denken, die Gymnastik wird aber geflohn und das Gesundeste gleich einer Pest verabscheut. Ein ungewöhnliches Auffallen erregte vor einigen Jahren die Turnkunst, und daß jetzt kein Wort mehr davon gehört wird, ist wohl noch auffallender. Man darf hoffen, daß es zum Theil die Scham ist, welche die Pädagogen lieber über einen Gegenstand schweigen läßt, der ihre Blößen so sehr aufgedeckt hat. Kann es wohl etwas wahnsinnigeres geben, als was man von dieser guten Turnkunst gehofft hat? vielleicht das, was man von ihr gefürchtet hat, wenn beides nicht einerlei ist. Man glaubte damals, die liebe Jugend

werde Deutschland befreien, weil sie Sprünge machte. Jetzt darf sie nicht springen, weil sie Deutschland befreien könnte. Es ist aber doch in der That zu verwundern, daß man die Karrikatur von der Sache nicht getrennt, jene vernichtet und diese gerettet hat. Ohne Gymnastik wird die Erziehung ewig unvollkommen bleiben.

Hat man genug über die Gegenstände des Unterrichts gestritten, so ist es zugleich nöthig geworden, die Mittel und Methoden desselben näher ins Auge zu fassen. Je mehr die Gegenstände vervielfältigt wurden, desto mehr mußten die Mittel vereinfacht werden. Man sah endlich ein, daß der intellectuelle Unterricht durch eine umfassende Zucht der Jugend unterstützt werden müsse, und dies führte sogar zu der Frage: ob die Erziehung ein Mittel für den Unterricht, oder nicht vielmehr der Unterricht bloßes Mittel für die Erziehung des ganzen Menschen seyn solle? Das alte Herkommen in den Schulen widersetzte sich den neuen Ansichten, dagegen entstunden zahlreiche Privatinstitute, die Schauplätze für alle möglichen pädagogischen Experimente. Man wollte Menschen bilden und der Naturstand der Kinder schien diesem Bestreben kein Hinderniß in den Weg legen zu können. Ihrem weichen Wachs glaubte man alles einprägen zu können, und man hoffte bereits auf die Ideale, die aus den Philanthropien hervorgehn sollten. Aber man vergaß, daß die Erziehung in Harmonie mit dem gesammten Zustand des Volks

... wenn sie die Jugend sich nicht bald ... Jene Anstalten verfehlten den Zweck ..., indem sie, gleich als ob die ... Inseln im Südmeer wären, ... keine Rücksicht nahmen, ... den Mitteln, indem sie die ... Weise anstrengten, ... abblätterten, um die künftig... nicht viel besser als Hunde ... bereits so viel gerechter Ta... ausgeschüttet worden, daß ... darüber das Gute nicht zu vergessen, ... werden.

... ist die Methode des Unterrichts durch die ... verbessert werden. Ausgezeichnete Pädagogen, die etwas besseres Neues begründen wollten, waren ... gezwungen, ihre Versuche ... in unabhängigen Kindergesellschaften ..., da ihnen das alte Herkommen der öffentlichen Schulen große Hindernisse in den Weg legte. Hier wurden eigne Ideen, und die der Fremden, z. B. von Lancaster, geprüft, und besonders für Vereinfachung aller Unterrichtsmittel thätig gesorgt, und viel Gutes ward aus den Privatanstalten in die Schulen des Staates selbst aufgenommen, wie von Pestalozzi und Lancaster.

Die vorzüglichste Thätigkeit der Pädagogen hat sich, wie billig, auf die Unterrichtsliteratur, auf die Schulbücher gerichtet. Die gesammte Jugendlitera-



erfällt in Bücher der Belehrung und der Unter-
ng. Ursprünglich war diese ganze Literatur im
chismus concentrirt, diesem folgte der orbis pictus;
hlig entstanden auch weltliche Lehrbücher und
ich die ergötzlichen Kinderschriften. Jetzt ist Deutsch-
mit einer unermeßlichen Kinderliteratur über-
schwemmt, und Wien und Nürnberg sind die großen
kstätten derselben. Im Augenblick der ersten pä-
gogischen Wuth suchte man den Kindern alles Wis-
swürdige einzupfropfen, und man schrieb aus Liebe
dieselben, was das Zeug halten wollte. In der
ern Zeit sucht man wieder, wenigstens die Schul-
cher zu vereinfachen und aus der Masse das Beste
sondern. Leider aber ist der literarische Unter-
t den Pädagogen von den Buchhändlern aus den
nden gewunden, und die letztern überschwemmen
eutschland mit ihren lüderlichen, von außen glei-
ßenden, von innen hohlen Fabrikaten. Sie können
dies, weil unter den Pädagogen keine Einigkeit ist,
und weil die Modesucht so weit geht, daß man so-
gar den Kindern nur neue Sachen geben will. Um
die Weihnachtszeit wimmelt es in den Läden der
Buchhändler von Eltern und Kinderfreunden, die alle
die brillanten Sächelchen aufkaufen, welche die neue
Messe geliefert. Die Alten greifen, wie die Kinder
selbst, am liebsten nach den neuen Flittern. Aber
die Pädagogen selbst wirken mit den Buchhändlern
zusammen, und schreiben immer neue Sachen, nicht
um das Alte zu verbessern, sonderm um Geld und

[illegible] Gegen diese [illegible]
[illegible] damit der alte [illegible]
[illegible] daß diese Schriften [illegible]
[illegible] Kinder selbst [illegible]
[illegible] auswählen [illegible]
[illegible] besitzen, [illegible]
[illegible] zusagt. [illegible]
[illegible] Moral in die [illegible]
[illegible] gekommen. [illegible]
[illegible] mit [illegible]
[illegible] wollen, [illegible]
[illegible] Die [illegible]
[illegible] lange [illegible]
[illegible] Kinder [illegible]
[illegible] sich. [illegible]
[illegible] der christlichen Seele
[illegible] beschäftigten
[illegible] ab-
[illegible] Erzählungen und
[illegible] vom from-
[illegible] Jünglingen und [illegible]
[illegible] Kindern. [illegible]
[illegible] Während man
[illegible] ihre jungen
[illegible] sie sich wahr-
[illegible] ihre Phantasie, [illegible] das Herz,
[illegible] ihnen noch unentwickel-
ten Verstand zu bearbeiten. Alle in der Jugend auf-

-lenden Kräfte leitete man in den intellectuellen
-terricht ab. Aus der Frömmigkeit und kindlichen
-be leitete man die Pflicht her, hübsch brav und
-uldig zu lernen, und die reiche Bilderwelt der
-antasie plünderte man, um durch sie den Kindern
-Bilderfibeln das A B C und in hundert andern
-ächern moralische Lehren angenehm zu machen und
-ie Pillen in einer Überzuckerung einzugeben.

In den Unterhaltungs- und Schulbüchern für
-as mittlere Jugendalter bemerken wir hauptsächlich
-ier große Fehler, die sokratische Methode, eine fal-
-sche Vielwisserei, eine falsche Aufklärung und eine
-alsche Moral. Mag immerhin der Lehrer mündlich
-okratisiren, was sollen aber diese Dialoge in den ge-
-druckten Büchern? Keines dieser Bücher kann auf
-alle möglichen Querfragen der Jugend Rücksicht neh-
-men, und der einfache Gegenstand wird immer da-
durch verhüllt. Überhaupt aber finden wir überall
diese Methode zu früh angewandt. Das «Warum»
muß sich der Jugend von selbst aufdrängen, und dann
dürfe die Antwort nicht fehlen; quält man es ihr
aber früher ab, so bringt die berühmte Hebammen-
kunst des Geistes auch nur zu frühe Geburten zur
Welt. Man muß der Jugend etwas Positives dog-
matisch einprägen. Sie will nichts andres, es wird
ihr nicht einfallen, daran zu klügeln. Entwickelt sich
ihr Verstand, so wird sie schon zu zweifeln und zu
fragen anfangen, und dann hat sie einen Gegenstand,
an dem sie die Kritik üben kann. Aus der Kritik

aber die Wahrheit als Resultat zu fördern und mit den Zweifeln anzufangen, ist wahres Gift für die Jugend. Wenn hier die Einfachheit in Bezug auf die Methode verletzt wird, so geschieht dasselbe in Bezug auf die Gegenstände des Unterrichts durch die Polyhistorei, der man sich dabei ergibt: nur das Gewisse, Einfache, Klare haftet in der jugendlichen Seele und bringt gedeihliche Früchte. Durch die sokratische Methode wird der einfachste Gegenstand verworren, ungenießbar, widerlich, und durch die überreiche Menge von Kenntnissen, die man der Jugend in Encyclopädien und Sammlungen bietet, wird auch der klarste kindliche Kopf verwirrt, und gewöhnt sich leicht an ein oberflächliches Wissen und gefällt sich in dem eitlen Vorzug, vieles schlecht, statt wenig gut zu wissen. Sodann sind fast alle Unterhaltungs- und Unterrichtsbücher auf die möglichst früheste Aufklärung der Jugend berechnet. Dahin gehört, daß man ihr alles Mystische, Wunderbare, Ahnungsvolle, Rührende, sobald sie es empfinden, mit Stumpf und Stiel ausrottet. Der Zauber der Natur wird ihnen in baare naturwissenschaftliche Prosa aufgelöst, während, seltsam genug, die Naturphilosophen denselben Zauber wieder retten. Die kindliche Liebe, diese herrliche wildwachsende Blume, wird geflissentlich ausgerottet, um dem Treibhausgewächs einer steifen, engherzigen, gebotnen, schulmäßig zu erlernenden Moral Platz zu machen. Man rechnet den Kindern nur das als Tugend an, was sie aus Gehorsam gegen eine

Regel thun, und wie gut, edel, liebenswürdig sie von Natur sind, man achtet es nicht, bis man ihnen eine schaale Reflexion darüber beigebracht hat, bis ihnen der Drang der Natur in einen geistlosen Gehorsam gegen das Pflichtgebot verkrüppelt ist. Und welcher Pflichten? was drängt man nicht alles den unbefangnen Gemüthern auf? Man stellt ihnen nicht nur das Laster, sondern auch die Tugend vor Augen, ehe sie im Stande sind, sie auszuüben, ja nur zu erkennen, und man überladet sie mit Regeln, wovon sie eine über der andern vergessen. Wie gegen die natürliche Moral der Kinder, so wüthet man gegen die natürliche Religion derselben. Auch über die Gegenstände der Religion müssen sie so früh als möglich reflectiren, und man quält ihnen Gedanken ab, ehe noch ihr Gefühl reif geworden. Eine Zeitlang war man sogar bemüht, ihnen das Wunderbare in der Religion verdächtig zu machen, um sie vor Aberglauben zu bewahren. Jetzt hat man meistentheils einen heillosen Mittelweg eingeschlagen. Man wagt es weder ganz zu glauben, noch ganz zu zweifeln, und stürzt die Jugend in eine Halbheit, aus der nur drei Übel entspringen können, die alle drei der Religion am gefährlichsten sind, Indifferentismus, der aus der Langweiligkeit und Unsicherheit des Religionsunterrichts entspringt, Religionsspötterei oder Rückfall in den crassesten Aberglauben, wenn man sich aus der Halbheit auf diese oder jene Weise retten will.

Schreiten wir weiter zu den Unterrichtsbüchern der erwachsenen Jugend, so bemerken wir darin ein sonderbares Mißverhältniß zu dem frühern Unterricht. Man zwingt den Kindern ein unreifes Denken ab, und die Jünglinge, die zum Denken wirklich heranreifen, werden davon fern gehalten durch eine ziellose Überladung mit blos empirischen, gedächtnißmäßigen Kenntnissen. Überall fehlt die Einheit und Einfachheit der Methode, der klare Überblick, das logische Gebäude.

Die meisten Schulbücher, in welches Fach sie einschlagen mögen, bieten dem Jüngling eine ungeordnete Masse von Thatsachen dar, die er sich zu eigen machen soll, ohne daß ihm der Talisman einer ursprünglichen Causalität mitgegeben würde, durch die er sich einfach so vieler Schätze bemeistern könnte. Er lernt die Religion und Moral am Faden unzusammenhängender Artikel, die Geschichte am Faden der Jahrszahlen, die Naturkunde am Faden der rohesten äußern Eintheilungen, die Sprache am Faden von tausend Regeln und zehntausend Ausnahmen. Bei einem solchen Verfahren wird nur das Gedächtniß in Anspruch genommen, dasselbe Gedächtniß, das dem Kinde verwirrt wurde durch zu frühes Denken, und der Unterricht tritt in ein umgekehrtes Verhältniß mit der Natur. Was hilft aber auch das beste Gedächtniß, wenn nicht eigne Genialität die Formel finden läßt, unter welche das Convolut von empirischen Kenntnissen gebannt wird? Nur wenige gelan-

gen zum Selbstdenken, und bei diesen wenigen beginnt es damit, daß sie den Wust der auf Schulen und Universitäten gesammelten Kenntnisse ausscheiden; womit sie oft mehr Arbeit haben, als wenn sie erst zu lernen anfingen. Die meisten lernen mechanisch das Pensum, das von ihnen gefordert wird, und hieraus entsteht jener zahllose gelehrte Pöbel in Ämtern und Würden oder in der Schriftstellerzunft, den schon Klopstock in seiner deutschen Gelehrtenrepublik trefflich bezeichnet hat, die immer schreien und nie denken.

Ehe wir aber das Feld der Erziehung verlassen, müssen wir noch einige Augenblicke bei einer der interessantesten Erscheinungen auf demselben verweilen, bei der Freimaurerei, denn was ist diese anders, als eine projectirte Erziehung des ganzen Menschengeschlechts? Auch sie hat eine nicht unbedeutende Literatur, die in der neuesten Zeit unter uns Deutschen, besonders seit Krause, die Geheimnißkrämerei, wie billig aufgegeben, und, wenn der Ausdruck erlaubt ist, aus der Schule geschwatzt hat. Das unverschämte Zeitalter der Revolutionen hat auch diese königliche Kunst, wie jede andre, profanirt. Sieht man von den Spielereien und Mißbräuchen, denen wohl nie eine geheime Gesellschaft entgangen ist, sieht man von den Thorheiten der großen Kinder ab, die sich hier in einem sehr unschädlichen Kanal ableiteten, so bleibt der Maurerei immer noch eine große Idee.

Wir erkennen in der Geschichte ein großes Ziel, die Entwicklung und Veredlung der Menschheit. Wir

mehr zur Natur zurückkehrt. Der alte Aberglaube ward gebändigt durch die genaue Kenntniß der Naturkräfte; die Rohheit und Armuth des geselligen Lebens ward in Schönheit, Fülle und friedlichen Genuß verwandelt durch die Anwendung jener Kenntnisse; die Poesie ist an der Hand der Natur aus ihren gelehrten Verirrungen zurückgekehrt, und selbst die Philosophie hat durch die Naturwissenschaft ihre Reinigung und Verjüngung erlebt. Alle großen Entwicklungen der neuern Zeit knüpfen sich an große Entdeckungen in der Natur, und alle wahrhaft humane Bildung und aller physische und geistige Wohlstand des jüngsten Geschlechtes ist darin begründet.

Immer auf doppelte Weise wird durch Naturkunde die Befreiung des menschlichen Geschlechts befördert, durch die Aufklärung des Geistes über die Naturkräfte und durch den ökonomischen Gebrauch derselben. Die Astronomie und die Entdeckung der fremden Welttheile ging der Reformation, die Chemie, Physiologie und große mechanische Entdeckungen gingen der Revolution vorher. Der Sinn, der an die engste Gegenwart gefesselt war, wurde frei durch den großen Blick ins Universum; die dumpfe Angst vor geheimnißvollen Naturkräften verschwand vor der Erkenntniß des einfachen Naturgesetzes; das Kraftgefühl wurde gestärkt durch die Herrschaft über die ungeheuern Gewalten der Natur. Zugleich aber begründete die Naturkunde einen neuen Handel, Industrie aller Art und in ihrem Gefolge einen neuen

Wohlstand der Völker. Der Weltverkehr, die Reisen, die Thätigkeit und der Genuß wohlerworbener Güter trugen mehr als kriegerische Siege oder geistige Speculationen zur wahren Aufklärung und zum Freiheitssinn der Völker bei. An Handel und Industrie ist immer die Freiheit geknüpft.

Betrachten wir den Antheil, welchen die Deutschen an den Entdeckungen im Naturgebiet genommen, so ist derselbe weit größer, als die Vortheile, die sie dadurch errungen haben. Es ist bewunderungswürdig, daß wir mit so wenigen Mitteln und ohne auf große Vortheile rechnen zu können, doch so viel für die Naturkunde geleistet haben. Der Deutsche war seit dem Verfall der Hansa auf sein Binnenland beschränkt, und besaß nichts von jenen Colonien, welche die Beherrscher der See eben so zur Naturforschung auffordern, als dieselbe belohnen mußten. Auf Ackerbau und Viehzucht beschränkt und vom Welthandel ausgeschlossen, waren ihm die Naturwissenschaften nie eigentlich Angelegenheit des Staats, wie den Engländern und Franzosen, und seine Fürsten waren nicht reich genug, um große naturhistorische Unternehmungen auszurüsten, oder es fehlte der Sinn dafür. Dennoch haben die Deutschen das Mögliche geleistet. Sie haben mit ihren schwachen Kräften sogar in Entdeckungsreisen mit den Fremden gewetteifert, und Martin Behaim, Niebuhr, die beiden Forster, Humboldt rc. waren Deutsche. Sollten uns aber auch die Fremden im Allgemeinen im Sammeln

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der Natur [illegible],
und gleich wie den Engländern und den praktischen
Sinn für die Bearbeitung der Naturkräfte, den Fran-
zosen die [illegible] [illegible] für empirische Natur-
geschichte verdankt, so neigten die Deutschen doch
[illegible] zu der reinen Contemplation der empiri-
schen Thatsachen, die einerseits zu wissenschaftlichen neuen
Entdeckungen, andererseits zu einer Philosophie der
Natur überhaupt führen.

Die Naturwissenschaft dient den Zwecken des Le-
bens, darüber hinaus aber ist sie ihr eigner Zweck.
Dieser Zweck ist das, was wir die Naturphilosophie
nennen, die Erkenntniß der Einheit in der Mannig-
faltigkeit der Natur, die Ergründung des Wesens in
allen ihren Erscheinungen. Die empirische Naturfor-
schung ist nur das Mittel dazu.

Die Natur bietet uns nichts als Erfahrungen,
doch jede Sammlung derselben bleibt ungenügend,
wenn der speculative Geist des Menschen in der un-
endlichen Mannigfaltigkeit nicht die Einheit entdeckt,
und die Theile dem Ganzen, die Wirkungen den Ur-
sachen verbindet. Auf der andern Seite aber sind
dem menschlichen Geiste Schranken gezogen, durch die
er nie in die geheimste Werkstätte der Natur hinüber-
blicken kann. Demnach haben die deutschen Natur-
forscher in zwei Parteien sich getheilt. Die Einen
erkennen die Nothwendigkeit einer alles umfassenden,
durchdringenden und aufklärenden Naturphiloso-
phie, und der den Deutschen so eigenthümliche Tiefsinn

und geistige Heldenmuth, der vor keiner Schranke zurückbebt, treibt ihre größten Geister an, das letzte Räthsel der Natur zu lösen. Die Andern bleiben bei der Empirie stehn, und suchen die gewonnenen Erfahrungen nach dem Beispiel der Fremden auf das praktische Leben anzuwenden, weil sie entweder unübersteigliche Schranken anerkennen und leere Hypothesen wie billig abweisen, oder erst des einmal gewonnenen sich recht bemächtigen wollen, ehe sie weiter gehn, oder weil sie nicht Geist genug besitzen, um zu combiniren, daher nur gedächtnißmäßig summiren und beschreiben.

Das Bestreben, die Natur in ein System zu bringen, sie als ein Einiges, Ganzes und Lebendiges in allen Theilen zu begreifen, ist so alt, als die Naturwissenschaft überhaupt. Aus ihm sind die alten Kosmogonien hervorgegangen, und was man auch gegen die religiösen und poetischen Einmischungen in die Naturwissenschaft sagen mag, die pantheistische Ansicht war derselben günstig, und der spätere Polytheismus und Monotheismus hat unstreitig der Wissenschaft geschadet, die bereits zu so großer Vollkommenheit gediehen war. Die lebendige Naturansicht der alten Völker war aber überhaupt nicht die Wirkung, sondern die Ursache des Pantheismus. Sie ging aber unter, als die Thatkraft und die Selbstbetrachtung des Geistes die Menschen allmählig von der Natur entfernte, und jene ein Götterheer, diese den einigen übersinnlichen Gott erkannte. Die Einheit

die Lebendigkeit der pantheistischen Naturansicht
t sehr viel vor den spätern Versuchen voraus, die
latur im Einzelnen und als todten Leichnam zu se-
ciren. Dagegen ist die spätere Trennung der Wis-
senschaft von der Religion ein nothwendiger und we-
sentlicher Fortschritt. Die neueste Naturphilosophie
hat das Gute von beiden Richtungen zu vereinigen
gesucht, die Natur wieder als ein großes Organon
lebendig aufgefaßt, und doch nicht Glauben und Poesie,
sondern die Thatsachen der Erfahrung dabei zu Grunde
gelegt. Ein religiöses und poetisches Interesse
sich dabei von selber eingefunden, wie es
lebendigen Naturansicht nicht an
die Empiriker machen sich
eine gewisse Trockenheit
der Wissenschaft machen
heit von vorn herein b
sie zugleich poetisch
nen, daß an jenen
von der Natur selb
Gemüthlichkeit,
Spiel von Hyp
e Empiriker
esen möge
losophis
Wir
G

wärts zu dem geheimsten Wesen der Materie führt, und in der Richtung, welche von den physischen Erscheinungen im Menschen zu den psychischen führt. In allen diesen Richtnngen reicht die menschliche Erkenntniß nur bis zu einer gewissen Gränze und jenseit derselben beginnt statt der Wissenschaft die Hypothesenjägerei oder die Poesie, an deren Resultate man nur noch einen ästhetischen Maaßstab anlegen kann, die aber allerdings zu den reizendsten Dichtungen gehören.

In drei Richtungen gränzt das Reich des Wissens an ein unbekanntes Reich, wo nur die Ahnung eindringt. Zuerst in der Astronomie. Wir haben nur einen Punkt, von wo aus unser schwacher, kurzer Blick eine [illegible] nißmäßig nur enge Sphäre in der Unerm[illegible]s Weltalls überschaut; und [illegible] nur Wirkungen unbekannter [illegible] kenntniß ist durch das relative [illegible]meten und unsres Erkenntniß- [illegible]ur in der kleinen Sphäre un- [illegible]t es uns möglich, die Erschei- [illegible]griffenen Himmelskörper zu er- [illegible]ieselben regelmäßig erfolgen, ist [illegible] diese Regel zu begreifen. Die [illegible] Erscheinungen aber, wie das [illegible], z. B. der Cometen, bleibt uns [illegible] bleibt uns alles, was jenseits [illegible]s liegt, ewig verborgen. Wir [illegible]arte Fixsterne, wir bemerken hin

und wieder eine kleine Veränderung an einem Stern oder Nebelfleck; aber alles dies läßt keinen Schluß auf das wahre Verhältniß des großen Weltgebäudes zu. Hier gelten nur Hypothesen und schwankende Analogien, die wir von unserm kleinen Sonnensystem auf das Weltall übertragen. Die Empiriker bleiben gern bei der einfachen Wahrnehmung stehn und glauben die Welt mit einer unendlichen Menge fixirter Sonnen erfüllt, um welche die Planeten und Kometen sich bewegen. Die Philosophen theilen aber diese Sonnen wieder in höhere Systeme und schreiben ihnen höhere Bewegungen zu. Die kühnsten und geistreichsten Hypothesen darüber haben Eschenmaier und Görres aufgestellt.

In der Chemie geht es uns nicht besser, als in der Astronomie. Wir müssen billig über die Kraft des menschlichen Geistes erstaunen, der es gelingt, so große Entdeckungen zu machen, als wir seit Kepler in der Sternkunde und namentlich in den neuesten Zeiten in der Chemie gemacht; aber hier gilt der sokratische Spruch: je mehr wir wissen, je mehr sehen wir ein, daß wir nichts wissen. Seit Basilius Valentinus haben wir nach dem Ausdruck dieses tiefsinnigen Mönches gestrebt «die Natur von einander zu legen»; wir haben die Materie in immer flüchtigere Bestandtheile zerlegt, aber zu ihrem innersten Grunde, zu ihrem ersten Keime sind wir nicht hindurchgedrungen. Er entschwindet unsern Sinnen, denn unser Auge kann den Punkt so wenig erfassen, als

das Unermeßliche. Durch die Schranken unserer Sinne gefesselt, erkennen wir immer nur den gemischten Stoff; das Gewordene, nicht das ursprüngliche Wesen; die Wirkung, nicht die Ursache.

Die Physiologie bleibt vor gleichen Schranken stehn. Sie läßt sich verfolgen bis in die sinnlichen Organe des Menschen, hier aber gränzt sie an die unbekannte Welt des Geistes, wo eine neue Reihe von Hypothesen beginnt. Der Zusammenhang von Körper und Geist bleibt ein ewiges Räthsel, und die Philosophen und Naturforscher streiten sich nur um den Vorrang, vor dieser Sphinx zum Spott zu werden. Als Extreme aller hierhin einschlagenden Hypothesen sind die materialistische und idealistische Ansicht sich entgegengesetzt. Jene macht den Geist von der Materie abhängig und erklärt ihn als eine höhere Sublimation der Organe, als Blüthe der materiellen Pflanze; diese setzt den Geist als das Absolute und trennt ihn entweder von der Natur oder läugnet die objective Wirklichkeit der Natur und betrachtet dieselbe nur als subjective Vorspiegelung des Geistes. Alle diese Hypothesen sind fruchtlos, denn die Wahrheit könnten wir nur schauen, wenn wir uns auf einem Punkt außerhalb der Einheit von Körper und Geist befänden; da wir uns aber überall im Mittelpunkt dieser Einheit selbst befinden, wird sie uns niemals objectiv.

Abgesehn aber von diesen dreifachen Schranken unsrer Naturerkenntniß ist eine strenge Naturwissen-

[illegible] derselben möglich und wirklich. So weit unsre Beobachtung unter den subjectiven Bedingungen unsrer Sinne und unsres Geistes reicht, ist ihr die Natur nicht verschlossen und bleibt sich immer gleich, so daß wir allmählich ihren Umfang in den unermeßlichen Gränzen, so wie ihre ewige Gesetzmäßigkeit erkennen und die Wahrnehmung zur vollendeten Wissenschaft erheben können. Das Hemmende für diese Wissenschaft ist nicht mehr das menschliche Unvermögen, sondern nur die Mannigfaltigkeit des Stoffes und die Langsamkeit, mit welcher theils unser Organ für die Wahrnehmung geschärft, theils das Wahrgenommene combinirt wird. Erst mußten mechanische Erfindungen unsern Sinnen ein höheres Wahrnehmungsvermögen verleihen; wir mußten uns mit Teleskopen und Mikroskopen, mit Meßtisch und Compaß bewaffnen, ehe wir die Hindernisse des Raumes überwinden konnten, und wir mußten die chemischen Apparate der Natur entdecken, womit sie sich selbst in ihre Bestandtheile auflöst, bevor wir in das Geheimniß ihrer Werkstätte zu dringen vermochten. Sodann mußte Jahrhunderte lang ein emsiges Geschlecht die Oberfläche und die Tiefe der Erde durchfahren, um die Schätze der Natur zu sammeln, und ein langer Fleiß mußte diese ordnen, bevor geniale Geister die Combinationen derselben entdeckten.

Zwar gab es schon lange vorher eine Naturphi[illegible] denn von jeher strebte der menschliche Geist, [illegible]en und Mannigfaltigen die Einheit zu

erfassen. Doch hatte sich die Naturerfahrung mit der Speculation noch nie recht vereinigen wollen. Auf eine religiöse, mystische oder phantastische Weise suchte man eine Harmonie der irdischen Erscheinungen, Kosmogonien, allegorische Personificationen der Naturkräfte, spielende Anagramme der Natur, und wenn dem Glauben, dem Gefühl und der Phantasie, oder dem Witz Genüge geleistet war, so bekümmerte man sich um die objective Wahrheit nicht viel. Man erprobte die Systeme nur an dem wenigen, was man von der Natur wußte, und dem man häufig eine willkürliche Deutung oder Zusammenstellung gab. Nachdem sich eine unpoetische und unreligiöse, rein empirische Wissenschaft der Natur von jenen Philosophemen losgerissen, gingen beide gesonderte Wege. Aber sie mußten an einem bestimmten Punkt dennoch wieder zusammentreffen. Die Speculation mußte sich der Naturerfahrung anschmiegen, und die Erfahrung sich zuletzt durch ihre Vollständigkeit von selbst systematisiren.

Unter allen Weisen der Natur war Schelling dazu berufen, beide Wege zu vereinigen. Bei seinem ersten Auftreten war die ältere Naturphilosophie von Pythagoras bis auf Jakob Böhme gänzlich verachtet. Er fand nur eine empirische Naturwissenschaft, nur eine unzusammenhängende Menge von einzelnen Beobachtungen, große Sammlungen von naturhistorischen Thatsachen, die man kümmerlich nach oberflächlichen Kennzeichen zu ordnen suchte, scharfsinnige Ent-

deß hat Schelling das unsterbliche Verdienst, den Schlüssel zu dieser Forschung innerhalb jener Gränzen gefunden zu haben. Wir haben in der That noch nicht so viele Muße übrig, uns mit dem zu beschäftigen, was wir nicht wissen können; es ist noch unendlich viel zu lernen, was wir möglicherweise wissen können, aber eben noch nicht wissen. In diesem Sinn muß man Schelling's Lehre nehmen. Er führt die dummen gaffenden Zuschauer nicht vor das Wunder der absoluten Wahrheit, und sagt: Da ist es, nun seht euch satt daran! sondern er führt nur die lernbegierigen und geistesthätigen Schüler auf eine gewisse Anhöhe und zeigt ihnen von da die unermeßliche Aussicht in die ganze Runde der Natur und heißt sie nun selber weiter forschen und suchen. Schelling hat die höhere Wissenschaft der Natur nicht beschlossen, sondern vielmehr erst eröffnet, und man kann von ihm nicht lernen, bis wohin die Forschung, sondern wovon sie ausgeht.

Schelling hat gefunden, daß alle Erscheinungen der Natur, die er kennt, Gegensätze bilden, und daraus den Schluß gezogen, daß überhaupt der Gegensatz die einzige Form ist, in welcher die Natur sich dem Menschen offenbart. Es komme daher nur darauf an, diesen Gegensatz durch alle Stufen und Reiche der Natur consequent durchzuführen, so weit überhaupt die Natur erkennbar ist. Da alles im Gegensatz begriffen sey, so könne weder ein einzelner Gegenstand der Natur, noch auch eine allgemeine

Naturkraft oder ein allgemeiner Naturstoff für sich bestanden haben, sondern er müsse der Gegensatz eines andern seyn, und die unermeßliche Reihe von einzelnen Gegensätzen müsse sich in einen allgemeinen Hauptgegensatz der ganzen Natur verlieren. Einheit sey in der Natur nur die höhere Bindung zweier entgegengesetzter Kräfte, oder einer Polarisation gleich der des Magneten, welcher eins ist, aber entgegengesetzte Pole hat. So sey auch die ganze Natur gleichsam ein großer Magnet, mit dem einen abstoßenden, ausstrahlenden Pole, der bewegenden, trennenden, zerreißenden Kraft, und mit dem andern anziehenden Pole, der bindenden, zurückhaltenden, sammelnden Kraft. Schelling maßt sich nicht an, den Gegensatz dieser Kräfte durch die ganze Natur durchgeführt zu haben, dies ist ein Werk für Jahrhunderte, und überhaupt nur innerhalb gewisser Gränzen auszuführen. Daß aber dieser Gegensatz der Schlüssel zur einzig möglichen Naturerkenntniß, daß er die allgemeine und unveränderliche Form sey, unter welcher sich uns alles in der Natur offenbart, bleibt unwidersprechlich wahr. Die Verwandtschaft aller natürlichen Dinge läßt sich nur darin, wenn nicht erklären, doch erkennen, daß in allem der Gegensatz zweier Urkräfte ausgesprochen liegt.

Schelling's System charakterisirt sich demzufolge durch eine strenge Durchführung erstens einer allgemeinen Polarisation oder Entgegensetzung zweier Urkräfte der einen Natur, und zweitens einer allgemei-

nen Parallelisirung aller natürlichen Dinge, je nachdem sie an den einen oder andern Pol oder in die bindende Mitte fallen. Drittens aber wird dieses System durch die Gradation charakterisirt, in welcher es die natürlichen Dinge an jenen Polen ablaufen läßt.

Der Grundsatz des ganzen Systems ist sehr einfach, wie es jede Wahrheit zu seyn pflegt, aber bequem und nachlässig ist sie nur denjenigen erschienen, welche von der ungeheuern Aufgabe, die noch darin liegt, keine Ahnung haben, und mit dem daraus entspringenden Parallelisiren ein blos witziges Spiel trieben, oder den Empirikern, welche vor Naturalienkabinetten und Experimenten nie zur Natur kommen können, wie die Philologen vor Büchern und Worten nicht zum Geist, die sich verachten würden, wenn sie die [illegible] ihres ganzen Lebens sich statt auf Folianten auf ein Kartenblatt schreiben ließen, und deren Ehrgeiz es ist, nicht das Schwierige leicht, sondern das Leichte schwierig zu machen.

So einfach der Grundsatz jenes Systems ist, so läßt es doch nach innen und nach außen noch eine unendliche Entwicklung zu. Die Einheit der Natur muß in ihrer ganzen Tiefe, der Gegensatz in seiner ganzen Schärfe verfolgt und auf die Thatsachen der Natur in ihrem ganzen Umfang angewendet werden. Tiefsinn, Scharfsinn, Combinationsvermögen auf der … Beobachtungsgabe, Fleiß und Erfahrung in …tischen Naturerforschung auf der andern Seite

werden im höchsten Grade angespornt, eine Lehre weiter zu entwickeln, von der kaum etwas mehr, als eine erste Formel vorhanden ist. Daher hat Schelling's einfaches Wort die Geister der Nation nicht eingeschläfert und mit süßen spielenden Träumen ergötzt, gleich so manchem andern Philosophem, sondern zur lebendigsten Thätigkeit aufgeweckt, und es hat sich ihm aus den geistreichsten Männern der Nation eine Schule gebildet, wie sie noch kein Philosoph gefunden hat. Von dem Einfluß seiner Lehre auf das deutsche Leben überhaupt ist schon oben die Rede gewesen. Hier will ich nur noch Einiges von dem erwähnen, was seine Schüler im Sinn seines Systems für die Naturwissenschaft geleistet.

In der Richtung, die in die Tiefe der Natureinheit führt, haben Görres und Steffens die Lehre Schelling's weiter als dieser selbst geführt. In der scharfen und consequenten Durchführung des einfachen Gegensatzes, als eines solchen, hat Wagner das größte Verdienst errungen. Oken aber hat im weitesten Umfang die an dem Gegensatz ablaufenden Gradationen in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Natur nachgewiesen. Gehn wir mehr aufs Einzelne, so offenbart sich erst in dem was geleistet ist, die unerschöpfliche Fülle dessen, was noch zu leisten übrig ist. Jeder Schüler Schelling's ist im Grunde nur von einer, oder doch nur von wenigen einzelnen Theilen der Naturwissenschaft ausgegangen, worin er hauptsächlich bewandert war, und hat von dort aus die

ganze Lehre beleuchtet. Steffens ging mehr von der Geognosie, Wagner von der Chemie, Görres von der Physiologie, Oken von der Anatomie, Schubert von der Psychologie aus. Nothwendigerweise kann auch nur immer eine Theilwissenschaft die andre erklären, aber die Vergleichungen aller sind noch lange nicht vollständig und genau ausgeführt worden.

Hat man einmal die Parallele zwischen Makrokosmus und Mikrokosmus geahndet, so ist der Vergleichung ein unermeßliches Feld eröffnet, und jede neue Entdeckung im Geist und Gemüth des Menschen fordert auf, das correspondirende Äquivalent in der Natur nachzuweisen, und umgekehrt. Darum ist die Lehre nie zu schließen, und wird unzulänglich bleiben, bis alles in der Natur wie im Geist erforscht ist, also so lange, als die Menschen Menschen bleiben, wenn auch die Formel des Parallelismus und die Regel jenes allgemeinen Gegensatzes in der Natur an sich unumstößlich ist. Wir würden wahrscheinlich gar keine Wahrheit haben, wenn jede in jeder Hinsicht ihre Anwendung erproben müßte. Hat der Mensch Anlagen zu allem, und vermag sie doch nicht alle und im höchsten Grade auszubilden, warum soll er nicht unbestreitbare Wahrheiten sich zu eigen machen können, die er doch nie im ganzen Umfang ihrer Anwendbarkeit nachweisen kann.

Die Mängel der neuern Naturphilosophie werden sich dahin bestimmen lassen. Ausgehend vom richtigsten und einfachsten Grundsatz findet sie doch in der

Kant selbst drei Gränzen, [illegible] ...en Bearbei-
ten, jenseits welcher sie [illegible] ...ile der Na-
anwenden kann, wenn sie [illegible] ...n und vom
diesem Jenseits [illegible] ...rt, erwei-
einem Schleier für uns [illegible] ...rfsinnigen
bereits diese Gränzen. [illegible] ...nendliche
richtige Grundsatz auch [illegible] ...ern man
uns zugänglich ist, [illegible] ...nz neue
wendet, weil wir [illegible] ... Mag-
nisse besitzen, [illegible]
überhaupt den [illegible] ...schem,
uninteressan[illegible] ... aus-
losophischen [illegible] ... Mo-
z. B. [illegible] ... Cha-
ken andern [illegible] ...ger
manches [illegible] ...ine
als je[illegible] ...nd
das [illegible] ...uf
verkannt [illegible]
z. B. das [illegible]
schen und [illegible]
schiedener [illegible]
selben und [illegible]
mit ihrer [illegible]
könne man auch [illegible]
lich Gelegenheit [illegible]
hat es mit der Heiligen [illegible]
und Heiligste, aber [illegible]
schen hervorzurufen vermag

Die Empiriker und Philosophen haben sich wechselseitig und sehr zur Unehre der Wissenschaft aufs Bitterste angefeindet. Beide haben einander die gröbsten Irrthümer vorgeworfen, und nicht mit Unrecht. Blind heißt der Empiriker, ein Visionair der Philosoph. Jener sieht nichts, was er nicht mit Händen greifen kann, dieser glaubt zu greifen, was er nicht einmal sehen kann.

Der Empiriker begeht auf einem scheinbar sehr sichern Boden doch so grobe Fehler, als immer der Philosoph. Auch er muß oft erklären, was sich nicht gerade von selbst versteht, und für bekannte Erscheinungen die unbekannten Ursachen suchen. Dann steht er aber gewöhnlich hinter dem Philosophen weit zurück, weil es ihm gar nicht darauf ankommt, die eine Erscheinung im Zusammenhang mit allen andern zu begreifen, sondern weil er nur für den einen Fall nach der ersten besten Wahrscheinlichkeit greift. Man könnte ein ganzes Buch voll der albernsten Erklärungen solcher Empiriker sammeln, und es den Eulenspiegel der Naturforscher tituliren. Statt hunderten möge hier nur eine stehn, die aber sehr geeignet ist, das ganze Verfahren zu charakterisiren. Viele, fast alle und selbst sehr berühmte Empiriker erklären das Entstehn der Vegetation auf eben erst über das Meer erhobenen Coralleninseln oder überhaupt an Orten, wo sich kein Same dazu vorfindet, beständig dadurch, daß Winde oder Vögel, viele hundert Meilen weit den Samen dazu herbeigetragen hätten, und dies

scheint ihnen weit weniger wunderbar, als eine fortdauernde generatio aequivoca, welche die Philosophen behaupten. In dieser Weise suchen sie aber überall die gröbsten, augenfälligsten, mechanischen Ursachen, wenn sie auch bei den Haaren herbeigezerrt werden müssen, um nur ja keine dynamischen, unsichtbaren Ursachen gelten zu lassen, wenn sie auch noch so einfach vorliegen.

Der Empiriker muß auch zuweilen das Ganze der Natur überblicken, aber er stellt dann nur die Erscheinungen in Reih und Glied auf, nach ihren äußern Kennzeichen, ohne die eine heilige Naturkraft, die in allen waltet, erkennen zu wollen; oder er täuscht sich über die ungeheure Aufgabe, die dem menschlichen Forschungsgeist noch jenseits des Anschaubaren und Handfesten geboten ist, mit frommer kleinmüthiger Selbstbeschränkung und spricht von göttlichen Wundern. Schon Lichtenberg sagt: je weniger ein Naturforscher seine eigne Größe darthun kann, desto lauter preist er die Größe Gottes.

Immerhin aber ist die Naturerfahrung der Boden, auf dem auch die Naturphilosophie allein gedeihen kann. Die getreueste und zusammenhängendste Erfahrung hat unmittelbar zur Philosophie geführt, und die besten Philosophen sind der Natur treu geblieben, während nur die einseitige und grobe Empirie allem philosophischen Geist widersprochen [illegible] nur der Wahnsinn einiger Philoso[illegible] aller [illegible]turwahrheit sich entfernt hat.

Die großartige Naturansicht unsres Humboldt ist rein aus Erfahrung hervorgegangen, aber aus einer unermeßlichen Erfahrung, deren Boden der Erdkreis, nicht blos ein enges Studierzimmer gewesen ist; der zweite größte Empiriker unsrer Tage, der scharfsinnige Örsted ist mit seinen Entdeckungen den kühnsten Schlüssen der Philosophen vorangeeilt und um das Zusammenwirken einer gründlichen Empirie und Philosophie am augenfälligsten zu erkennen, dürfen wir nur an Oken denken. Wer mag behaupten, daß seine große zoologische Lehre mehr aus Erfahrung oder aus Speculation entsprungen sey?

Die Naturerfahrung hat sich nach allen Richtungen ausgebildet, und eben dadurch ist erst die Naturphilosophie möglich geworden. In allen einzelnen Naturreichen ist unermeßlich geforscht, entdeckt, gesammelt worden, und andre Nationen haben darin mit den Deutschen gewetteifert oder sind ihnen Muster gewesen. Von der großen europäischen Gelehrtenrepublik sind vorzugsweise nur die Naturforscher gleichsam als ein Ausschuß zurückgeblieben, und scheinen zu warten, bis sich die andern Fakultäten wieder mit ihnen vereinigen werden. Nur sie sind sich vertraut und verwandt geblieben in allen Ländern, darum haben sie aber auch für ihre Wissenschaft, stark durch den Verein, mehr geleistet, als für irgend eine andre Wissenschaft geleistet werden konnte. Man kann nicht sagen, daß in unsrem Zeitalter das eine oder andre Gebiet der Naturkunde mehr angebaut worden

wäre, alle haben unzählige und die besten Bearbeiter gefunden. Nicht allein diejenigen Theile der Naturwissenschaft, welche schon von den Alten und vom Mittelalter gepflegt wurden, sind geläutert, erweitert und von hundert und aber hundert scharfsinnigen Entdeckern und fleißigen Sammlern ins Unendliche bereichert und vervollkommnet worden, sondern man hat auch durch ganz neue Entdeckungen ganz neue Wissenschaften begründet, wie z. B. die vom Magnetismus.

Sucht man indeß nach etwas Charakteristischem, was die Naturforschung unsrer Zeit besonders auszeichnet, so wird man es wohl in folgenden drei Momenten finden. Zuerst in dem philosophischen Charakter, dem sich die Naturkunde je länger je weniger entziehen kann, in der Beziehung, in welche je eine Seite der Naturwissenschaft zu der andern tritt, und in der Zurückführung aller einzelnen Forschungen auf die Entdeckung eines einigen letzten Naturgesetzes. Sodann ist nicht zu verkennen, daß die Anthropologie unter allen übrigen Naturwissenschaften diejenige ist, die jetzt im Gegensatz gegen frühere Zeiten als die vorherrschende betrachtet werden darf, und unser Zeitalter deßfalls charakterisirt. Die frühere Naturforschung ging mehr darauf aus, die äußre Welt, den Kosmos zu studiren, als den Menschen, den Mikrokosmos. Die Alten wußten viel von Astronomie, auch von der Kunde der Elemente, Metalle, Pf[illegible] und Thiere, doch wenig von Anatomie und [illegible]

niger von Physiologie und Psychologie. Wie sich nun überhaupt der Mensch allmählig immer freier und selbständiger von der ihn umgebenden Natur abgelöst hat, und während er sonst alles auf ein Äußeres, auf Gott, die Natur, den Staat, das Volk bezog, so jetzt alles auf sich bezieht, hat auch die Naturwissenschaft dem allgemeinen Zuge folgen müssen und ist mehr im Innern des Menschen eingekehrt. Endlich verdient es Beachtung, daß wir auch allmählich angefangen haben, die Natur als ein Gewordenes, in ihrer Entwicklung in der Zeit zu studiren, während sie bisher fast immer nur als ein Gegebenes im Raum in ihrer gegenwärtigen Erscheinung aufgefaßt worden war. In Frankreich hat Cuvier, unter den Deutschen vorzüglich Werner und Steffens dieses Feld der Untersuchung eröffnet und geläutert, und ihre Forschungen über die Urzeit und über die frühern Revolutionen der Erde, begründet auf allgemeine Naturerfahrungen und Gesetze, haben das völlig leere oder nur mit mythischen Hypothesen beschriebene Blatt vor dem Buch der Natur auszufüllen versucht.

Übrigens wird nicht nur zwischen Philosophen und Empirikern, sondern auch unter den Empirikern selbst unendlich viel gestritten. Beinah in jedem untergeordneten Gebiet der Naturwissenschaften gibt es entgegengesetzte Ansichten. Man kann indeß diese Streitigkeiten kaum unter den charakteristischen Erscheinungen unsrer Zeit anführen, da man über die Natur

von jeher gestritten hat. Der Streit ist fruchtbar, da er wissenschaftlichen Wetteifer hervorruft, und er führt nothwendig immer zuletzt zur Naturphilosophie. Die Art, wie die Naturforscher zanken, ist aber nicht immer erbaulich. Sie haben darin etwas mit den Tonkünstlern gemein, die auch ganz bitterböse werden können, und doch sind sie beide an eine so unschuldige und heitre Welt gewiesen.

Die Polemik ist ein giftiges Unkraut in den Schriften der Naturforscher. Diese Schriften haben aber noch manches andre, was gerechten Tadel verdient. In einigen finden wir einen gehässigen Materialismus gepredigt, der schielende bösartige Blicke auf alles sogenannte Wunderbare wirft, und uns allen mystischen Zauber der Natur in baare nackte Prosa auflösen möchte. In andern wird dagegen der Name Gottes gemißbraucht, und der triviale Gedanke, daß Gott in Sonnen und auch im kleinsten Wurme sich offenbare, bis zum Ekel wiederholt. Besonders geschieht dies in den populären Schriften, die überhaupt besser abgefaßt seyn könnten. Oken's Naturgeschichte steht einsam unter einer Sündfluth der fadesten Schulbücher, welche der Jugend den gesunden Blick in die Natur verwirren und den Geschmack daran verleiden. —

Da die Deutschen als ein Binnenvolk auf sich selbst beschränkt sind, so haben sie in der Erdkunde das nicht leisten können, was die Franzosen und Engländer. Sie reisten nicht

eroberten sie nicht. Die geographische Kenntniß derselben kam ihnen also nur von den Fremden zu. Indeß haben sie sich doch in der neuesten Zeit auch in der Geographie außerordentlich ausgezeichnet und kein Geograph in der Welt kommt unsrem Ritter gleich, und die jüngst erschienene Berghausische Charte von Afrika übertrifft an Kunst alles, was in diesem Fach bisher geleistet worden, England nicht ausgenommen. Es scheint aber, daß auch hier wieder, wie in allen Sachen der Deutschen, neben dem Besten das Schlechteste sich befindet, denn so elende Chartenfabriken, als in Deutschland, kann man auch wohl nirgend finden.

Die Geographie hat es mit einer doppelten Kenntniß der Erde zu thun. Sie betrachtet die Erde in ihrem ursprünglichen, natürlichen und bleibenden Zustand, oder in dem wechselnden Zustand, dem sie in Bezug auf die Völker und Staaten unterworfen ist. Von Rechtswegen ist jetzt die erste Betrachtungsart in das ihr gebührende Recht eingesetzt worden. Die physische Geographie ist jeder andern übergeordnet. Sie greift mit der Kenntniß aller Naturreiche unmittelbar zusammen, da alle diese von der Lage der Zonen und wieder der Continente, Gebirge, Ströme und Meere abhängen. In dieser Weise ist die Geographie einer der wichtigsten Theile der Naturwissenschaft geworden und dient nicht mehr blos der Statistik und Politik, wie früher. Doch hat auch die physische Geographie ihre beßre Ausbildung vorzüg-

lich dem Bedürfniß der nautischen und militairischen Terrainkunde zu danken. Manche Kenntnisse dieser Art, welche bisher von den Kriegs- und See-Ministerien als strenges Geheimniß bewahrt wurden, werden jetzt gemein gemacht und die bekannte Hertha theilt seit kurzem viele dieser Schätze mit. Die statistisch-politische Geographie ist für den Hausbedarf der Staaten natürlich von der größten Wichtigkeit und vorzugsweise fleißig ausgebildet worden. Am wenigsten hat für die historische oder alte Geographie geschehen können, weil sie das wenigste Interesse auf sich zog, doch hat Ritter auch hier eine schöne Bahn gebrochen. In Betreff der geographischen Schulbücher muß ich mir wieder eine tadelnde Bemerkung erlauben. Sie sind in der Regel doch gar zu geistlos. Was soll doch die liebe Jugend mit den Quadratmeilen und mit der Einwohnerzahl anfangen, und mit den tausenderlei statistischen Notizen, die sich so schwer in ein Buch zusammenordnen lassen, und niemals in einen Kopf?

Auch an Reisebeschreibungen sind wir nicht so arm, als unsre von der großen Heerstraße der Welt so isolirte Lage voraussetzen läßt. Im Dienst fremder Staaten oder der eignen haben deutsche Männer die ganze Welt bereist und ihre Nachrichten in deutscher Sprache niedergeschrieben. So früher Martin Behaim, Olearius, später die allen Nationen achtungswürdigen Reisenden Niebuhr, die beiden Forster, Humbold, Krusenstern, Klaproth, der Prinz von

Neuwiedt ꝛc. An Reisen in alle Gegenden Europas und unsers Deutschlands selbst sind wir aber überreich. Nur müssen wir bekennen, daß die Mehrzahl dieser Reisebeschreibungen etwas abgeschmackt ist. Der systematische Deutsche hat auch die fremden Merkwürdigkeiten unter ein gewisses System gebracht, und einen orbis pictus davon angefertigt, den alle neuen Reisenden immer wieder von vorn durchblättern, wie Kinder. Doch haben in der neuesten Zeit theils Wißbegier in allen möglichen Fächern, theils die Lust am Neuen eine große Menge Reisende für die verschiedensten Zwecke auf bisher weniger betretne Wege geführt.

Die Medicin erfreut sich einer unermeßlichen Literatur, die sich leider noch in keine Bibel hat zusammenziehn lassen. Confessionen, Sekten zählt sie genug, und wie sich die theologischen am Ende doch im Glauben vereinigen, so vereinigen sich die medicinischen höchstens im Unglauben. Nirgends herrscht so viel Verwirruug und Widerspruch unter den entgegengesetzten Parteien, nirgends so viel Unsicherheit in jeder Partei selbst. Wie sich die Vernunft zur Noth berechnen läßt, die Dummheit aber nie, so läßt der gesunde Zustand des Körpers, aber nicht der kranke sich berechnen. Dies ist die gefährliche Klippe, woran das consequenteste System und die längste Erfahrung noch immer gescheitert sind.

Der Mensch hat die Natur von außen in ihren unermeßlichen Räumen nnd Massen bezwungen, nur

in sich selbst vermag er die dunkle Gewalt nicht zu meistern, und je mehr man draußen die wilden Kräfte bezähmt, desto zorniger scheinen sie in dem innern Schlupfwinkel rege zu werden. Kaum läßt die Ironie der Natur sich verkennen, die uns mit der Beute der ausgeplünderten Tropenländer, und mit jener rastlosen Arbeit, die über und unter der Erde wühlt und gräbt, löst und bindet, trotzend gegen jedes Element und gegen Gift und Tod, um dem grollenden Naturgeist den verborgnen Schatz abzuzwingen, jenes Heer von Krankheiten gesendet hat, das dem alten Fluche gleich, der den Hort der Niebelungen verfolgt, den Besitzer alles Reichthums durch den Besitz selbst zu verderben droht. Die Europäer waren viel gesünder, als sie noch ärmer und auf den Genuß der Produkte beschränkt waren, die ihnen die Natur auf ihrem eignen Boden freiwillig darbot. Welches indeß auch die Ursachen der jetzt so allgemein gewordnen Krankheiten seyen, wie viel dazu die sitzende Lebensart so vieler Millionen und die Lüderlichkeit beigetragen haben mag, genug, die Thatsache selbst läßt sich nicht verkennen. Es herrschen jetzt bei weitem mehr Krankheiten, als früher. Der Arzt ist in unsrer Zeit unentbehrlicher geworden, als es der Priester im Mittelalter war.

Gegen diesen übermächtigen Feind haben sich nun die Menschen aufgemacht, und lange Schlachtlinien gebildet, doch ist keine Einigkeit unter den Führern, und die Waffen fehlen oder der Feind weiß sich un-

aus der Naturphilosophie entlehnt wurden. Im Allgemeinen hat nur die Chirurgie gleichen Schritt mit der Anatomie gehalten, und ist, weil sie den äußerlichsten, materiellsten Theil der Heilkunde umfaßt, am glücklichsten ausgebildet worden; die Kenntniß der innern Krankheiten aber ist, wie die Physiologie und Psychologie, noch weit zurück und voll Widersprüche. Dort behauptet sich die Erfahrung unerschütterlich, hier herrschen vorzüglich Theorien, schwankend aber und wechselnd. Die Pharmacie endlich laborirt sehr am Materialismus. Man kann sich noch immer nicht gehörig von den groben sinnlichen Heilmitteln losreißen, und die Curen vermittelst der Stoffe herrschen noch über die sympathetischen. Das Mangelhafte dieser Wissenschaft läßt sich besonders darin erkennen, daß sie im ganzen Umfange der Natur nur gewisse Heilmittel zu finden weiß, nicht alle Dinge in der Natur in der medicinischen Eigenschaft erkennt, die ihnen so gewiß zukommt, als eine mathematische, mechanische, chemische Eigenschaft.

Übrigens verfehlt es die medicinische Wissenschaft eben darin, worin es die juridische verfehlt. Sie kämpft nur gegen den Schaden, wenn er da ist, ohne ihn mit der Wurzel in seinem Ursprung auszurotten, ohne der Entstehung desselben vorzubeugen. Man lebt in den Tag hinein, wie man mag, und wird man krank, dann soll der Arzt helfen. Gerade so handelt man als Glied der bürgerlichen Gesellschaft unbekümmert fort, und geschieht etwas Unrecht[illegible]

land unermeßlich viel geleistet worden. Gegen das altpreußische System erhoben unter uns zuerst Bülow und Bärenhorst die Stimme, doch wurden sie so lange verkannt, bis die Erfahrung selber einstimmte. Unter allen größern Armeen der deutschen Bundesstaaten haben sich seitdem geistvolle Offiziere gefunden, welche die Kriegswissenschaft nach allen ihren Richtungen theoretisch und praktisch gelehrt und dabei die Muster der Fremden, namentlich der Franzosen, zu Rathe gezogen haben. Napoleon hat dieser Wissenschaft in jeder Hinsicht den Schwung gegeben. Seine Thaten, wie seine Fehler sind das offene Lehrbuch der Kriegskunde geworden und man orientirt sich darin über alle ihre Zweige von der Garnison bis zum Schlachtfeld und vom Gemeinen bis zum Feldherrn. Über die Uniformirung, die Waffen und das Exerzitium ist nicht weniger geschrieben worden, als über die höhere Taktik und Strategik. Man streitet darüber. Man findet den gemeinen Soldaten noch immer nicht gänzlich von der überflüssigen und schädlichen Quängelei des Kamaschendienstes befreit. Man schlägt Verbesserungen in der Bewaffnung vor und sucht dem Princip der Landwehr und der allgemeinen Volksbewaffnung ein Übergewicht zu geben. Dieses Princip spielt überhaupt eine bedeutende Rolle auch in der höhern Kriegskunde. Noch hat es sich mit dem Princip der stehenden Heere nicht völlig ausgeglichen. Praktisch ist ein Mittelzustand eingetreten, der aus dem Verfolg

der letzten Kriege hervorgegangen ist. Die Völker haben sich unter die Soldaten mischen müssen, der Volkskrieg hat den Soldatenkrieg entscheiden helfen. Jetzt wird in militärischer Hinsicht dieselbe Frage aufgeworfen, welche die Politiker so emsig beschäftigt, ob das Volkselement seinen Einfluß behaupten und erweitern dürfe? In Büchern wird diese Frage mehr bejaht, im Leben selbst mehr verneint. Es herrscht Frieden, und im Frieden, besonders in monarchischen Staaten, muß nothwendig das stehende Heerwesen ein Übergewicht bekommen. Erst in neuen allgemeinen Kriegen kann die Volksbewaffnung wieder ihre Nothwendigkeit praktisch geltend machen. Auch diese Frage kann, wie so manche andre, nur von der Zukunft beantwortet werden.

Die technischen Wissenschaften, die der Industrie und Ökonomie dienen, haben seit kaum fünfzig Jahren eine unübersehbare Literatur geschaffen, zum Beweis, wie sehr man auf den Nutzen und äußern Wohlstand bedacht ist. Man sehe jeden Meßkatalog an, hundert und aber hundert Bücher handeln von Landbau, Viehzucht, Haushalt und Fabrikation aller Art. So lange die Deutschen noch mehr im Gemüth lebten, also im ganzen Mittelalter bis zum Ausgang der Reformation, herrschte das theokratische System. Seitdem der Verstand herrschend geworden ist, ist an die Stelle jenes frühern das physiokratische System getreten. Damals lebte man in Gott, und Weltentsagung war das Höchste, wornach man strebte. Jetzt

[illegible] man mit aller Strenge die Natur, und [illegible] ist das Höchste geworden. Der [illegible] hat es sich zur dringendsten Aufgabe gemacht, den [illegible], [illegible] und den [illegible] Bestande zu [illegible]. Allen Scharfsinn und alles Combinations-vermögen wendet man auf, die Natur zu zwingen, ihr die Schätze und Genüsse abzugewinnen, die uns erfreuen sollen. Dieses Streben ist natürlich und löblich, wenn über den [illegible] von Gütern die höhern des Geistes nicht gänzlich [illegible] werden.

Meliorationen ist die Losung der Physiokraten. Sie wollen die Zeugungskraft der Natur verstärken und veredeln, ihre Produkte vermehren und verfeinern. Die Aufgabe ist doppelt. Man nöthigt der Natur theils ihre einfachen Produkte ab, theils veredelt man sie durch künstliches Verarbeiten. Landbau, im weitesten Sinn des Wortes, und Fabrikation sind die beiden Hauptzweige der Industrie. In beiden hat die Intelligenz Wunder gethan. Die Erziehungskunst der Erde hat reichere Früchte getragen, als die der Menschen. Der Boden, die Pflanzen- und Thierwelt haben der Veredlung sich willig und dankbar gefügt. Des Menschen Anstrengung und Kunst strebt die rauhe Erde, die Adam zuerst bestellte, wieder in ein Paradies umzuschaffen. Auf der Stätte, wo Sumpf und Wüsten waren, erheben sich blühende Gärten, mit fremden und edlen Früchten und Thieren angefüllt. Landbau und Viehzucht haben die Natur erzogen und gebildet, ihre Kräfte bis zum höch-

sten Grad entwickelt und ihr auch da, wo sie schwach und arm erschien, durch Inoculation den fremden Segen mitgetheilt. Durch Verpflanzen, Pfropfen und Vermischen ist die Vegetation wie die Thierwelt in unsern rauhen Gegenden bereichert und verfeinert worden; so wie gleichzeitig der Mensch durch die Aufnahme fremder Geistesprodukte gebildet wurde. Wie aber unser eignes geistiges Schaffen und Wirken umfassender und wichtiger ist, als jener fremde Unterricht, so ist auch in materieller Hinsicht die Fabrikation, die künstliche Verarbeitung der Naturerzeugnisse das wichtigste. Die Naturprodukte erhalten ihren höhern Werth erst durch den Gebrauch, den man davon zu machen weiß. Hier entsteht durch die Kunst eine zweite Natur zum nähern, feinern, zum mehr geistigen Dienst des Menschen. Durch die Fabrikate werden uns nicht nur Genüsse verschafft, die uns die Natur unmittelbar nicht darbieten kann, sondern die menschliche Kraft und Einsicht wird dadurch auch auf unendliche Weise verstärkt, und somit zugleich die Vervollkommnung des Geschlechts befördert. Ohne jene Fabrikate, die dem Geist nach allen Richtungen seiner Thätigkeit Werkzeuge leihen, würde die Cultur stets unvollkommen bleiben. Ohne sie wäre die Wissenschaft und Kunst in ihren herrlichsten Erscheinungen ganz unmöglich. Wir brauchen zu unsern Erkenntnissen und Kunstwerken theils Instrumente, theils künstlich bereitete Stoffe, ohne welche wir nichts ausricht[illegible]

Nicht nur der Genuß des Lebens, auch d[illegible]

[illegible]

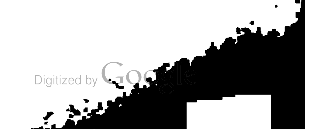
[illegible]

[illegible] theils [illegible] ein [illegible] theils [illegible] die Engländer. [illegible] Zweck des [illegible] der [illegible] und [illegible] daß der [illegible] ein [illegible] der [illegible] wurde.

Nunmehr wurde der Begriff eines Handelsartikels von den Gegenständen des Bedürfnisses, die ein Land entbehrte, das andre im Überfluß besaß, auf alle mögliche Gegenstände ausgedehnt. Alles wurde überflüssig, sobald der Verkauf desselben einen Vortheil brachte, und alles wurde Bedürfniß, dessen Ankauf denselben Vortheil gewährte. Die Kunst bestand jetzt nur noch darin, alles Vermögen beweglich zu machen, es zur Waare zu stempeln, den Vertrieb derselben zu befördern. Das Mittel dazu war das Geld, worein man jeden andern Besitz verwandeln konnte. Durch Geld wurde jeder Besitz veräußerlich, zum Austausch geschickt, beweglich, zugleich aber trat an die Stelle seines natürlichen und dauernden Werthes ein künstlicher und wechselnder, und auf dieses Steigen und Fallen des Werthes wurden die Speculationen des Kaufes und Verkaufes berechnet. Um das Handelssystem zu vollenden, bedurfte es nur noch eines Schrittes, und man that ihn, indem man den Credit die weiteste Ausdehnung gab. Nachdem man alle nur erdenklichen physischen und sogar geistigen Güter zu Waare gemacht und in ein baares Vermögen verwandelt hatte, durfte man dieses baare Vermögen nur noch durch ein künstliches ins Unendliche vermehren, um dem Handelsverkehr den größtmöglichen Umfang und die größtmögliche Schnelligkeit zu geben. Mit dem geborgten Vermögen konnte man die ungeheuersten Speculationen machen, und mit hun
verstärkten Mitteln den hundertfa

chen. Zugleich aber wurde durch das System der Interessen den Verleihern im Gelde selbst ein neuer sicherer Handelsartikel eröffnet, der ins Große getrieben, im System der Staatsanleihen wieder jeden andern Handel verdunkelt. Der Triumph des modernen Handels wurde darin erreicht, daß man mit geborgtem Vermögen wieder durch Ausleihen gewann, und aus Nichts Etwas machte.

Der ursprüngliche und natürliche Produktenhandel leidetn atürlich unter diesem Geldhandel ausnehmend, indem der durch ihn redlich gewonnene Gewinn sogleich wieder in jenem zweiten höhern Handel zur Waare und einem neuen Risico ausgesetzt wird. Hundertmal verrinnt im Geldhandel wieder, was durch den Produktenhandel gewonnen war, und jener zehrt beständig von diesem, wie alles künstliche Vermögen vom natürlichen, aller Scheinwerth vom wahren Werthe zehrt. So viel die Geldspeculanten aus dem Nichts, womit sie anfangen, gewinnen, so viel wird den ursprünglichen Besitzern von ihrem Etwas entzogen. Ein reicher Geldhändler macht zehn und hundert arme Waarenhändler. Der Produktenhandel leidet in Deutschland auch noch durch andre Beschränkungen. Wir Deutsche produciren theils selbst, theils sind wir durch unsre Lage in der Mitte von Europa zu einem sehr einträglichen Transitohandel berufen. Aber gerade dieser verhältnißmäßig geringe Vortheil, dessen wir uns im Vergleich mit den Seestaaten zu erfreuen haben, wird uns verkümmert durch die Han-



delssperren mitten in unsrem Binnenlande. Der große Vortheil des Volks wird dem kleinen des Fiscus aufgeopfert.

Die moralische Wirkung des physiokratischen und des Handels-Systems ist unermeßlich und bezeichnet den Charakter des jetzt lebenden Geschlechts mehr als alles andre. Das ganze Dichten und Trachten einer unzählbaren Mehrheit der Menschen läuft auf physischen Genuß, oder auch nur auf den Erwerb der dazu erforderlichen Mittel hinaus. Alles will durch Industrie oder Handel Geld erwerben, um zu genießen, oder gar nur, um zu haben, denn gemeine Seelen verwechseln nur zu oft den bloßen Reichthum mit dem Genuß, den sie sich dadurch verschaffen könnten. Wenn allerdings der Reichthum jedes Schöne und Große zu unterstützen geeignet ist, so dient er doch nur als Mittel. Wenn er aber nur dient, den gemeinen Genüssen und Lüsten zu fröhnen, oder gar zum Zweck erhoben wird, ist er durchaus verderblich. Der jetzt herrschende Luxus und die Genußsucht, die sich fast aller Stände bemächtigt hat, ist ein geringeres Übel, als die Habgier. Diese ist ganz gemein und schändlich, und verderbt die Menschen von Grund aus. Verschwenderisch und luxuriös waren die Menschen von jeher, sobald sie etwas hatten, aber so habgierig und wucherisch sind sie noch nie gewesen, als jetzt. Nicht das Genießen ist jetzt die Hauptsache, sondern nur das Erwerben. Über dem Eifer, zum Besitz zu gelangen, vergißt man ganz den Genuß.

Daher ist nichts so ingeniös, als die Erwerbsarten in unsrer Zeit, und nichts abgeschmackter und nichtswürdiger, als die Weise, des Erworbenen sich zu erfreuen, die Vergnügungen des Reichthums. Die Anstrengung, den Fleiß, das Genie der Erwerbenden müssen wir bewundern, den Gebrauch, den sie vom Erworbenen machen, müssen wir meistens nur belächeln. Übrigens hat dies zum Theil seinen Grund in dem Umstande, daß wirklich die meisten Menschen mehr erwerben, um dem Übel der Armuth zu entgehn, als um das Glück des Reichthums zu genießen. Ihr Streben ist mehr negativ gegen die Armuth, als positiv für den Reichthum berechnet. Es sind verhältnißmäßig nur wenige, die wirklich zum Genuß gelangen, die meisten müssen sich nur des Mangels erwehren, daher ist die Arbeit wichtiger und interessanter, als der Erfolg.

Daß aber alles menschliche Treiben jetzt auf Erwerb ausgeht, ausgehen muß, ist gewiß im Vergleich mit frühern Zeiten eine sehr traurige Eigenthümlichkeit der unsern. Man kann einmal nicht leben ohne Geld, man muß zu erwerben suchen, um nicht unterzugehn; man muß ein Mehr zu gewinnen suchen, weil ein Weniger leicht mit dem bürgerlichen Tode droht. Darum wird von früh auf schon den Kindern eingeprägt, daß sie in dieser Welt nur dazu berufen sind, ihr Unterkommen zu suchen, den Erwerb als das höchste Lebensziel zu betrachten. Schon die Erziehung drückt ihnen den Stempel eines Lastthieres

auf, das sein Brod verdienen muß. Das Schlimmste ist, daß jedes Mittel geheiligt erscheint, sobald es dem Zweck des Erwerbs dient. Nur das Criminalgesetz enthält die Ausnahmen von der Regel; Ausnahmen, welche die Moral zu machen hätte, werden selten beachtet. Die Erwerbsucht rottet das heiligste Gefühl im Herzen aus und die meisten Ehen werden nur wie ein Handel abgeschlossen. Man frägt nach dem Gelde, nicht nach dem Liebreiz und der Tugend der Braut. Die Menschenliebe und Ehrlichkeit leiden am meisten bei diesem Jagen nach Gelde. Man ruinirt den Nebenmenschen, um selbst zu gewinnen, man betrügt auf gesetzlichem Wege, und begeht eine Menge ganz unscheinbarer, aber nicht minder schlimmer Mordthaten durch geschickte Verdrängung der Concurrenten. Selbst die Gefühle der Ehre, des Patriotismus und der Frömmigkeit werden vergiftet durch die Rücksicht auf das Geld. Nicht das gemeine und alte Übel der Bestechung kommt hier in Frage, sondern ein ganz neues allgemein verbreitetes und weit gefährlicheres Übel. Fast alle Staatsdiener, sogar die Priester machen sich ihre Besoldung zum Hauptaugenmerk. Ja die Staaten selbst müssen erwerben und Handel treiben, weil sie ohne Geld nicht mehr existiren können. Dadurch ist das Privatleben wie das öffentliche von Grund aus umgestaltet worden.

Früher achtete man den Menschen, jetzt nur noch das Geld. Die Gewalt selbst borgt ihre Mittel nur noch vom Gelde, und um die heiligste Autori

[illegible] Das Geld [illegible]

[illegible]

[illegible] Der [illegible] ist der [illegible] und der [illegible]

[illegible] Das Geld [illegible]

[illegible] die allgemeine [illegible]

[illegible] ist der [illegible] zu allem, mit jeder Mensch kann [illegible]. Die [illegible] des [illegible] hat alle Stände gemischt. Der reiche Jude wird baronisirt, der arme Baron wird ein [illegible], ja es gibt Fürsten, die von Pensionen leben, und Juden, die sie bezahlen.

Kunst.

So weit wir die Geschichte unsers Volkes verfolgen können, geht durch dasselbe ein tief poetischer Zug. In der ältern Zeit war das Leben selbst schöner, in der neuern hat die Poesie sich aus dem Leben in den betrachtenden und bildenden Geist geflüchtet und ihre Wunder in einer Kunstwelt offenbart, die über dem Leben steht. Nie ist die Schönheit völlig von uns gewichen, sie war ein Erbtheil der Natur, das uns unveräußerlich zugeeignet worden. Wir sprachen sie ursprünglich in Thaten aus, später im Glauben, zuletzt in der Betrachtung. Allen Denkmalen unsrer Kunst liegt ein tief poetischer Sinn des Volks zu Grunde, der sich gerade da am innigsten ins Leben selber verliert, wo uns die Denkmale fehlen. Diese sind daher nur ein schwacher Abdruck der das Volk durchdringenden Poesie, und sie erscheinen immer dürftiger, je weiter wir in der Geschichte zurückgehn, weil in demselben Maaße das Schöne mehr dem Leben selbst angehörte und mit ihm

es schlecht, wenn sie kein Geld hat. Aller Glauben und Aberglauben, auf welchen in frühern Zeiten die Macht, Würde und Legitimität beruhten, ist jetzt in den einzigen an das Geld zusammengeschmolzen. Der reichste Staat ist der ligitimste und der reichste Privatmann der nobelste. Das Geld duldet keinen andern Unterschied, als den seiner Besitzer. Es entwaffnet jede andere Macht, überstrahlt jeden andern Glanz. Darum hat es aber auch jenes Phantom der Ideologen, die allgemeine Gleichheit, wirklich ins praktische Leben eingeführt, so weit dies möglich ist. Geld ist der Schlüssel zu allem, und jeder Mensch kann ihn finden. Die Gleichheit des Geldreichthums oder des Geldmangels hat alle Stände gemischt. Der reiche Jude wird baronisirt, der arme Baron wird ein Kornjude, ja es gibt Fürsten, die von Pensionen leben, und Juden, die sie bezahlen.

K u n s t.

So weit wir die Geschichte unsers Volkes verfolgen können, geht durch dasselbe ein tief poetischer Zug. In der ältern Zeit war das Leben selbst schöner, in der neuern hat die Poesie sich aus dem Leben in den betrachtenden und bildenden Geist geflüchtet und ihre Wunder in einer Kunstwelt offenbart, die über dem Leben steht. Nie ist die Schönheit völlig von uns gewichen, sie war ein Erbtheil der Natur, das uns unveräußerlich zugeeignet worden. Wir sprachen sie ursprünglich in Thaten aus, später im Glauben, zuletzt in der Betrachtung. Allen Denkmalen unsrer Kunst liegt ein tief poetischer Sinn des Volks zu Grunde, der sich gerade da am innigsten ins Leben selber verliert, wo uns die Denkmale fehlen. Diese sind daher nur ein schwacher Abdruck der das Volk durchdringenden Poesie, und sie erscheinen immer dürftiger, je weiter wir in der Geschichte zurückgehn, weil in demselben Maaße das Schöne mehr dem Leben selbst angehörte und mit ihm

unterging. Was wir Herrliches von dem reinen sinnigen Familienleben, von der Heldenkunst und Heldenpoesie der Germanen vernehmen, ist mit ihnen selbst von der Zeit verschlungen worden. Erst das Mittelalter hinterließ uns unsterbliche Denkmäler der Kunst, weil in ihm die Poesie aus dem Leben schon in die Beschaulichkeit überging, doch war es vorzüglich die bildende Kunst, der die Deutschen damals sich ergaben, weil sie die ersten gewaltigen Züge der innern poetischen Welt in der riesenhaften und ewigen Steinschrift der Natur entwerfen mußten. Die neueste Zeit ist von diesen einfachen Zügen abgewichen, wie immer mehr die Betrachtung zu dem Mannigfaltigen und Widersprechenden sich fortgerissen sah und der unermeßlichen gährenden Geisterwelt konnten nur noch die redenden Künste dienen, die den kühnsten und verwickelsten Labyrinthen des Gedankens und der Phantasie zu folgen im Stande sind.

Darum herrscht die Dichtkunst jetzt vor allen andern Künsten, und ihre Trägerin wird mit der Sprache die Literatur. Schöne Kunst und schöne Literatur oder Belletristik ist daher beinahe gleichbedeutend geworden. Ehe wir aber die Dichtkunst betrachten, wollen wir einen Augenblick bei der ziemlich dürftigen Literatur verweilen, welche das Schöne und die Kunst im Allgemeinen und die übrigen Künste, außer der Dichtkunst, behandelt.

Die Ästhetik oder Wissenschaft vom Schönen hat die Deutschen auf doppelte Weise immer mehr

interessiren müssen, theils in rein philosophischer Hinsicht, theils um bei den widersprechenden Ansichten und Manieren in der Kunst aufs Reine zu kommen. Der Philosoph, der Alles wissen wollte, mußte die Bedeutung des Schönen zu erkennen streben, und die Künstler und Dichter hatten alle Ursach, nach einer ästhetischen Gesetzgebung zu verlangen, nachdem sie über das Schöne in die mannigfachsten Widersprüche gerathen waren. Je mehr das Schöne aus dem Leben an die Bildung des todten Stoffes, oder an die Kunst, und die Kunst wieder aus der Natur an die Sprache überging, verlor sich immer mehr der einfache Naturtrieb und eine vielseitige, alles berücksichtigende und doch nie fertig werdende, hier festgehaltene, dort ins Ungewisse hinausgetriebene, immer mit sich selbst streitende Reflexion nahm überhand. Die irrenden Begriffe suchten wieder, was das sichre Naturgefühl gewährt hatte. In der Kunst so wenig als in der Wissenschaft, konnten die Geister einig bleiben und die ästhetischen Ansichten widersprachen sich nicht weniger, als die religiösen, philosophischen und politischen, und dem zufolge herrschten auch mannigfache Maximen in Betreff der Kunstpraxis. Jeder Widerspruch sucht aber die Auflösung, jede Mannigfaltigkeit die ihr insgeheim zu Grunde liegende Einheit und so hat man auch die Ästhetik in theoretischer und praktischer, oder philosophischer und technischer Hinsicht in ein evidentes System zu bringen gesucht.

Im Ganzen ist dieses löbliche Bemühen noch nicht weit gediehen. Die Philosophen stehen den verkehrten Empirikern entgegen. Jene wollen die Kunst aus einer Idee des Schönen oder aus dem Organ des menschlichen Kunsttriebes herleiten; diese ziehen aus der Erfahrung, aus den Kunstschätzen, Regeln ab, die so unvollkommen oder unzusammenhängend sind, wie die noch nie vollendete Kunstwelt selbst. Jene wollen den Künstler belehren, nicht von ihm lernen, und sie kommen immer nur von der Philosophie zur Ästhetik, wie umgekehrt. Alle wollen das Schöne aus dem Zusammenhang der übrigen Welt erklären, noch keiner ist vom Schönen ausgegangen und hat aus ihm auf das Übrige geschlossen. Die Empiriker dagegen lassen die Philosophie auf sich beruhn und bleiben bei Thatsachen stehn, die immer etwas Fragmentarisches bleiben, so lange die Kunstwelt nicht vollendet ist.

Wer den guten Geschmack, oder nur den deutschen, aus unsern Lehrbüchern der Ästhetik kennen lernen wollte, würde fehl gehn. Ich will nicht sagen, daß ein andres Volk bessere Lehrbücher besitzt, ich halte vielmehr alles, was dafür von Aristoteles bis auf Gripenkerl geleistet worden, verhältnißmäßig für sehr unerheblich. Denn, wenn auch Einzelne tiefe Blicke in das Wesen der Kunst gethan, so sind dadurch nur Schlaglichter in das dunkle Land geworfen worden, und an eine allgemeine Aufklärung ist noch nicht zu denken gewesen. Das Beste, was über die

Kunst gesagt worden, finden wir zerstreut bei Philosophen und Dichtern. Es hat sich aber noch immer in kein eigentliches Lehrbuch vereinigen lassen. Diese Lehrbücher müssen vielmehr in der Regel alle Tiefe aufopfern, um in der Breite wenigstens die Fächer auseinanderzulegen, in welche man die Gegenstände der Kunst zu ordnen pflegt. Wie der göttliche Plato, so haben Winkelmann, Herder, Lessing, Schiller, Schelling, die Brüder Schlegel, Novalis, Görres, Tieck und andre die tiefsten Ideen über die Kunst ausgesprochen, die Philosophen haben sie auch in ein philosophisches System gebracht, aber eine praktische Ästhetik ist daraus noch nicht erwachsen, und wer sie versucht hat, ist entweder wie Jean Paul vorsichtig genug gewesen, nur Fragmente geben zu wollen, oder hat ein trocknes Register geliefert wie Sulzer, oder ein noch kümmerlicheres Fachwerk, wie Bouterweck, Eberhard, Schreiber und andre.

Die beste Ästhetik gehört freilich so sehr zu den Idealen, wie die beste Philosophie, und die beste Darstellung der Geschichte. Doch sind unsre philosophischen und historischen Werke ohne allen Zweifel besser, als die ästhetischen und deßhalb sind wir auch über gewisse philosophische Wahrheiten und geschichtliche Begebenheiten weit besser unterrichtet, als selbst über die Rudimente der Kunst. Nirgends herrscht so sehr Willkür und Beschränktheit, als in den Urtheilen über einzelne Kunstwerke oder das ganze Gebiet der Kunst. Freilich muß das ästhetische Urtheil

immer auf einer gewissen Willkür der individuellen Eigenthümlichkeit und der ästhetische Genuß immer auf einer gewissen Selbstbeschränkung beruhen, doch auch dafür gibt es allgemeine Gesetze und diese werden eben nicht erkannt. Man raisonnirt, verwirft, und vergöttert, wie das Gefühl es eingibt, aber ein Gefühl, das fast nie gebildet ist, und selten sich gleich bleibt, wenn ihm irgend ein Andrer, den man für einen Kenner hält, eine andre Richtung gibt. Aus diesem Hin- und Herschwanken der Gefühle und aus diesem Hin- und Herraisonniren der angeblichen Kenner ist eine Anarchie des ästhetischen Urtheils entsprungen, die den wahren Kenner unterdrückt, den Künstler bald durch Lob, bald durch Tadel verdirbt und dem Publikum statt eines wahren und dauernden Genusses nur die berauschenden Freuden einer ewig wechselnden Modelust gewährt.

Über die einzelnen bildenden Künste ist nach und nach Einiges geschrieben worden, meist von Dillettanten. Die historischen Studien über die alten Kunstwerke sind davon das Beste, wiewohl auch hiefür noch weit mehr geschehen könnte. Noch immer ist die bildende Kunst zu sehr blos eine Angelegenheit der Gelehrten und Vornehmen, das Volk in Masse nimmt zu wenig Theil daran. Sodann sind die Kräfte zu sehr an die verschiednen Akademien vertheilt und nicht selten unter ein einseitiges Interesse derselben gebracht, so daß alle Thätigkeit für die bildende Kunst fragmentarisch bleibt. Doch gibt es einige treffliche

Studien und Sammlungen im Einzelnen. Weniger wollen die technischen Lehrbücher bedeuten, da sie erst allmählig mit der Kunstpraxis selbst sich ausbilden können und diese bekanntlich außer in der Musik die Muster der Alten noch nicht wieder erreicht hat. Alle bildenden Künste sind seit der Reformation in Verfall gerathen, und die Bilderstürmerei des Protestantismus hat nothwendig dazu führen müssen. Erst im vorigen Jahrhundert begann mit dem großen Winkelmann von Seiten der Dillettanten eine Reformation der Ansicht über die bildenden Künste, der aber die Künstler und ihre Mäcenaten erst allmählich huldigten, so daß die Verjüngung dieser Künste erst noch im Werden ist. Winkelmann, Lessing, Fernow wiesen auf die plastischen Muster der Alten zurück, woran sich auch beßre Ansichten von der antiken Baukunst anschlossen. Dadurch wurde der Berninische Geschmack, der dem Zeitalter der Jesuiten und des Louis XIV. angehörte, diese Schule des Schwulstes und der Fratze, siegreich bekämpft. Herder, Heinse, Göthe erweiterten den Blick über das ganze Gebiet der Kunst und retteten zuerst die Ehre des Mittelalters. Die Schlegel'sche Schule, wenn man sie so nennen darf, und vorzüglich Tieck, pries die Muster der alten Malerei und Poesie, womit auch der Sinn für die gothische Baukunst wieder belebt wurde. Durch alle diese Bestrebungen wurde der deutsche Kunstsinn aufs tiefste ergriffen und geläutert, die falsche Nachahmung und Verzerrung der Antike, der steife französische Geschmack,

die engherzigen Vorurtheile mußten am Ende dem reinen Gefühl der echten Kunst weichen, und eine neue Schule junger Plastiker und Maler versuchte die alten Muster zu erreichen. So freudige Hoffnungen sie aber erregt, so ist doch alles erst im Beginn und wie es bei jeder Restauration zu geschehen pflegt, Widersprüche, Einseitigkeiten, Manieren und Übertreibungen konnten nicht fehlen. Das Antike und das Gothische, die italienische und deutsche Schule wollten ausschließlich gelten und wieder überschätzte man einzelne Namen und überbot sich im Manieriren. Immer mehr aber reiben die Ansichten an einander sich ab, und ohne Zweifel werden die Künstler selbst und neue große Werke dem Gerede ein Ende machen.

Was für die andern Künste geschehen war, versuchte zuletzt Thibaut auch für die Musik zu leisten, und sein Werk über Reinheit der Tonkunst kündigt uns dieselbe Revolution in der Musik an, die wir in andern Künsten erlebt haben. Auch in der Musik herrscht ein falscher Geschmack unnatürlicher Künstelei, eine überwiegende Herrschaft der Harmonie über die Melodie, der Instrumente über den Gesang, der weltlichen, sinnlichen Musik über die religiöse. Thibaut hätte vielleicht aber besser gethan, wenn er sein Werk mehr theoretisch als antiquarisch gehalten hätte. Seine Muster des alten Kirchenstyls verhalten sich zu der neuern Opernmusik keineswegs, wie die Antike zu Bernini. Man muß beide gelten lassen, dort Palästrina, hier Mozart, dort die Andacht, hier die

weltliche Leidenschaft und liebliche Sinnlichkeit. Alsdann aber darf man allerdings und mit größter Strenge die einseitige Herrschaft eines Styls, und die geschmacklosen Übertreibungen desselben verwerfen. Wenn die Musik auch alle Mängel der übrigen Künste getheilt hat, so ist sie doch gerade in der geschmacklosen Periode des vorigen Jahrhunderts vor allen andern Künsten in ihrer weltlichen Richtung zu einer erhabenen Höhe gediehen und hat unsterbliche Werke hervorgebracht. Die Ursache davon war, daß sie ungleich ihren Schwestern nicht blos von Höfen und Stubengelehrten, sondern vom Volke selbst gepflegt wurde. Derselbe Umstand wird auch einer Restauration der Kirchenmusik und besonders des Chorals günstig werden. Schon sehn wir für diesen Gegenstand eine allgemeine Theilnahme rege werden und überall entstehn neue Singgesellschaften, erscheinen neue Schriften über den Gesang.

Übrigens haben die genialen Ideen jener Wiederhersteller der bildenden Künste in unsern romantischen Damen und Jünglingen eine Liebhaberei für das Kunstgeschwätz und eine enthusiastische Faselei erweckt, die in einer Menge von belletristischen Producten sich breit machen. Namentlich seit Heinse, Hoffmann und Tieck ihre ästhetischen Ansichten in der Form des Romans vorgetragen, wimmelt es von falschen Nachahmern derselben, die nicht wenig dazu beitragen, daß die Meinungen sich verwirren und die scharfe Kritik sich abstumpft und verflacht.

Wir gehn zur Poesie über, welche unter allen Künsten für die gegenwärtige Zeit und vielleicht für alle Zeiten die höchste Bedeutung hat. Die Poesie erschließt am tiefsten das menschliche Herz und wirkt wieder am tiefsten. Was keiner Kunst gelingt, das Innerste des Menschen bis in den geheimsten Gedanken und Empfindungen zu spiegeln, vermag allein die Poesie, und dies gibt ihr die Macht über die menschliche Seele, der alle Völker gehuldigt haben. Durch diese Offenbarung des Menschlichen ist die Poesie das wirksamste Mittel und zugleich die höchste Blüthe der Humanität. Poetische Völker sind die edelsten und die edelsten werden poetisch. Die Offenbarung schöner Menschlichkeit in den poetischen Idealen ist die Krone des Lebens. Die Poesie ist aber auch die dauerhafteste unter den Künsten, die unvergänglichste, weil ihre Denkmale auf die leichteste Weise vervielfältigt und immer wieder erneuert werden können. Völker wechseln, Staaten werden zertrümmert, ein Glaube verdrängt den andern, Irrthum wird, was einst als Wahrheit gegolten, die Werke der bildenden Kunst zerfallen in Staub, nur die Dichtungen überdauern die Stürme der Zeit und glänzen noch nach Jahrtausenden im ersten Jugendschimmer. Um alle Zeiten schlingt die Poesie den Kranz, vereinigt und versöhnt alle. Mitten im ewigen Wechsel erhält sich die stille Blumeninsel der Dichtung, der irdische Himmel, wo die matten Seelen Erquickung finden, wo die Urväter und Urenkel die gleichen Entzückun-

gen theilen. Selbst die Religion ist die Stätte des Friedens nicht, weil ein Glaube den andern ausschließt; nur in der Poesie beruht jener Gottesfrieden, den die wilden Gemüther in heiliger Scheu anerkennen, und der sie mit der Leier des Orpheus bezähmt und die fremdesten Völker und Menschen versöhnt.

Die Deutschen haben eine angeborne Neigung zur Poesie, ja man kann ihren Nationalcharakter vorzugsweise den dichterischen nennen, da er so schwärmerisch, gutmüthig, phantastisch, abergläubisch, warm und gewitterhaft ist. Der Deutsche besitzt ein außerordentlich zartes und tiefes Gefühl, eine flimmernde Phantasie, einen starken Hang zu Allegorie und Symbolik, große Gewandtheit in verwickelten Dichtungen, eine Alles fortreißende Flamme der Begeisterung, einen feinen Sinn für die Natur und das Idyllische, Familienmäßige, Heimathliche, und fast noch mehr Illusion für das Fremde und Wunderbare. Am augenfälligsten zeigt sich unser poetisches Genie in den Mißbräuchen, die wir damit machen, und die eine Überfülle der Kraft verrathen, in dem Überschwenglichen unsrer eigentlichen Dichtungen und in den poetischen Ansichten des Lebens, der Natur, der Geschichte und aller Wissenschaften, die überall vorschlagen und weßhalb wir von den sogenannten praktischen Nationen verhöhnt werden. Auch in die trockenste Wissenschaft mischen wir gerne das Herz, die Begeisterung und orientalische Bilder.

Wenn man die neue Entwicklung der deutschen Poesie außerordentlich zu preisen pflegt, so hat man unstreitig ein Recht dazu. Die Kunst hat sich in jeder Hinsicht vervollkommnet und unsterbliche Werke hervorgebracht, die das Andenken unsrer Zeit der spätesten Nachwelt überliefern werden. Die Humanität ist durch unsre Dichter weit allgemeiner und eindringlicher gefördert worden, als durch irgend einen Moralisten oder das Unglück. Die Literatur selbst hat einen neuen großen Schwung erhalten, da die Dichter den ganzen Zauber unsrer Sprache entfaltet und die Gelehrten wieder deutsch gelehrt haben, nachdem sie in die äußerste Sprachbarbarei verfallen waren.

Die ganze neuere Poesie der Deutschen bildet einen besondern Cyclus, der in demjenigen der gesammten neuern Poesie Europas eingeschlossen und mit demselben von aller frühern Poesie des Mittelalters, des Orients, der Griechen und Römer und des mythischen Alterthums getrennt werden muß. An der Pforte der gesammten neuern Poesie steht Dante, an der Pforte der deutschen Jakob Böhme, beide gleich einsam. Der letzte Abglanz des Mittelalters ward noch zum Heiligenschein des neugebornen Kindes. Gotttrunkne Seher tauften es mit heiligem Feuer. Dante sah in die Abendröthe des Mittelalters, Jakob Böhme in die Morgenröthe der neuen Welt. Dem feierlichen magischen Morgen aber folgte bald ein heller, bunter, lärmender, weltlicher Tag.

Im Getümmel dieses Tages, im Glänzen und Flimmern so vieler blendender Erscheinungen, im Wechseln und Wogen der Namen und Moden ist es schwer, eine richtige Charakteristik des ganzen neuen poetischen Treibens zu entwerfen. Die Gegenwart übt einen gewissen Zauber über uns, sie blendet uns selbst mit kleinen Lichtern durch die Nähe derselben. Leicht werden wir verführt, bei einem Gegenstand die übrigen zu vergessen, sey es, daß er uns gebieterisch ausschließliche Bewunderung und Anbetung abzwingt, oder daß wir uns an ihm festzuhalten suchen, um in der allgemeinen Verwirrung nicht zu straucheln, um wenigstens etwas ganz zu lieben und zu besitzen, da unser Interesse sonst zu sehr zersplittert würde. Auf diese Weise sind einseitige Meinungen und Urtheile über die neuere Poesie sehr häufig geworden. Man kann ihnen in der That nicht entgehn, wenn man sich nicht über die Verwirrung hinausschwingt und auf der Höhe der Geschichte einen freien Standpunkt zur Übersicht gewinnt, wenn man sich nicht aus der Gegenwart und von ihren dringenden, hastigen, widersprechenden Anforderungen befreit, und in die Vergangenheit flüchtet, um an dieser die Gegenwart zu messen.

Wir müssen die Geschichte der Poesie bis zu dieser letzten Entwicklung verfolgen. Die Poesie hat schon viele große Perioden erlebt, bevor sie zu dieser letzten übergegangen ist. In jeder dieser Perioden ging eine Verwandlung in ihr vor, bildete sie sich

auf einer gewissen Stufe eigenthümlich aus, entfaltete sie uns eine Seite nach der andern. Man hat gewöhnlich zwei Hauptperioden angenommen, die griechische oder antike, und die mittelalterliche oder romantische. Schlegel hat sie dadurch zu charakterisiren gesucht, daß er die antike Poesie plastisch, die romantische pittoresk nannte. Dies ist keine müßige Vergleichung. Die Unterschiede in den Künsten überhaupt wiederholen sich wieder in jeder insbesondere. Das Gesetz ihrer äußern Verwandtschaft ist zugleich das Gesetz ihrer innern Unterschiede. Die Poesie verändert sich nach ihrer Verwandtschaft mit den übrigen Künsten und jede ihrer Entwicklungen und geschichtlichen Perioden entspricht einer solchen Verwandtschaft. Nur muß man nicht bei der Plastik und Malerei, nicht bei Schlegel's Andeutung stehn bleiben. Es gibt neben der Poesie fünf Hauptkünste, Baukunst, Plastik, Malerei, Musik und Schauspielkunst. Diesen entsprechen auch in der That die Perioden und verschiednen Entwicklungen der Poesie. Die älteste religiöse Poesie der Kosmogonien und Mythen war wesentlich architektonisch, die spätere griechische und römische und ausschließlich antik genannte Poesie war plastisch. Die lyrische Poesie der rohen Völker nach dem Untergang der antiken Welt und vor der höchsten Cultur des Mittelalters war musikalisch, das romantische Mittelalter selbst pittoresk. Die moderne gelehrte Poesie endlich, die in die Rollen aller Zeiten sich einstudirt, dürfen wir

mit Recht eine theatralische nennen, und in ihr ist in der That so viel von allen frühern poetischen Gattungen enthalten, als in der Schauspielkunst von allen andern Künsten aufgenommen ist. Selbst die einzelnen Dichter unter uns versuchen sich in allen Gattungen und Formen der Poesie, weil es Rollen sind, die sie spielen; in der frühern Zeit bildete jeder Dichter nur eine Gattung eigenthümlich aus.

Die poetische Begeisterung der ersten Menschen schien die letzte Blüthe der Schöpfung zu entfalten. Derselbe Naturgeist, der den Bau der Welt gegründet, spiegelte sich in den Kosmogonien der kindlichen Völker. Die Poesie war noch nicht losgerissen von der Natur, sie belebte die Massen, war noch nicht ausschließliches Eigenthum eines Individuums, sie vertheilte sich in abweichende Ansichten, wie die Menschen in Stämme, aber sie blieb Eigenthum der Generationen, und wie sie keinem Dichter, sondern dem Volk angehörte, stellte sie auch keinen Helden, nichts Einzelnes dar, sondern das Weltganze. Alle ihre Formen waren architektonisch. Mit dem Heldenthum riß das Individuum von der Masse sich los und die Heldenfabel von der Kosmogonie, die Natur vom cyclopischen Bau und die Geschichte, die Poesie und bildende Kunst entfaltete die höchste Blüthe dieses Lebens in Griechenland und Rom. Aber auch hier war die Dichtkunst eng an die Gegenwart und ihren herrschenden Charakter gebunden, und was wir classisch an ihr nennen, war die strenge Consequenz des

 + Hein von Tiedt, Kom. VI. 44

plastischen Naturtriebs, der jenes Menschenalter aus dem dunkeln Mutterschooß der kosmischen Zeit befreite, aber ihm zugleich die bestimmte Gestalt einer in sich begränzten Vegetation gab. Als dieses Leben in der einseitigen Richtung abgeblüht, begann ein andrer großer Menschenstamm sich nach einer neuen Richtung zu entfalten. Wie dort die Sinnlichkeit zuerst sich losgerissen vom allgemeinen Leben, so suchte hier das Gemüth sich selber zu ergreifen und die erwachende Sonne der Liebe rief aus der erstarrten Memnonssäule des Volks die ersten Töne hervor. Das Gemüth der Völker sprach in eigenthümlichen Naturlanten sich aus, die jetzt verhallt sind, wie aller Ton verhallt, von denen nur ein fernes Echo noch Zeugniß gibt. Dies sind die «Stimmen der Völker», wie Herder sie genannt, wie alte Sagen sie bezeichnen, wie sie noch jetzt in Volksliedern nachklingen, und wie sie noch rein und ursprünglich vernommen werden bei den heidnischen Stämmen entlegner Welttheile.

In dieser Richtung wurden die Völker ergriffen vom Christenthum und sie entfaltete die höchste Blüthe im Mittelalter. Das nationelle Gemüth wurde Weltgemüth; die Stimme, nur dem nationellen Ohr vertraut, wurde Bild, den Augen aller offenbar. Die Poesie wurde wieder kosmisch und darum auch wieder in dem Maaß architektonisch, als die Malerei es ist; wie sie von universeller Kosmogonie ausgegangen in individueller Plastik erstarrt war, ergoß

sie sich aus den mannigfachen Quellen der Völker wieder in die zusammenschlagenden Wellen eines unendlichen Meeres. Die christliche Romantik war aber versunken in das bewegliche Element des Gemüthes, wie jene ältere Poesie erstarrt in den sinnlichen Formen. Daher war sie an dieselbe Consequenz gefessellt und auch in ihr waltete noch ein gewisser Instinkt, der bestimmte Gränzen nicht überschreiten konnte, innerhalb derselben aber mit vollkommener Sicherheit sich bewegte, und wie die antike Poesie hat auch die romantische etwas Classisches.

Dieses Classische, die unwillkürliche Sicherheit und Harmonie des Gegenstandes und der Form, in welcher die Kunstwerke vollkommen den Werken der Natur gleichen, und noch von demselben schöpferischen Triebe gebildet scheinen, der den Himmel, die Berge, die Pflanzen und Thiere so und nicht anders geschaffen, als müßt' es so seyn, dies ist es eigentlich, was alle ältere Poesie von der modernen unterscheidet. Die poetische Begeisterung jener Alten war schaffender Naturtrieb, ohne Wahl, ohne Schwanken. Die unsrige ist Sache der Reflexion geworden, und wir wählen und schwanken.

Die neuere Poesie ist ganz theatralisch. Man geht in die Poesie, wie man ins Schauspielhaus geht, um sich auf eine angenehme Weise zu täuschen und zu unterhalten. Die Poesie ist nicht mehr mit dem Leben verbunden, die höchste Blüthe desselben,

sondern steht ihm gegenüber, wie der Traum dem Wachen. Sie ist nichts Unwillkürliches, Nothwendiges mehr, nicht mehr die Ausgießung eines heiligen Geistes, der von innen kommt, nicht mehr Schöpfung eines drängenden, unbewußten, unwillkürlichen Naturtriebs, nicht mehr das freie Wachsthum, von dem man nicht weiß, wie es entsteht. Sie ist vielmehr eine Fertigkeit geworden, die man nach Willkür anwendet, so oder anders, und ein bloßes Spielzeug für die Unterhaltung. Sie entsteht nicht mehr, sie wird nur gemacht; sie ist nicht mehr, sie scheint nur; sie glaubt an sich selbst nicht mehr, sie will nur täuschen. Zum Dichten bedarf man nicht mehr der innern heiligen Begeisterung, sondern nur einige Kenntniß von dem, was die Leute belustigt, und einiges Talent. An die Stelle des unbewußten Dranges im Gemüth ist ein vollkommen klares Bewußtseyn im Verstande getreten. Der Dichter schafft nicht, wie ihn der dunkle Trieb dazu zwingt. Er setzt sich hin und reflectirt, was will ich machen, und wie muß ich es machen, um die Leute zu belustigen? Dasselbe Talent, was früher sich von selbst einfand, wenn das Gemüth des Dichters in poetischer Begeisterung war, gehorcht jetzt den ängstlichen Vorschriften des Verstandes. Ehemals hatten die Dichter keinen Zweck, sie sprachen sich nur aus, wie die Quelle sich ergießt, und wie der Vogel singt. Sie waren größer, als andre, wie ein Berg höher ist als andre. Jetzt aber haben sie den Zweck, die Leute

zu belustigen, und wetteifern um den Effect, und da sie sich nicht mehr nach dem innern Genius allein, sondern nach dem Beifall von außen richten, so ängstigen sie sich um den Ruhm, und gehn auf Stelzen, um sich einer über den andern zu erheben.

Oder ist es anders? Bei den wahrhaft großen und originellen Dichtern allerdings. Bei ihnen ist noch immer, wie bei den ältesten Sängern der Vorwelt, die Poesie Leben, und sie dichten, weil und wie sie müssen, nur vom innern Genius getrieben und unbekümmert um den Beifall. Doch der große Haufen der Dichter ist von der Art, wie ich ihn eben beschrieben, und gerade das Daseyn dieses großen Haufens charakterisirt unsre Periode. Aber selbst unsre besten Dichter müssen der Zeit ihren Tribut zollen. Sie sind einmal Kinder dieser Zeit, und der Naturgeist, der in ihnen waltet, geht aus der Natur unsrer Zeit hervor. Wie Kinder eines Schauspielers müssen sie selbst Schauspieler werden, die Rollen werden ihnen gleichsam angeboren.

Universalität ist der Charakter dieser Zeit. Man ist alles in allem. Man versetzt sich in alle Zeiten und Länder, man ahmt alles nach. Die Bilder der fernsten Vorwelt, der fremdesten Natur mischen sich täglich in die Bilder der Gegenwart. Wir reisen an einem Tage durch alle Zonen, durch alle Zeitalter, und unser Zimmer, in dem wir ruhig sitzen bleiben, wird die Mithrahöhle, an deren Wänden Welt und Himmel sich spiegeln. Die alten Dichter

gingen nicht über den Kreis der Nationalität hinaus, Shakespeare zauberte zwar die ganze Welt in seine Dichtungen, doch sie tragen durchaus den Stempel einer englischen und seiner Individualität. Unsere neuern Dichter aber nehmen mit dem fremden Gegenstand auch die fremde Ansicht desselben an, zaubern sich nicht nur Griechenland in die nordischen Bilder, sondern auch eine griechische Denkweise in ihre nordischen Geister. Dieselbe deutsche Treue, mit welcher unsre alten Maler die Natur copirten, zeichnet jetzt unsre Dichter aus, wenn sie sich an Vergangenes und Fremdes wenden. Treibt sie die Sehnsucht nach dem alten Hellas, so wollen sie ganz Griechen seyn, daß sie vor Plato bestehn und von Aristophanes nicht zu Spott werden. Reizt sie das Mittelalter, so möchten sie kein Riemchen am Harnisch der alten Ritter, kein Kreuz auf dem Weg außer Acht lassen. Kein Volk kann sich so gut in ein andres hineindenken, als das deutsche. Unsre Dichter treiben mit diesem Rollenwechsel eine gewisse Andacht. Es ist in der That ein neuer Polytheismus. Wir machen alles zu Gegenständen der poetischen Anbetung, und gleichen den alten Heiden vollkommen in der Toleranz, in welcher sie alle fremden Landesgötter, sobald sie die Gränze des Landes übertraten, zu den ihrigen machten.

Keine Welteroberung war jemals größer, als welche jetzt unsre Dichter unternehmen. Jeder Winkel der Natur und Geschichte wird von ihnen heim-

gesucht und dem unermeßlichen Reich der Phantasie einverleibt, davon die Literatur zahllose Landcharten entwirft. In dieser universellen Richtung folgt aber die Poesie nur dem Verstande, der ihr vorausgegangen. Diese neuere Poesie hängt innig mit der neuern Wissenschaft zusammen. Von ihr empfängt sie den Charakter, wie die Poesie des Mittelalters ihren Charakter von der Religion empfangen. Damals herrschte mehr das Gemüth, jetzt der Verstand. Die Phantasie, unfähig jemals selbständig zu werden, folgt dem Impuls, den sie dort mehr vom Gemüth, hier mehr vom Verstand empfängt. Dort verwandelt sie Stimmungen, Gefühle, hier Begriffe, Gedanken in Bilder und Worte. Das Gemüth kehrt sich mehr nach innen, zieht die Welt mit geheimnißvollem Zuge in das Innere hinein, der Verstand kehrt sich mehr nach außen, und die Gedanken werden Schwingen, die den Menschen durch alle Räume, durch alle Zeiten tragen. Dort concentrirt sich alles Licht und Leben in eine volle glühende Sonne. Hier fährt es sprühend, funkelnd auseinander in unzählige Sterne, das Unendliche zu durchdringen, zu bevölkern.

Jenes große Reich der neuern Poesie, dessen Gränzen nirgend sind, läßt sich doch in gewisse Systeme eintheilen. Der Eintheilungsgrund liegt theils in den Gegenständen, theils in den Formen, vor allem aber in dem Geist, der Auffassungsweise, der Weltansicht unsrer Dichtungen. Darnach haben sich gewisse Schulen gebildet. Es ist aber schwer, sie

genau zu unterscheiden. Wie im großen Römerreich die Völker, so haben sich in unsrem poetischen Reich die Dichtungsarten vermischt. Von jeder ist etwas auf die andre übergegangen, indem theils einzelne Dichter im universellsten Bestreben alle Rollen durchgemacht, theils abwechselnd ein ganzer poetischer Zeitraum von einer Mode beherrscht worden ist, deren charakteristisches Gepräge sich allem aufgedrückt.

Am auffallendsten ist diese Vermischung in Rücksicht auf den Unterschied des Alterthümlichen aller Art, dessen Erinnerung durch die gelehrten Forschungen der Philologie und Geschichte den Dichtern mitgetheilt werden, und des Modernen, das jedem Dichter der Augenschein, die eigne Erfahrung, Sitte, Natur einprägt. Wir unterscheiden darnach im Allgemeinen gelehrte Dichter und Naturdichter, oder solche, die Stoff und Behandlungsweise der Poesie aus dem Studium der Vergangenheit entlehnen, und solche, die sie nur aus der Gegenwart entlehnen. Aber dieser Gegensatz ist nicht scharf beobachtet. Die gelehrten Dichter können niemals ihre Natur verläugnen, und wie sehr z. B. ein Voß sich bestreben mag, ein alter Grieche zu werden, er bleibt immer ein ungeschlachter niedersächsischer Bauer. Eben so mischen sich in die Nachahmungen der alten Ritterpoesie, und in jede Darstellung der Vorzeit die Gesinnungen und Eigenheiten der modernen Welt unwillkürlich ein. Auf der andern Seite können sich aber auch die modernen Naturdichter niemals ganz

von dem Einfluß der gelehrten Bildung, der tausendfältigen schon von früher Jugend an ihnen eingeprägten Erinnerungen der Vorzeit losreißen. Unwillkürlich umschweben sie die Bilder einer andern Welt, und durch Erziehung und Literatur ist eine zahllose Menge von Begriffen theils aus dem griechischen und römischen Alterthum, theils aus dem Mittelalter auf uns übergegangen, und so innig mit unsrer ganzen Denk- und Ausdrucksweise vermischt, daß sie uns zur andern Natur geworden sind.

Der Unterschied beschränkt sich also nur auf ein Mehr oder Weniger des Alterthümlichen und Fremden in unsrer poetischen Literatur. Demzufolge müssen wir aber allerdings im Allgemeinen eine Gattung von gelehrten Dichtern, denen jenes Mehr zukommt, und die eben deßhalb auch nur bei dem mehr gelehrten und gebildeten Publikum Eingang finden, von den ungelehrten unterscheiden, die das gesammte Publikum versteht, weil sie nur so wenig Fremdartiges in ihre Dichtungen aufnehmen, als etwa überall bekannt und geläufig worden ist.

Ein solcher Unterschied fand bei den Alten nicht Statt. Es gab bei ihnen religiöse Mysterien, die auch in die Poesie ein Dunkel brachten, das nur den Geweihten erhellt wurde; aber ihre profane Poesie war jedermann verständlich. Hierin herrschten niemals Gelehrsamkeit, fremde Begriffe, fremde Ausdrücke. Diese sind eine charakteristische Eigenheit nur unsrer neuern Zeit. Nur bei uns scheidet sich

das Publikum in ein gelehrtes und gemeines. Wir besitzen eine hübsche Menge von Dichtungen, die demjenigen nur Dunkelheiten enthalten, der nicht den ganzen Apparat mythologischer und historischer Kenntnisse sich angeeignet hat, den ihr Verständniß erfordert.

Indem wir ferner alle Nationen in der Runde nachgeahmt haben, und die größten Schönheiten dieser Nachahmungen gerade in der Aneignung der nationellen Eigenthümlichkeiten bestehen, erfordert der Genuß derselben auch eine genauere Bekanntschaft mit diesen Völkern. Hierin unterscheiden sich die Dichter, wie das Publikum. Die örtliche Lage hat einigen Einfluß. Die vorzüglichsten Nachahmer der leichten französischen Manier, z. B. Wieland und in gewissem Sinn auch Göthe, waren Süddeutsche; die Nachahmer der Engländer sämmtlich Norddeutsche. Auch die Zeit macht hierin einigen Unterschied. Man kennt den Wechsel der Gallomanie, Anglomanie ꝛc.

Wir haben über den Einfluß sowohl der Schulgelehrsamkeit als der fremden Literatur im Eingang dieses Werks uns schon im Allgemeinen ausgesprochen. Auch die Poesie ist diesem Einfluß unterworfen und entlehnt daher eine Menge ihrer Unterschiede. Wichtiger aber noch, als diese, sind die Unterschiede, die aus der religiösen und philosophischen Denkweise auf die Schöpfungen der Poesie und auf den Geschmack an denselben übergehen. Wir Deutschen weichen in unsrer Art zu fühlen, zu denken und zu glauben so wesentlich von einander ab,

wie schon unsre Trennung in Confessionen beweist, daß dies nothwendig auf die Poesie einwirken muß. Auch hier ist wieder die Natur im Spiele. Der Norddeutsche ist phantastischer, witziger, humoristischer, der Süddeutsche gefühlvoller, ernster, leidenschaftlicher. Die Natur ist immer der letzte Grund. Es sind dieselben Grundbedingungen, welche machen, daß Norddeutschland mehr den Protestantismus, mehr die Verstandesphilosophie und mehr die phantastisch-witzige Poesie, Süddeutschland mehr den Katholicismus, mehr die Naturphilosophie und mehr die Gefühlspoesie ausgebildet hat. Aus demselben Grunde sind auch der gelehrten Dichter mehr in Norddeutschland, der ungelehrten mehr in Süddeutschland zu finden. Die große Verschiedenheit in den Grundansichten der Dichter, die auf ursprünglichen Naturverschiedenheiten beruht, und durch die religiöse Trennung noch entschiedener ausgeprägt ist, unterscheidet unsre poetische Literatur von der aller andern Völker. Nirgends finden wir eine so große Mannigfaltigkeit in so starken Gegensätzen. Die allgemeine Verflachung hat zwar auch hier auf der Oberfläche die charakteristischen Unterschiede abgerieben, und ein indifferenter Dichterpöbel breitet sich über ganz Deutschland aus, wo aber noch irgend eine Tiefe zu finden ist, da finden sich auch jene Grundunterschiede. Das oberflächliche Gesindel flieht sie, haßt sie oder bemitleidet sie; und wo ein Dichter sich entschieden einer Con[illegible] oder Philosophie anschließt, ist er der entge-

Mag man den Mangel einer nationellen Poesie beklagen, die Bekanntschaft mit den griechischen Dichtern war doch ein Balsam, fast der einzige für die vielen Wunden, an denen Deutschland in jener Zeit verblutete. Erst aus der Belebung des antiken Geschmacks ging die freiere Bildung hervor, durch welche sich auch die deutsche Poesie wieder verjüngen konnte. Die bloße blinde Vorliebe für die Alten, die geschmacklosen Nachahmungsversuche blieben freilich lange Zeit die einzige Entschädigung für die beßre noch schlummernde Poesie. Auf den steifen Meistergesang, den das Mittelalter beschloß und schon die römische und griechische Terminologie aufgenommen, folgte die schlesische Schule, die gleich der damaligen französischen und holländischen, von wo Opitz sie entlehnt, jenen seltsamen Parnaß erschuf, da Apollo in der Perücke mit der Geige das Concert der hochfrisirten Musen dirigirte. Diese Gattung von Poesie lebte vorzüglich an den Höfen und huldigte den galanten Festivitäten. Ins Volk konnte sie nicht lebendig bringen, und die Gelehrten konnten nicht damit zufrieden seyn, weil die griechische Muse in jenen Nachahmungen nicht herrschte, sondern fremden Zwecken und der Mode dienstbar war. Darum versuchte Klopstock, indem er der französisch-schlesischen Schule und der Hofpoesie entgegentrat, die griechische Form in völliger Reinheit und als Muster aufzustellen und die deutsche Sprache derselben sklavisch zu unterwerfen. Es entstand die Gräcomanie,

die Geist und Sprache der Nation auf ewig unter das fremde Joch zu erzwingen unternahm, und ihr Vorwüther war Voß. Endlich sah man auch diese Verkehrtheit ein und sinnvolle Dichter suchten zu beweisen, daß es nur darauf ankäme, den griechischen Geist bei uns heimisch zu machen, daß es dagegen unsrer Sprache unmöglich sey, streng alle Formen der griechischen nachzucopiren. Diese Dichter ahmten nun in reinem fließendem Deutsch die Heiterkeit des Homer, den Flug Pindar's, die Würde des Sophokles, die Feinheit des Lucian nach. Hiermit schließt sich der Kreislauf des antiken Geschmacks in unsrer poetischen Literatur.

Wir bemerken also drei verschiedne Entwicklungen der antiken Schule. In der ersten nahm sie nur von oben weg die Namen und Begriffe des Alterthums, in der zweiten copirte sie mit sklavischer Treue die antiken Formen, in der dritten drang sie in den Geist des Antiken und suchte die innerste Grazie desselben sich eigen zu machen.

Unter den Hohenstauffischen Kaisern war der Adel poetisch gewesen, unter den Luxemburgischen waren es die Bürger, unter den Habsburgischen kam die Poesie an die Gelehrten, aus der lebendigen Hand an die todte Hand. Die Reformation riß nieder, der dreißigjährige Krieg kehrte aus. Mit so vielem Alten erstarb auch die deutsche Poesie, und um die Leere zu füllen, beschworen die Gelehrten den Schatten der griechisch-römischen Poesie. Die Zeit war so

[illegible] Ludwigs XV. zu begrüßen. In zahllosen Bildern mit Gedichten erschien der Fürst von einem Götterhimmel begleitet, zu welchem die Schmeichler verurtheilt waren. Minerva trug ihm das Scepter vor, Mars das Schwert, Fortuna beschirmte seine Schritte, [illegible] das Ehrenkranzen, das des Ludwigs Gunst, und Venus war der Spielmeister. Auch in Deutschland wurde diese allegorisirende Hofpoesie eingeführt und man ärgerte selbst noch Friedrich den Großen damit. Hofmannswaldau war der Coryphäe dieser Schule, später Ramler, und selbst Wieland war noch darin wie bezaubert, obgleich er ihren sentimentalen Ernst in Ironie verkehrte.

In dieser Schule war alles unwillkürliche Karrikatur. Nichts konnte so unnatürlich und komisch seyn, als die Vermählung der antiken Plastik mit der Zeit

der Perücken und Reifröcke. Die Marmorwelt des Alterthums verwandelte sich unter den geschäftigen Händen der Friseurs von Paris, Leipzig und Berlin in ein Bedlam voll phantastischer Ungeheuer. Das waren die Gestalten, womit man den ganzen Raum, den die damalige Poesie einnahm, bevölkerte. Nichts schien poetisch, was nicht eine Beziehung auf die alte Mythologie hatte, die dennoch immer jeder neuen Pariser Mode huldigen mußte. Unter allen Dichtern des Alterthums, die man nachzuahmen wetteiferte, gelangte Horaz zum höchsten Ruhm. Ihm fühlten die Hofpoeten am nächsten sich verwandt. Man durfte ihn nur übersetzen, nur citiren, so fand man schon Beifall. In Frankreich war Batteux der Prophet dieses Geschmacks, in Deutschland sein Übersetzer Ramler. Daher nun jene Sündfluth von Oden, Elegien, poetischen Briefen und Satyren, die damals Deutschland unter ein schlammiges Wasser setzte. Da man nur nachahmte, und nichts Neues erfand, als etwa die moderne Anwendung alter Schmeicheleien, so gab man sich auch wenig Mühe. Es war schon genug, nur die Alten zu citiren. Ein Odendichter durfte von seinem Helden nur sagen, er sey feurig wie Mars, schlau wie Merkur, schön wie Apoll, von seiner Heldin, sie sey jung wie Hebe, schlank wie Atalante, reizend wie Venus gewesen, und man fand die Schilderung entzückend. Selbst Wieland setzte seine Gemälde noch oft aus hundert Anspielungen und Citaten aus der Mythologie zusam-

men. Die allgemeinsten Begriffe aus dieser Mythologie wurden am Ende so geläufig, daß man Jagd nach antiquarischen Seltenheiten machte, um eine feine Gelehrsamkeit und Kennerschaft zu zeigen. Wer bei Hofvermählungen und Begräbnissen die verstecktesten Anspielungen in Gedichten oder Schauspielen, Inschriften, Bildern, auf Portalen, Sarkophagen rc. anzubringen wußte, die dann die gelehrtesten Philologen wieder in langweiligen Noten erklärten, der trug den Preis davon.

Die gesammte Dichterwelt richtete sich auf antiken Fuß ein. Man that, als ob statt des Blocksbergs mitten in Deutschland der Parnaß läge und als ob der Kaiser Apoll, die neun Churfürsten die Musen wären. Jeder Dichter nannte sich einen Sohn der Muse, alle hießen Brüder in Apoll. Später nannten sich diese guten deutschen Versemacher in einer andern Anwandlung von Tollheit Barden.

Doch Klopstock, der diesen Namen einführte, hat so große Verdienste, daß wir mit dieser Erwähnung sein Andenken nicht beschimpfen wollen. Sein Mißgriff ging aus einem sehr achtbaren Eifer hervor, die Deutschen an sich selbst zu mahnen. Wie barok und wahnsinnig die ganze Zeit war, erhellt am besten aus dem, was sie aus sonst ganz vernünftigen Menschen machte. Die ersten kräftigern Naturen, die sich aus dem Wust jenes Ungeschmacks emporzuarbeiten strebten, wurden [illegible] verschroben. Klop[illegible] insofern [illegible] Kind

seiner Zeit, als er für die deutsche Poesie durchaus nur in der Nachahmung des Antiken das Heil erwartete. Er sah aber doch die Oberflächlichkeit der frühern Nachahmer der Griechen und Römer ein, und brachte den antiken Geschmack auf eine höhere Stufe, indem er auf eine treue Nachahmung der antiken Formen drang. Bisher hatte man die Alten in allerlei buntscheckigen Knittelversen bereimt, Klopstock führte zuerst den allgemeinen Gebrauch der echten antiken Versmaaße ein, und glaubte darin erst die deutsche Sprache zur poetischen Vollendung zu bringen. Verbessert hat er sie gewiß, wenn auch nur wie die Schatzgräber den Weinberg. Er konnte die deutsche Sprache nicht auf das Prokrustesbett einer fremden spannen, aber er veredelte doch ihren Ausdruck, indem er ihn mit dem griechischen wetteifern ließ.

Abgesehn von diesen Formen aber behauptet Klopstock seine große Bedeutung darin, daß er zuerst der antiken Welt zwei Ideen entlehnte, die der damaligen deutschen Poesie gänzlich abhanden gekommen waren, Vaterland und Religion. Er drang so weit in den Geist des Alterthums, daß er die beiden größten Ideen desselben erkannte, während er es freilich spätern Dichtern überlassen mußte, sich der ganzen Anmuth und Fülle jenes Geistes zu bemächtigen. Jene beiden Ideen stehn bei ihm etwas nackt da, gleichsam nur wie Pfosten am Eingang in das Innere der [illegible] Poesie. Er führte die bisherige antike Schule [illegible] Hofpoesie heraus bis zu diesem Eingang.

Er lehrte: wenn ihr die Griechen nachahmen wollt, so ehrt zuerst, wie sie, euer Vaterland und euern Glauben. Auf diese beiden Gegenstände bezogen sich auch seine vorzüglichsten Dichtungen. Sie haben ihm jenes ehrwürdige Ansehn verliehen, das er immer behaupten wird. Sie haben bewirkt, daß man ihn immer bewundert hat, wenn man ihn auch kaum auszulesen im Stande war, worüber schon Lessing spottet. Es ist wahr, Klopstock verliert alles, wenn man ihn in der Nähe und im Einzelnen betrachtet. Man muß ihn in einer gewissen Ferne und im Ganzen auffassen. Wenn man ihn liest, scheint er pedantisch und langweilig, wenn man ihn aber gelesen hat, wenn man sich an ihn erinnert, wird er groß und majestätisch. Dann leuchten seine beiden Ideen, Vaterland und Religion, einfach hervor, und machen uns den Eindruck des Erhabenen. Wir glauben einen riesenhaften Geist Ossian's zu sehn, eine ungeheure Harfe hoch in den Wolken rührend. Kommt man ihm näher, so lößt er sich auf in ein dünnes breites Nebelgewölk. Aber jener erste Eindruck hat auf unsre Seele mächtig gewirkt und uns zum Großen gestimmt. Obwohl zu metaphysisch und kalt hat er uns doch in den höchsten Ideen seiner Poesie zwei große Lehren gegeben, die eine, daß die entdeutschte Dichtkunst, dem heimischen Boden längst entfremdet, wieder in ihm ihre Wurzeln schlagen müsse, und nur in ihm zum herrlichen Baume gedeihen könne, die andre, daß alle Poesie wie ihre Quelle, so ihr höchstes Ziel in

der Religion finden müsse. Diese Lehren drängten sich ihm aus dem Alterthum auf. Bei den Griechen fand er, was für die Poesie jedes Volkes gilt, Sinn für das Vaterland und die Religion. In dieser Weise dürfen wir Klopstock als den ersten Vorgänger auch in der Richtung betrachten, welche den Geist des classischen Alterthums verfolgte. Er eröffnete seinen Nachfolgern zwei Wege, die einen suchten die griechischen Formen, die andern den griechischen Geist auf. Dort steht ihm Voß, hier Wieland am nächsten.

In Bezug auf das Formelle bildete Voß den antiken Geschmack aus. Hier ist er der Meister. Mit ihm begann die eigentliche Gräcomanie. Voß ist der Fehler, zu welchem Klopstock hinneigte, das Extrem dieser ganzen falschen Richtung unsrer Poesie. Weiter konnte sie nicht abirren. Voß, diesen seltsamsten aller literarischen Pedanten, trieb ein Spiel der Natur, durch welches zuweilen gerade das Fremdartigste ein Gegenstand des Appetites wird, zu einer tragikomischen Liebschaft der griechischen Grazie, und er ahmte dieselbe in den possirlichsten Capriolen nach. Er übernahm länger als ein halbes Jahrhundert die Sisyphusarbeit, den rohen Runenstein der deutschen Sprache auf den griechischen Parnaß zu schleppen, doch immer

> hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor.

Er hatte die fixe Idee, man müsse die deutsche Sprac[illegible] [illegible]echanische Weise Sylbe für

Sylbe der griechischen anpassen. Er verwechselte sein besonderes Talent und die daraus herfließende Vorliebe für diese philologischen Sylbenstechereien mit einer allgemeinen Fähigkeit und mit einem allgemeinen Bedürfniß der deutschen Sprache und Poesie, wie wenn ein Seiltänzer verlangen wollte, daß alles auf dem Seile tanzen solle. Das nächste Mittel, die deutsche Sprache am Spalier der griechischen aufzuziehen, waren natürlicherweise Übersetzungen. Hier wurde die deutsche Sprache der griechischen so nahe gebracht, daß sie allen Bewegungen derselben folgen mußte, wie ein wilder Elephant, den man an einen zahmen koppelt. Voß hat den Ruhm des treusten Übersetzers, aber nur, sofern von der Materie der Sprache und den mechanischen Gesetzen die Rede ist; Geist und Seele sind ihm immer unter seinen groben Fingern verschwunden. Er hat in seinen Übersetzungen den eigenthümlichen Charakter und die natürliche Grazie der deutschen Sprache ausgetrieben, und der liebenswürdigen Gefangnen eine Zwangsjacke angezogen, in der sie nur noch steife und unnatürliche, krampfhafte Bewegungen machen konnte. Sein wahres Verdienst besteht darin, daß er eine große Menge guter, aber veralteter oder nur im Volke üblicher Wörter in die moderne Schriftsprache einführte. Er war dazu gezwungen, weil er eine große Auswahl von Wörtern haben mußte, um das vorgeschriebne griechische Zeitmaaß immer aufs genauste auszufüllen. Doch diese Wörtermenge war ein caput mortuum

woraus der Geist der deutschen Sprache verschwunden war, und Voß bemühte sich, es durch griechische Zusammensetzungen und Constructionen wieder zu beleben. Er lösete die deutsche Sprache in ihre ursprünglichen atomistischen Bestandtheile auf und versuchte, nach mechanischen Gesetzen einen neuen Bau daraus aufzuführen, aber in diesem todten Gerüst war keine Seele. Niemand konnte so sprechen, wie Voß schrieb. Es würde jedem qualvoll und lächerlich vorgekommen seyn, wenn er seine Worte wie Voß hätte stellen sollen. Man sehe Schiller's und Göthe's Verse; wenn sie auch oft pathetisch sind, so könnte doch jeder Deutsche in der Gluth der Leidenschaft so reden, wie sie. Aber wenn Voß auch die gleichgültigsten Gegenstände mit aller möglichen Ruhe verhandelt, thut er es auf eine so seltsame pedantische und fremde Weise, daß niemand im gleichen Falle so sprechen möchte wie er. Das macht, Schiller und Göthe huldigen dem Genius der deutschen Sprache, ihre Worte sind immer, selbst in der Leidenschaft oder Feierlichkeit, die natürlichsten; so fühlen, so reden Deutsche. Voß aber kennt jenen Genius nicht, seine Worte lauten wie deutsch, aber sie sind es nicht. Sie klingen immer nur wie eine steife Übersetzung, auch wo er wirklich nicht übersetzt.

Hat er nun aber wohl umgekehrt, wenn er den Geist der deutschen Sprache verkannt, den der griechischen rein aufgefaßt? Wir würden es ihm vergeben, daß er unsre Sprache zum Opfer gebracht hätte,

wenn er uns nur dafür den ganzen Zauber der frem-
den entfaltet hätte. Aber auch die griechische Muse
ist spröde seinen plumpen Zärtlichkeiten ausgewichen.
Wie war es möglich, daß er in einem steifen, zwang-
voll zusammengeschraubten, ganz unnatürlichem Deutsch
nur eine Spur von ionischer Anmuth ausdrücken konnte?
Weit entfernt, uns die lächelnden Grazien seiner
Originale zu zeigen, hat er nicht einmal das nächste
gröbste Ziel eines Übersetzers erreicht, die Verständ-
lichkeit. Wollen wir seine Übersetzungen verstehn, so
müssen wir das Original zu Rathe ziehn, wir müs-
sen sein Küchendeutsch ins Griechische übersetzen, um
nur zu wissen, was er sagen will. Wie kann endlich
bei ihm irgend von einer leichten und richtigen Auf-
fassung der innersten Eigenthümlichkeit eines fremden
Dichters die Rede seyn, da er sie alle über einen
Leisten schlägt. Ob Voß den Hesiod, Homer, Theo-
krit, Virgil, Ovid, Horaz, Shakspeare oder ein
altes Minnelied übersetzt, überall hören wir nur das
bocksteife Roß seiner Prosa traben, und selbst der
starke Genius Shakspeare's vermag es nicht um ein
kleines aus dem Takt zu bringen. Man kann den
Übersetzer daran erproben, daß man ihn zwei ganz
entgegengesetzte Dichter übersetzen läßt. Sehn sie sich
dann ähnlicher, als zuvor, so ist die Übersetzung ge-
wiß bei beiden untreu, im eigenthümlichen Charakter
verfehlt. Voß hat diese Probe gemacht und ist schlecht
bestanden. Frisch und gesund sind die guten alten
Dichter in seinem Herenkessel untergetaucht, und als

Wechselbälge wieder zum Vorschein gekommen. Alle sind nun kleine Vosse geworden, alle gehn in Steifleinen einer wie der andre uniformirt.

Voß war übrigens so sehr in jeder Hinsicht eine Karrikatur Klopstock's, daß er auch dessen beide poetischen Ideen, Vaterland und Religion, nach seiner Weise umprägte. Wie ihm die Poesie in einer mechanischen Fertigkeit, Sylben zu stechen, bestand, so schrumpfte diesem engherzigen Mann auch das Vaterland in den idyllischen Familienkreis zusammen, und die Religion in eine schwarzgalligte altprotestantische Polemik.

Der dritten und letzten Entwicklung des antiken Geschmacks verdankt die deutsche Poesie ausnehmend viel. Man drang endlich in den Geist des classischen Alterthums ein, und bildete daran den eignen Geist. Man bemühte sich die plastische Klarheit, die natürliche Grazie und die Feinheit der Griechen auch auf die deutsche Poesie überzutragen, diese darnach zu veredeln und zu verfeinern, ohne ihre Eigenthümlichkeit aufzuopfern. Eine Wechselwirkung, ein wechselseitiger Unterricht der Völker ist der Zweck ihres Verkehrs, das Resultat aller historischen Erinnerungen. Wenn jedem etwas ganz Eigenthümliches inwohnt, das kein andres nachahmen kann, so bildet doch auch jedes etwas Reinmenschliches aus, das jedes andre sich aneignen kann. Unter allen Völkern des Alterthums aber haben die Griechen den unbestrittnen Ruhm der humansten Bildung. Abgesehn von

ihren nationellen Besonderheiten war ihre Verstandesbildung eine so allgemeine, daß alle Völker bei ihnen in die Schule gehen können, und nicht minder ihre gesellige Kunstbildung. Die Wahrheit, Natur und Grazie dieser Bildung leuchtet allen Völkern als Muster voran. Sie war rein menschlich, darum ist es keine Nachahmung, sich nach ihnen zu richten, sondern nur ein natürliches Bestreben der menschlichen Natur, sobald sie sich ihrer bewußt wird und einige Sicherheit in dem, was sie will, erlangt hat. Wir ahmen nicht die Griechen nach, die Griechen lehren uns nur, wie wir unsern eignen Verstand ausbilden, und wie wir auch in unser Leben die Grazien einführen sollen:

Ohne Zweifel ist es der plastische klare Verstand und die leichte natürliche Grazie, was uns an den Griechen zuerst anziehen muß, was wir uns anzueignen den lebhaftesten Drang fühlen müssen, wenn wir nur einigen richtigen Takt, ein gesundes Naturgefühl aus dem Wust der mißgeschaffnen Perückenwelt gerettet haben. Darum wandten sich auch die ersten Männer, die den bessern Geschmack herstellten, sogleich an den Verstand, an die Grazie Griechenlands. Diese Männer waren Lessing und Wieland. Man kann in ihnen den Unterschied der Nord- und Süddeutschen nicht verkennen.

Lessing brachte die aberwitzig gewordne deutsche Poesie zuerst wieder zu Verstand. Er war zwar weniger Dichter, als Kritiker, aber die Masse von Verstand, die er in Bezug auf ästhetische Gegen-

stände entwickelte, war ein solid angelegtes Kapital, das der Poesie die fruchtbarsten Zinsen abgetragen. Alle seine Schriften athmen den Geist griechischer Klarheit. Er arbeitete seine Gedanken mit der Reinheit aus, wie der Grieche seinen Marmor. Sein Styl ist ganz plastisch, ohne Fehl, streng und doch fließend, fest und doch leicht, gleich dem der besten Classiker. Schon der Form nach sind seine Schriften, was sie auch enthalten, musterhafte Vorbilder. Selbst seine vielen Schriften über unbedeutende und ganz unpoetische Gegenstände zeichnen sich durch diese Klarheit und Schönheit der Form aus. Wenn man Klopstock immer nur im Ganzen auffassen muß, weil eine Betrachtung seiner Schriften im Einzelnen uns nur ermüdet, so muß man Lessing dagegen immer in der Nähe betrachten. Oft läßt uns seine sophistische Untersuchung nur einen schwachen Eindruck zurück, aber während des Lesens sind wir durch die geistreiche, klare, feine Darstellung entzückt. So deutlich Lessing's Styl das Studium der alten Classiker verräth, so ist er doch ganz deutsch. Jeder Deutsche kann so denken, so reden. Er hat nur den Geist der Griechen sich angeeignet, nicht sklavisch nur den Buchstaben, wie Voß. Dieser Styl Lessing's hat ungemein vortheilhaft auf die deutsche Literatur gewirkt. Vor ihm erlaubten sich die Schriftsteller, besonders die Dichter, die durch Gewohnheit gleichsam geheiligte Weitläuftigkeit [illegible] ohne Scheu. Der Schwulst, [illegible] [illegible]keit herrschten

noch durchgängig. Nach ihm mußte man sich schon bestreben, sich kürzer, deutlicher und geistreicher auszudrücken. Besonders über die spätern Dichtungen verbreitete sich eine größre Helle. Die Umständlichkeit wurde lästig und lächerlich. Lessing räumte scharf, keck und ein wenig grausam in der Literatur auf, wie Napoleon in der Politik. Dem schnellkräftigsten Verstande folgte der Sieg. Nach Lessing wurde die ganze deutsche Schriftstellerwelt klüger, besonnener; sie mußte sich mehr anstrengen, und gewann dadurch auch mehr Kraft und Sicherheit. Man durfte nicht mehr in gutmüthiger Dummdreistigkeit in den Tag hineinschreiben, man mußte denken, wählen, feilen. Erhielt der Verstand Anfangs vielleicht ein zu großes Übergewicht, so war dies wohl natürlich, da ein Extrem immer das andre weckt. Im Gegensatz gegen den frühern Aberwitz konnte sich wohl der Verstand auf Kosten des Gemüths ein wenig überschätzen. Lessing's Schriften selbst wehen uns statt mit poetischer Wärme sehr oft nur wie ein kalter schneidender Nordost an, seine Sophistik erstickt zuweilen das Gefühl, und weckt Gedanken in uns, statt Empfindungen, und seine glänzenden Sentenzen und Antithesen stören die poetische Illusion. Auch eine Menge norddeutscher Dichter nach ihm haben zu sehr dem Verstande gehuldigt und das Gemüth darüber vernachlässigt. Abgesehn von diesen Übertreibungen aber war Lessing's Wirken höchst segensvoll. Dem Verstande gebührt sein Recht auch in der Poesie und er allein kann vor

weinerlicher Empfindsamkeit, vor der Phantasterie, und vor Schwulst und Unförmlichkeit bewahren.

Lessing's Wirksamkeit geht über den Kreis des antiken Geschmacks hinaus. Sein universelles Genie war für die verschiedensten Schulen zugleich thätig. Er hob die deutsche Poesie gleichsam in ihrem ganzen Umfang aus dem Schlamm ans Licht hervor. Sein Verstand durchdrang alles, scheidete, reinigte, bezeichnete die Fehler, die Regeln, den Abweg und den rechten Weg.

Wieland that in seiner Art nicht weniger als Lessing, indem er das den Deutschen angenehm und leicht machte, was Lessing streng und oft mit Härte verlangte. Darum fand er auch eben so viele Freunde, als Lessing Feinde. Der antike Geist, der sich in Lessing gleichsam kristallisirt hatte, floß in Wieland leicht und behende dahin. Wieland war weniger um ernste Strenge besorgt, er machte sichs leichter, aber die Deutschen bedurften eines solchen Lehrers, der sie nicht so anstrengte, wie Lessing. Sein großes unsterbliches Verdienst bestand darin, daß er den Deutschen zuerst einen Begriff von der griechischen Grazie beibrachte und ihnen die alten steifen Glieder lenksam und beweglich machte.

Die deutsche Poesie, wohl zur Minnezeit in einer heitern leichten Grazie sich bewegend, war durch die Meistersänger in steifleinenes Gewand, nach dem dreißigjährigen Kriege in Allongeperücken und Reifröcke versteckt worden, wußte schier nicht mehr

sie die Hände hin ihm sollte, und spielte albern mit dem Fächer. Warfen mächtige Genien, wie Klopstock und Lessing, diesen Plunder von sich und schritten aus der Menuett heraus, keck ihres eignen Ganges, so mußte doch in ihnen erst die Kraft sich sättigen, damit andere zur Anmuth zurückkehren konnten, und die Hauptrichtung ihres Strebens ging auf Höheres, um sich vorzugsweise damit zu befassen. Dieser Anmuth wieder ihre Stätte zu bereiten, bedurfte es eines eignen genialen Geistes, in dem ausschließlich diese Tendenz sich offenbarte.

Wieland trat auf, der heitere, liebenswürdige, feine Wieland, ein in Anmuth, Leichtigkeit, Scherz und Witz überfließender, unerschöpflicher Genius. Man muß nothwendig die ganze steife, verrenkte, manierliche, pathetische Zeit kennen, die ihm vorherging, um den freien Schwung dieses Genius recht würdigen zu können, und um zugleich, was wir vom höhern Standpunkt der heutigen Zeit, zu dem er uns auf seinen Achseln selbst gehoben hat, etwa an ihm noch auszusetzen hätten, billig zu entschuldigen.

Wieland gab der deutschen Poesie zuerst wieder die Unbefangenheit, den freien Blick des Weltkinds, die natürliche Grazie, das Bedürfniß und die Kraft des heitern Scherzes. Keck, launig, imponirend, schnitt er die Zöpfe der Philister herunter, entkleidete die erröthende Schönheit des fatalen Reifrocks, und lehrte die Deutschen, nicht so einseitig, wie die frühern schäferlichen Dichter, nackt in der idealischen



Idyllenwelt mit Lämmchen zu spielen, sondern in der Welt, wie sie ist, durch Entfernung der Unnatur die Natur von selbst wieder zu finden, und die entfesselten Glieder in leichter, sicherer Harmonie zu bewegen.

Sein ganzes Wesen war von jenem Geiste der Anmuth, des Frohsinns, der Unbefangenheit und Sicherheit durchdrungen, frei, fein und witzig, leicht, beweglich und unerschöpflich im Scherz, wie es der natürliche und gesunde Zustand des Lebens stets verlangt, und noch mehr dazu aufgefordert durch den Gegensatz der zähen und herben Zeit. Darum fand er auch mit sicherem Tackt, was die Vorfahren und andern Völker in liebenswürdiger Grazie auszeichnet, allwärts heraus, und gewann leicht die schwere Kunst, den eigenen Geist daran zu verfeinern, der eigenen Poesie es einzuhauchen und die Musterhaftigkeit desselben den Deutschen klar zu machen. Aber es war auch fast nur diese Grazie, die er bei seinem großen Studium der alten und fremden Poesie vor allem heraushob, als das ihn vorzüglich Ansprechende, ihm vor allen Geltende. Hier ist er der einzige.

Am stärksten ward Wieland's Genius nach Griechenland gezogen. Dort fand er alle Ideale seiner Grazie, dort trank er den reinen Trunk des Lebens und der Natur. Nur wenige Geister sind in jener Heimath des Schönen heimisch geworden, jeder auf andere Weise. Ein Leben, wie das griechische, ist zu groß, als daß es ein Geist ganz erfassen

könnte. Nur ein Daseyn, in diesem Leben selber empfangen und genährt, könnte dazu berechtigen. Wir aber stehn fern jener Welt, und nur einzelnen Wanderern gelingt es, sie wieder zu finden, aber als Fremdlinge. Wieland machte die Harmonie und Grazie, von denen das ganze griechische Leben durchdrungen war, seinem Geiste eigen. Hatte vor Wieland wohl irgend ein neuer Europäer die griechische Grazie erkannt und in sich aufgenommen? Ehedem deckte man mit dem Helm und Harnisch, später mit Perücken und Frisuren, unendlichen Westen, Manschetten und Reifröcken den herrlichen Gliederbau, die natürliche Wohlgestalt. Was Winkelmann hier für die plastische Kunst, das that Wieland für die Dichtkunst. Er lehrte an dem Muster der Griechen wieder natürliche Schönheit anerkennen und gestalten. Aber schwerlich mochte man, wenn es auch unverkennbar ist, daß er eine der vorstehendsten Seiten des griechischen Wesens aufgefaßt, doch behaupten können, er habe die Tiefe des griechischen Genius ganz durchdrungen, so wenig als die Tiefe der Romantik. Die plastische Schönheit der griechischen Baukunst und Statuen, der Frohsinn und die Harmonie des griechischen Lebensgenusses, die spiegelreine Glätte der griechischen Philosophie reichten den vollen Blüthenüberhang ihm über die hohe Mauer der Zeit herüber, aber nur diesen. Seine griechischen Romane entsprechen daher nur in einem Sinn dem griechischen Genius, und sind übrigens Produkte



Wieland's und seiner Zeit und dieser eingebürgert, und auch der französische Geschmack hat seinen Theil daran.

Zu den Franzosen wandte sich sein Genius in eben demselben ursprünglichen Bedürfniß, wie es Friedrich der Große und andere seiner Zeit wohl fühlten, nur daß der eine es als Philosoph und König, der andere als Dichter befriedigte. An jenem Weltsinn, an dem Sinn für sichere, klare Behandlung der Umgebung und jedes Verhältnisses, woraus zugleich immer die Kunst derselben entspringt, hatten die Franzosen uns Deutsche längst übertroffen. Sie waren allerdings nach ihrer Weise, in einseitige Manier, und ihre Leichtigkeit in Leichtsinn verfallen, aber im Ganzen sprach ihre Tendenz jeden kräftigen deutschen Geist an, der wie eine Blüthe aus dem Holze schlug. Wieland machte sich dieselbe völlig zu eigen, und wenn er einiges von der französischen Manier dazu auffaßte, so war dies wohl zu übersehen. Im Ganzen hat er als echter Deutscher von dieser Manier sich abgestoßen gefühlt, und wirklich ist keine seiner Dichtungen als eine Nachahmung der Franzosen zu betrachten. Er fühlte sich vielmehr zu den Griechen und Italienern und zu der Ritterpoesie hingeneigt. Von seinen romantischen Dichtungen reden wir später. Auch sie athmen denselben Geist der attischen Grazie, und scheinen nur halb dem Lucian nachgebildet.



Spätere Dichter eigneten sich in noch höherem Grade die Vorzüge der Griechen an. Sie schritten vom Klaren zum Starken, vom Leichten zum Schönen fort. Herder, Göthe, Schiller, die Brüder Schlegel tranken aus dem reinen Quell des griechischen Lebens. So weit griechischer Geist mit deutschem sich vermählen kann, ist er in den Werken jener Männer enthalten. Dürfen wir eine Vergleichung wagen, so ist Herder unser Plato, Göthe unser Homer, Schiller unser Sophokles. Im Allgemeinen hat indeß ionische Weichheit und attische Feinheit unsern Dichtern und Prosaisten am meisten zugesagt, und Göthe erscheint deßfalls unter allen neuern den Griechen am verwandtesten. Oder fühlt ihr nicht die sanfte ionische Luft, wenn ihr seinen Wilhelm Meister, seinen Tasso, seine Iphigenie lest? Die spiegelhelle Klarheit seiner Sprache, die Unmittelbarkeit seiner Naturanschauung ist seit Homer noch von keinem wieder erreicht worden. Dieser Zauber der Form, den wir den Griechen abgelernt, ist aber so wenig blos in die engen Schranken einer Zeit, eines Volks und einer Sprache gebannt, daß er sich neuern romantischen Dichtungen mitgetheilt hat, deren Tendenz sehr verschieden von der antiken Tendenz ist. Dagegen sind gerade die künstlichen Nachahmungen des Antiken, z. B. der Trauerspiele von Sophokles und Euripides, wie sie die Franzosen und nach ihnen Göthe, Schiller, Schlegel und andre versucht haben, nicht das Gelungenste. Es verdient



Beachtung, daß die anerkannt besten Nebenbuhler der griechischen Anmuth und Natürlichkeit Romantiker sind, und zwar in ihren romantischen Darstellungen, nicht in ihren absichtlichen Nachahmungen des Antiken. Leicht gesellt sich zu dem vollen, kräftigen, tiefen und zarten Gemüth der Romantik die edle, freie und klare Grazie der antiken Form. Darum gelang es auch den Romantikern leicht, die fremde Göttin in ihren Zauberkreis zu ziehen, und den Zopfgelehrten und Sylbenstechern niemals, wenn sie auch ihre philologischen und mythologischen Briefe für Gevatterbriefe der Athene selbst ausgaben.

Verlassen wir nun die antike Schule, um zur romantischen überzugehn. Auf diesem Wege finden wir eine Schwierigkeit seltsamer Art. Man weiß nicht recht, was eigentlich unter dem Romantischen verstanden werden soll. Dieser Name wird auf die verschiedenste Weise gebraucht und gerechtfertigt. Im Allgemeinen und dem Namen nach versteht man darunter die Gattung von Poesie, die zuerst im christlichen Mittelalter ihren Ursprung nahm und im Geist desselben sich fortentwickelte. Romanisch war die Hierarchie, das Kaiserthum und die ganze Mischung europäischer Völker aus Deutschen, Kelten und Römern seit der Völkerwanderung, und romantisch nennt man daher auch die Poesie jener Völker und jener Zeit. Man hat aber auch die moderne Poesie unserer Zeit mit unter diesem Namen begriffen, obgleich sie der ältern des Mittelalters nur noch theilweise ähn-

lich ist. Man hat alles romantisch genannt, was nicht antik ist, und da man unter dem Antiken das Regelmäßige verstand, das Romantische aber das Unregelmäßige, es als eine Art von Naturpoesie bezeichnet. Man nennt wieder insbesondere das Wunderbare romantisch, das Dämmernde, das Helldunkel, und in diesem Sinne spricht man von romantischen Gegenden, Momenten, Stimmungen, Hoffnungen. Endlich hat man in neuesten Zeiten das Volksthümliche romantisch zu nennen beliebt, und demzufolge selbst die alten Griechen in ihrer Art Romantiker genannt.

Der allgemeine Charakter des Romantischen, der auch allen jenen verschiednen Anwendungen dieses Namens zu Grunde liegt, besteht allerdings in etwas Wunderbarem und Geheimnißvollem, das der klaren Verständlichkeit der antiken Poesie, so wie der modernen entgegensteht. Dieses Wunderbare ist von religiösem Ursprung. Es beruht auf dem Glauben an das Übernatürliche, Übersinnliche, und hängt darum innig mit dem Christenthum zusammen. Die antike Poesie zog selbst das Wunderbare der Religion in den Kreis des Natürlichen, die romantische machte selbst aus dem Natürlichen etwas Wunderbares und Religiöses.

Wir bemerken im Allgemeinen eine fünffache Entwicklung des romantischen Geschmacks in der neuern Zeit, und in jeder erscheint dieses Wunderbare auf eigne Weise. Von der echten alten roman-



tischen Poesie des Mittelalters blieb nach der Reformation nur noch eine Karrikatur übrig. Das religiöse Wunder war verschwunden, es gab nur noch ein profanes, das in Zauberopern, Feenmärchen und Rittergedichten spielte. Daran schlossen sich später die Geistergeschichten, endlich die Karfunkelpoesie Werner's, die magnetischen und diabolischen Novellen Hoffmann's und die Schicksalstragödien. Die ganze Gattung wird dadurch charakterisirt, daß sie das Wunderbare in den Begebenheiten, in der Wirkung romantischer, dunkler Mächte auf die Schicksale der Menschen sucht. Sie ist die gröbste Gattung des Romantischen. Der Mensch erscheint in diesen Dichtungen als ein Spielzeug, als eine Puppe der höhern Macht, und diese ist wieder nur der deus ex machina. Diese Poesie verfehlt ihre Wirkung und wird lächerlich, weil sie allzugrob täuscht und dem Unglauben alle Waffen des Spottes in die Hände gibt.

Die zweite Gattung des Romantischen entstand ein wenig später. Sie sucht das Wunderbare im Menschen, in großen Charakteren, und nähert sich deßfalls der tragischen Kunst der Griechen. Aber wenn diese ihre Charaktere gleich ihren Statuen in völlig plastischer Klarheit darstellen, welches ihnen immer nur in Bezug auf die Handlungen dieser Charaktere, oder auf den Willen derselben, kurz nur in sittlicher Beziehung gelingen kann, so suchen die Romantiker dagegen jene dunklen, geheimnißvollen Tie-

fen der menschlichen Natur aufzuschließen, in denen die Gemüthskraft ihre Wunder wirkt. Darin aber kommen die Romantiker wieder mit den alten Tragikern überein, daß sie die menschliche Natur idealisiren, oder ihren ursprünglichen Adel, ihre Unschuld, ihre Größe, ihre Genialität darstellen.

Die dritte Gattung des Romantischen entstand noch später erst mit der Schule Schelling's, obgleich Jakob Böhme schon längst den Weg dazu geöffnet hatte. Sie ist dadurch charakterisirt, daß sie das Wunder im Weltganzen sucht, und sie geht daher bis zur ältesten Poesie der Kosmogonien und Mythologien zurück. Ihr Wesen besteht in einer poetischen Ansicht des ganzen Universums. Zu den Dichtern dieser Gattung dürfen die meisten Schüler Schelling's gerechnet werden, vorzüglich Görres und Steffens, obgleich man noch immer nicht anerkennen will, daß diese den Namen von Dichtern verdienen, weil man immer noch in dem Wahne lebt, die Poesie dürfe sich nur mit Theilen, nie mit dem Ganzen, nur mit dem Kleinen, nie mit dem Größten beschäftigen. Doch läßt man wenigstens den einsamen Novalis für einen Dichter gelten, als ob er allein diese ganze Gattung ausfüllte.

Als eine vierte Gattung des Romantischen müssen wir noch insbesondere die katholische Poesie unterscheiden, wie sie nach dem Vorgange Tieck's sich auch eine Schule gebildet. Sie ist als eine Wiedererweckung der echten Poesie des M

trachten, steht daher aber auch zur übrigen neuern Poesie in demselben Verhältniß, wie die antike Poesie. In der ganzen Lebensansicht einer fernen Vorzeit befangen, hat sie einen beschränkten Kreis und findet beim großen Publikum wenig Eingang.

Endlich gibt es noch eine fünfte Gattung des Romantischen, die immer mehr die wichtigste zu werden scheint. In vieler Hinsicht dürfen wir Herder als den Begründer derselben ansehn. Sie sucht das romantische Wunder in dem Nationellen, in der eigenthümlichen Natur und Weise der Völker. Ihr Koryphäe ist jetzt Walter Scott.

Wir wollen nun jede dieser romantischen Schulen näher ins Auge fassen. Die erste sucht den romantischen Reiz in wunderbaren Begebenheiten, Abenteuern, Schicksalen. Die Menschen, die Charaktere spielen hier eine untergeordnete Rolle; glänzende Decorationen, überraschende Maschinen sind die Hauptsachen. Der Mensch gilt nicht durch das, was er ist, fühlt, denkt, thut, sondern nur durch das, was mit ihm geschieht. Natürlich spielt diese Poesie mannigfaltig in die mittelalterliche Volks- und Sagenpoesie hinüber, allein sie bedient sich derselben willkürlich nur als Mittel, sie entlehnt viele Wunder aus dem Volksglauben, nur um damit zu spielen. Sie wirft daher auch gern allen Volksglauben durcheinander, und mischt griechische Götter, arabische Feen, nordische Elfen und christliche Engel und Teu-

fel bunt zusammen. Dies unterscheidet sie wesentlich von der eigenthümlichen Volks- und Sagenpoesie, die streng in sich beschlossen, ihren eigenthümlichen nationellen Charakter nie verläugnet.

Man kann dieses Wunderbare auf dreierlei Weise behandeln, auf eine naive, ironische oder sentimentale, d. h. mit Glauben, Unglauben oder Aberglauben. Naiv und gläubig sind die Kindermärchen, von denen wir eine große Anzahl und vorzügliche Auswahl besitzen, obgleich sie wenig berühmt sind, und unter andern glänzenden Erscheinungen der Literatur sich verlieren. Tieck ist der Meister in dieser naiven Gattung. Die gemeinschaftliche Quelle dieser Dichtungen ist immer der alte Volksglauben, und hieraus schöpfen sie ihre Tendenz, wenn sie auch sonst durchaus neue Erfindung seyn und verschiedenartigen Volksglauben vermischen sollten. Das Publikum für solche Dichtungen sind und bleiben die Kinder und kindliche Menschen, und der Dichter muß sich, wie der Leser in das unbefangne Jugendalter zurückversetzen. Man kann die Produkte dieser Art wieder in die bunten, phantastischen, blos ergötzenden, und in die tiefsinnigen eintheilen, in deren leichtem Spiel ein schöner Sinn, eine Lehre, ein tiefes Gefühl geheimnißvoll verborgen liegt. Von der letzten Art sind besonders die Romanzen, die an die mährchenhaften Novellen sich anschließen. Im Allgemeinen aber sind alle modernen Mährchen und Romanzen, die sich nicht an einen bestimmten alterthüm-

lichen Volksglauben halten, oder mit demselben Heterogenes und Neues vermischen, nicht so rührend und eindringlich, als was uns das Alterthum selbst als echte Volkspoesie aufbehalten hat, oder was neuere Dichter streng im alten Sinn ausgebildet haben. Dieser Unterschied ist nicht unwichtig. Zwar wird die Mährchenwelt ewig ein Volk behalten, bei dem sie heimisch ist, die Kinder; aber das geheimnißvolle Band zwischen der Kindheit der Nation und ihren immer sich verjüngenden Kindern darf nicht zerrissen werden. Mit den Kindern blühe jene kindliche Poesie des Volkes fort. Die modernen, gekünstelten, aus allerlei Gelehrsamkeit zusammengebacknen Mährchen entbehren des natürlichen Zaubers, des eindringlichen Wesens, des verwandten, gleichsam mütterlichen Tones, der alle alten echten Volksmährchen so beliebt und vertraut macht.

Wundergeschichten von der ironischen Art haben wir zuerst aus Spanien, Italien und Frankreich, hauptsächlich von Ariost entlehnt. Wir besitzen deren eine unzählbare Menge in allerlei Formen, in Schauspielen, Heldengedichten, Mährchen, Novellen, Romanzen. Wieland und Musäus waren die Koryphäen dieser Dichtungsart. Sieht man auf das Glänzende, Blendende, Bunte wechselnder, überraschender Wundererscheinungen, so ist die Oper ihr eigentlicher Schauplatz. Sieht man auf das komische Spiel des Zufalls, so hat hier das komische Heldengedicht und das Lustspiel seine vorzüglichste Weide

gefunden. Auch für die Satyre gegen den Aberglauben bietet sich kein besserer Stoff dar, als das Wunderbare, das man ironisch behandelt. Schlechterdings verwerflich aber ist die ungläubige, spöttische Behandlung echter alter Volksmährchen, wodurch ihr ganzer Zauber verloren geht. Musäus hat hierin schon gefehlt, Tieck aber die beste Manier getroffen. Das Wunderbare ist wie das Wirkliche ernst und heilig oder komisch und profan, beides in einer höhern Potenz. So hat Tieck das Heilige in tiefsinnigen, ernsten, romantischen Schauspielen und Novellen, das Komische in den lustigsten und geistreichsten Possen von der Welt behandelt. Für das Trauerspiel eignet sich das Wunderbare der Begebenheiten nicht, weil hier der Charakter immer vor den Begebenheiten vorherrschen muß. Aber das Lustspiel ist seine eigentliche Heimath, hier herrscht der Zufall unumschränkt über den Charakter. Die besten Lustspiele, die es gibt, von Shakspeare, Gozzi, Tieck bewegen sich in diesem wunderbaren Lande.

In der neuesten Zeit ist indeß die sentimentale und abergläubige Behandlung des Wunderbaren die herrschende geworden, und daraus sind unzählige literarische Mißgeburten entsprungen. Wenn wir uns an den Gegenständen des alten Abergla[illegible] jetzt noch poetisch weiden w[illegible]nnen wir [illegible] dem wir uns entwede[illegible]ive Ki[illegible] rückversetzen, oder die[illegible]e mit [illegible] Humor behandeln. W[illegible] mit [illegible]

haftigkeit des erwachsnen Alters, mit allem Pathos eines vorgeblichen Glaubens und mit sentimentaler Schwärmerei den Unsinn behaupten, so werden wir albern, statt poetisch zu werden. Es ist dies eine Krankheit der gegenwärtigen Zeit, die mit vielen andern Erscheinungen zusammenhängt, eine Folge des hypochondrischen Stubensitzens.

Wir unterscheiden zwei besondre Gattungen dieser abergläubigen Poesie, die eine, die darauf ausgeht, zu borniren, die andre, welche schrecken und entsetzen will. Beide kommen aber darin überein, daß sie Unsinn für Sinn ausgeben, und dem albernsten Aberglauben fröhnen. Beide schildern uns wunderbare Begebenheiten, bewirkt durch unbekannte, dunkle Wundermächte, die mit den Menschen ein willkürliches Spiel treiben. In der ersten Gattung erscheinen diese dunkeln Mächte als mystische, geheime Clubbs von überirdischen, zaubermächtigen Wesen, und hier spielen die Menschen oder Helden die Rolle von Schülern, die geprüft werden. In der zweiten Gattung sind die dunkeln Mächte das Schicksal oder gar der Teufel, und hier sind die Menschen Opfer, deren Qualen den poetischen Effekt bewirken sollen.

Die erste Gattung war die frühere. Sie ging aus dem Freimaurerwesen und aus der Wundersucht [illegible] die in der letzten Hälfte des vorigen Jahr- [illegible] geheimen [illegible] Mysterien aller [illegible] Die Neu[illegible] Unmögliche für [illegible] e naiv[illegible] keit wollte sich

auf dem bequemsten Wege der Meisterschaft in der Weisheit bemächtigen, indem sie sich zum Mitglied eines Bundes im Verborgnen aufnehmen ließ. Endlich trieb die Eitelkeit großer Kinder in den wirklichen Gesellschaften oder durch Vorspiegelung derselben ihr müssiges Spiel. Wie hätte die Literatur einem Treiben fremd bleiben sollen, das in der wirklichen Welt so viel Sensation machte? wie hätte besonders die poetische Literatur ein so ergiebiges Thema nicht behandeln sollen, da die Wundersucht einen so poetischen Anstrich hatte? Die Scenen, die Gaßner, Philadelphia, Wöllner, die Freimaurer, Rosenkreuzer und Illuminaten in der Wirklichkeit aufführten, spiegelten sich in zahllosen Geschichten von Gespenstern, Zauberern und mystischen Gesellschaften. Selbst ausgezeichnete Dichter ließen etwas von diesem Wunderwesen in ihren Werken anklingen, halb ernsthaft, halb ironisch, so Göthe im Wilhelm Meister und Großkophta, Schiller im Geisterseher, Jean Paul im Titan. Jenem Unwesen huldigte auch eine der berühmtesten deutschen Opern, Mozart's Zauberflöte, und sie wirkte nicht wenig auf die Liebhaberei des Publikums an dergleichen Unsinn. Unter den Romanschreibern zeichnete sich in dieser Gattung vor allen Vulpius aus, dessen Rinaldini den ganzen Apparat mystischer Gesellschaften und überraschender Zauberstückchen enthielt, und ein wahres Volksbuch wurde. Den höchsten Gipfel aber dieser Poesie erreichte Werner, der sie zur tragischen Würde zu erh

Werner suchte diese Erhebung und Veredlung dadurch zu bewerkstelligen, daß er die Zaubermächte oder mystischen Gesellschaften, von denen die Leitung und Prüfung der Uneingeweihten abhängen sollte, geradezu in Delegirte Gottes verwandelte, und das ganze Wunderwesen unter die religiösen Ideen der Vorsehung und Prädestination brachte. Dieser Mann besaß poetisches und noch mehr leidenschaftliches Feuer, aber vielleicht ein zu trocknes Gehirn, denn wer mag läugnen, daß es ihm ein wenig angebrannt war. Rettung suchend vor der im Innern ihn verzehrenden Gluth warf er sich in jenes Meer von Gnade, wo dergleichen arme Sünder gewöhnlich den irdischen Menschen ablegen, um den himmlischen anzuziehn. In seiner tiefen Zerknirschung galt dem Dichter jetzt der Wahlspruch der Frommen:

Eigene Gerechtigkeit
Ist vor Gott ein scheußlich Keid!

in seiner ganzen Härte. Er erkannte, daß eigene That und Tugend eitel sey, daß der Mensch willenlos und blind den Schluß des Verhängnisses vollziehe, daß er zu allem seinem Thun und Leiden prädestinirt sey. Alle seine Gedichte verkündigen diese Lehre. Seine Helden werden am Gängelbande des Verhängnisses in das helle Reich von «Azur und Licht» oder in das Dunkle von «Nacht und Gluth» geführt. Eine mystische Gesellschaft übernimmt die irdische Leitung, und man kann darin ein Analogon der hierarchis[illegible] Tribunale nicht verkennen. Jene

Söhne des Thals, jene mystischen Alten bilden bald eine Kirche, bald unter einem allerheiligsten Ältesten ein Inquisitionsgericht, und dieser Alte vom Thal und Berge kann wie der Großinquisitor in Schillers Don Carlos von dem Helden der Tragödie jedesmal sagen:

Sein Leben
Liegt angefangen und beschlossen in
der Santa Casa heiligen Registern.

Die Helden sind von Geburt an zu dem bestimmt, was sie thun oder leiden müssen. Die einen sind Sonntagskinder, geborne Engel, die nach einigen Theaterproben, nachdem sie wie Tamino durchs Feuer und Wasser gegangen sind, wohlbehalten in den ihnen längst bestimmten Himmel einziehn. Das Schicksal spielt eine Zeitlang Verstecken mit ihnen, hier wird dem Auserwählten das geheimnißvolle Thal, dort die mystische Geliebte verborgen, und zuletzt wird ihnen die Binde von den Augen genommen. Der Schüler wird ein Eingeweihter und der Geliebte findet seine andere Hälfte; wären die beiden Leute auch noch so weit von einander entfernt, das Schicksal bringt sie zusammen, und sollten sich der Nordpol zum Südpol beugen müssen.

Da den Helden auf diese Weise alle Freiheit genommen ist, so kann auch diese Art von Poesie niemals zur tragischen Würde sich erheben, wie große Mühe Werner sich auch deßfalls gegeben hat. Indeß mangelt es seinen Gedichten nicht an ge-

Tiefsinn und an einer gewissen Gluth der Andacht, besonders in den lyrischen Stellen, die ihnen außerhalb der Bühne einen Werth verleihen. Auch hat er fast immer nur die Lichtseite jenes Fatalismus aufgefaßt, sein einziges vollkommnes Nachtstück war der vierundzwanzigste Februar. In den letzten Jahren ist jene erste Gattung der fatalistischen Poesie mit dem ganzen Apparat von mystischen Gesellschaften und menschenbeglückenden Zauberbünden im Verborgnen beinah verschollen. Man lacht nur noch darüber.

Desto wichtiger ist die zweite Gattung geworden, welche denselben Fatalismus aber von der Nachtseite auffaßt. Hier sind die schwarzen dämonischen Mächte die geheimen Maschinisten des Wunderbaren, und man hat sie bald mehr im christlichem Sinn als den Teufel, den Versucher und Verderber, bald mehr im antiken Sinn als die Nemesis oder als die Hekate und die Furien dargestellt, und zwar wieder bald in Romanen und Novellen, bald in Tragödien. Dort war Hoffmann, hier ist Müllner der Chorführer. Beide haben unzählige Nachahmer gefunden und sind gegenwärtig noch stark in der Mode.

Hoffmann machte leibhaftig mit dem Teufel ein Bündniß, aber nur, um ihn und sich dadurch in die Poesie einzuführen. Diesen etwas bizarren Geschmack nutzte die Originalität und der früher schaarenweis emigrirte, jetzt schaarenweis heimkehrende Aberglaube beschönigen und zuletzt konnte der Dichter sich immer wie in eine unüberwindliche Festung auf

der Traum Hamlets hinaufziehen: Unter dem gibt es mehr [illegible], wenn unsere Philosophen sich träumen lassen. Und Hoffmann war überhaupt [illegible], mit [illegible]. Seine ganze Poesie war von dieser Krankheit angesteckt, und ihr Gegenstand selbst ist die Krankheit. Er vertiefte sich in die Mysterien der Natur, die Schubert wissenschaftlich dargestellt, und malte sie poetisch aus. Er machte den Menschen zu einem Spielball der in ihm schlummernden dämonischen Gewalten, des Wahnsinns, der Phantasiemacht, der magnetischen, sympathetischen oder antipathetischen Naturkräfte. Unsinnig und unwürdig er indeß seine Helden behandelt, indem er ihnen alle Freiheit und Vernunft nimmt, so daß sie sich oft wie tolle Schafe im Zirkel drehn scheinen, so kann ihm doch ein großes Talent in der Schilderung des Grauenhaften und besonders der Seelenpein nicht abgesprochen werden. Der psychologische Kampf seiner Helden, ihr Schwanken zwischen Vernunft und Wahnsinn, Humor und Todesangst, ist meisterhaft dargestellt und die Dramatiker sollten von ihm lernen, wie vom Hamlet. Damit verbindet sich auch sein musikalisches Element; die Seele seines Helden wird von dunkeln übernatürlichen Kräften bewegt und im Sturm aller Leidenschaften aufgerührt, wie eine Äolsharfe. In der Kunst der Dissonanzen und des Schrecklichen kann er mit Mozart verglichen werden.

Müllner bildete nach dem Vorgang Werner's Schicksalstragödie zu jener furchtbaren Karikatur aus, in welcher sie gegenwärtig auf allen Bühnen herumpoltert. Werner's Februar gab den ersten Anstoß, Müllner's Schuld erreichte den Gipfel und andre haben dann diese Manier in der Breite weiter um sich greifen lassen. Sie reiht sich unmittelbar an die schon geschilderte Manier Werner's an, nur daß sie das Schicksal immer ein feindseliges, rächendes, zerstörendes seyn läßt. Es wird aber nöthig seyn, diese neue Schicksalstragödie von der alten zu unterscheiden.

In der antiken Tragödie war das Schicksal, das eiserne, unerbittliche, wahrhaft erhaben, furchtbar und schön, würdig der Idee, die wir vom unerforschlichen Verhängniß haben sollen. Es stand als ewige Nothwendigkeit der himmelstürmenden Freiheit entgegen, und das Maaß seiner Erhabenheit lag in der Kraft und Würde des Helden. Je freier, größer, göttlicher der Held, desto mächtiger, tiefer, heiliger die Gewalt, die ihn stille stehn hieß. Kampf des Helden gegen das Schicksal war die Grundidee des Trauerspiels und das Schicksal, das freilich an sich unüberwindlich und ewig sich gleich bleibt, mußte durch die Stärke des Widerstandes und durch den Werth seines Opfers eine relative Größe erhalten, die einzige, die ihm in der Poesie zukommt. Im freien Willen, in der Kraft und im innern Werthe des Helden lag also das Kriterium der Tragödie.



Je grösser und würdiger der Held, desto gewaltiger das Schicksal, desto erhabener der Kampf, desto edler die Dichtung. Der Held in seinem Widerstande war der Maaßstab des ganzen Gedichts. So hat auch Schiller das Trauerspiel aufgefaßt, und es bei den Deutschen zu einer Lieblingsdichtung gemacht. Was ist aber daraus geworden, als kränkliche Originalitätssucht und moralische Impotenz sich auf Schiller's Lorbeern weich zu betten gedachten?

Die Helden der neuen Schicksalstragödie sind willenlos, ohne Werth, ohne Würde. Sie sind von der Geburt an in der Gewalt der dunkeln Macht. Sie begehn ihre schauderhaften Unthaten nicht aus freiem Willen, sondern aus Vorherbestimmung. Ein Fluch treibt sie, von einer Ahnfrau ihnen angeboren, oder angehext von einer Zigeunerin, und ihre Sünde, wie ihre Strafe ist durch die Sterne selbst mit einer unabwendbaren Stunde ihres Lebens unzertrennlich verbunden. Der arme Sünder muß freveln, weil heute gerade der 24ste oder 29ste Februar ist. Nicht aus Lust, nicht aus eignem Willen sündigt er; ist eine Lust in ihm, so ist sie ihm eben nur angehext, angeflucht. Ja der Teufel nimmt sich nicht einmal die Mühe, ihn zu verführen, er muß ja sündigen, wenn die Mitternachtglocke schlägt, und der Dolch ist der Uhrzeiger, und das Herz, das er durchbohren soll, ist die verhängnißvolle Zahl; der Zeiger rückt und das Schreckliche geschieht. Die Ansicht der Hexenprocesse wird geistreich, wenn man sie mit die-

ser fatalistischen Ansicht vergleicht. Dort hat doch der Mensch noch eine freie Wahl, und die dunkle Macht muß sich um ihn bewerben. Es gibt einen heldenmüthigen Kampf, wie der Sintrams gegen seine Gefährten, oder ein ehrliches Pactum, wie zwischen Faust und Mephistophel. Hier aber hat der Held weder eine Wahl, noch einen Genuß dabei, und die dunkle Macht selbst hat nicht das Vergnügen, den starken Geist im Menschen, seine Heldenkraft oder seine Weisheit zu bekämpfen, und nicht den Triumph eines Sieges, sondern nur ein geistloses Spiel mit Puppen. Dem Teufel selbst müßte dieses Spiel, wobei er nichts zu verführen, nichts zu überlisten, keine heilige Kraft zu entweihen, keinen Engel fallen zu machen, sondern nur an längst gelieferten Subjecten das Henkeramt zu vollziehn hätte, sehr langweilig vorkommen.

Das Schicksal selbst erscheint demzufolge hier eben so verändert als der Held. Wie der Held seine ursprüngliche Bedeutung verloren hat, so auch das Schicksal. Es ist nicht mehr die heilige Nothwendigkeit, die blinde Naturgewalt, die ewige Schranke des allzukühnen Helden, sondern es ist eine spielende Willkür geworden. Es ist nicht mehr erhaben, weil es keinen Widerstand mehr findet, sondern kleinlich, weil es nur mit Puppen spielt. Da es selbst aber allein handelt, und zwar nach einem willkürlichen Plan, den es [illegible] einem Fluch [illegible]säet, der Held aber nich[illegible] [illegible]delt, son[illegible] passiv

verhält und mit sich machen läßt, was das Schicksal will, so ist eigentlich das Schicksal selbst der Held geworden. Wir interessiren uns nur noch für die Thaten des Schicksals, für dessen schlaue, listige, grausame Possen, die es mit dem Menschen spielt. Der Dichter muß daher den Effect seiner Tragödie nicht durch den Charakter des Helden, sondern durch den Charakter des Schicksals zu bewirken suchen. Der Effect, der nicht mehr in der Würde des Helden zu erreichen ist, muß in dem künstlichen Plan, in der Sonderbarkeit und Grausamkeit des Schicksals erreicht werden. Das Schicksal hat nichts mehr zu thun, als wie die Katze mit der gefangenen Maus zu spielen, und ihr zuletzt den Fang zu geben. Dies muß nun, wenn es gefällig seyn soll, auf eine recht umständliche und möglichst grausame Weise geschehen. Je tückischer sie mit ihr spielt, je länger sie dem armen Mäuschen die tödtliche Tatze verbirgt, je künstlicher die Sprünge angelegt sind, bis endlich die Unglückliche den salto mortale in den aufgesperrten Rachen macht, desto mehr macht das ganze Spiel Effect. Die Dichter wetteifern daher nicht, den tragischen Helden größer und würdiger zu behandeln, sondern nur die Hinrichtung desselben künstlicher und martervoller zu verlängern.

Sie wählen daher auch ihre Helden nicht aus dem Plutarch, sondern aus den Criminalgeschichten, die man dem Bürger- und Bauersmann zur Warnung in die Kalender setzt. Dolch, Gift, Selbst-

mord und Blutschande sind gleichsam das tägliche Brod dieser Helden und die Dichter sind nur verlegen, wie sie es gräßlich genug machen sollen, damit das Schicksalspiel noch einigen Reiz der Neuheit gewinne. Schade nur, daß das Gebiet des tragischen Schicksals da beginnt, wo das der Criminaljustiz aufhört. Die Justiz greife dem Dichter, der Dichter der Justiz nicht ins Handwerk. Wenn jener gemeine Verbrecher abthut, so ist es eben so schlimm, als wenn diese nach der Ästhetik statt nach dem corpus juris richten wollte. Freilich, wem das Schaffot ein Theater ist, der macht auch gern aus dem Theater ein Schaffot.

So unwürdig, ja schändlich diese Entweihung der tragischen Muse ist, so haben die Urheber derselben doch eines großen Beifalls sich erfreut, theils, weil das Publikum immer noch roh und blutdürstig genug ist, um sich an jenen Schlächtereien zu weiden, theils, weil die beliebtesten Stücke darunter wirklich mit schönen Versen, Sentenzen, Phrasen und Sentiments ausgestattet sind. Aber der Mißbrauch der poetischen Form kann nie entschuldigt werden, und gerade je schöner die Formen sind, desto abscheulicher ist es, einen so unwürdigen Inhalt damit aufzupuzen. Wie sehr diese Dichter sich bemühen, das Gemeinste im erhabensten Pathos vorzutragen, die nichtswürdigsten Verbrecher oder bloße Schicksalspuppen in Brav[illegible]ologen zu echten Helden zu stempeln, so [illegible] das [illegible]

immer durch alle Phrasen hindurch, und man kann darauf nur anwenden, was Platon einmal sagt: «Wir dürfen uns nicht überreden lassen, noch leiden, daß ein Gott so furchtbare und gottlose Dinge verübt habe, wie lügenhafte Dichter jetzt von ihm sagen. Vielmehr müssen wir die Dichter dazu anhalten, daß sie entweder nicht diese Handlungen von den Helden erzählen, oder daß sie dieselben nicht für Söhne der Götter ausgeben.»

Noch eins find ich an dieser Gattung von Schicksalstragödien bemerkenswerth. Sie sind unnatürlich, gekünstelt, forcirt von ihrer Entstehung an. Sie gehn nicht aus einem Drange des Gemüths hervor, sondern aus einer Berechnung des Verstandes, der etwas Neues, Außerordentliches erzwingen will. Es ist dem Dichter um Effect, um ephemeren Ruhm, um Recensentenlob zu thun. Daher die merkwürdige Erscheinung der Selbstrecension schon im Stück. Die Helden reflectiren auf dem Theater selbst in wohlgesetzten Versen über ihre tragische Bedeutsamkeit und Originalität. Der Dichter arbeitet dem Recensenten vor, und weist immer auf den Paragraphen seiner Ästhetik hin. Er will eigentlich nicht, daß wir gerührt werden sollen, wir sollen nur das stupende Genie des Dichters bewundern, analysiren, kritisiren. Wir sollen nicht selbst tragisch erschüttert werden, uns nicht selbst fürchten oder erschrecken, sondern nur einsehn, daß die Tragödie diese Wirkung bei Andern hervorbringen könnte. Und das Parterre ist

auch damit zufrieden. Unbegreifliche Selbsttäuschung! Wenn der Zuschauer nur dem Dichter in die Karten sehn kann, so begnügt er sich, ob er gleich das Spiel selbst verliert. Wenn er nur die Absicht des Dichters durchschaut, vergißt er, daß er von der Wirkung nichts verspürt. Er prahlt mit den aufgeschnappten ästhetischen Brocken, wird aus einem Zuschauer ein Mitschuldiger des Dichters und fühlt nicht, daß er allein den Schaden davon hat.

Das natürliche Wohlgefallen am einfachen Schönen, das nicht erzielt werden kann, wird durch blendende Künstlichkeit ersetzt. Der Dichter versteigt sich an die äußersten Gränzen des Möglichen und da ihm bis dahin kein großer Mann vorangegangen, dünkt er sich und auch dem rohen Publikum selbst ein großer Mann. Die Poesie leidet hier an derselben forcirten Virtuosität, wie die Musik. Der Künstler strebt statt des Schönen das Außerordentliche, statt der einfachen Mitte der Kunst ihre äußersten Enden darzustellen, wie der Seiltänzer nicht die höchste Anmuth, sondern nur die höchste Fertigkeit zeigt.

Die erste der fünf romantischen Dichtungsweisen sucht also, wie wir eben betrachtet haben, das Wunderbare in den äußern Schicksalen des Menschen. Die zweite sucht es dagegen in den Charakteren. Sie macht den Menschen und das innre Wunder seiner Seelengröße und Seelenschönheit zu ihrem Gegenstande. S[illegible] sich als[illegible] erstgenannten

Schule wie ihre Gegenstände selbst, das heißt wie Inneres zu Äußerem.

Der Mensch allein ist ihr Held, und zwar das an ihm, was ursprünglich sein eigen ist, sein Charakter, und in diesem wieder das Ideal. Sie kennt nichts Höhres als den Menschen und das Göttliche in ihm. Er ist der Mittelpunkt und Gipfel der Schöpfung. Alles andre dient ihm nur als Folie. Natur und Geschichte neigen sich vor dem Göttersohn, der sie beherrscht. Den Menschen in der Mitte und im Hintergrunde die Welt stellt uns diese Poesie das natürlichste und zugleich erhabenste Schauspiel dar, dessen sie fähig ist. Ohne Zweifel ist die den Menschen idealisirende Romantik die natürlichste und zugleich höchste Poesie. Es gibt nichts Höheres für die poetische Darstellung als die menschliche Seele in ihren größten, edelsten und zartesten Äußerungen. Wie der Mensch die Krone der Schöpfung ist, so ist auch die Plastik der Alten, welche den menschlichen Körper idealisirt, die Krone der antiken, und die romantische Dichtungsart, welche die Seele und den Charakter des Menschen idealisirt, die Krone der neuern Kunst.

Diese Poesie ist wie die höchste, so auch die allgemeinste, es ist die Poesie der Humanität im Gegensatz gegen die der Nationalität. Sie hebt den Menschen gleich einem Gott empor aus den bewegenden Schranken der Völker, Stände, Sitten. Sie stellt in ihm das Bild der reinen Menschlichkeit dar,

in dem alle Zeiten und Völker sich verständigen, denn nur diese Humanität ist das höhere Band, das alle vereinigt. Von jeher waren die größten Dichter die Propheten dieser Humanität und nur dadurch haben sie sich allen Menschen zu den verschiedensten Zeiten gleich lieb und werth gemacht.

Diese Poesie stellt Ideale der menschlichen Größe und Schönheit als hellleuchtende Muster auf; sie denkt sich das Vollkommenste, dessen die menschliche Natur fähig ist, als wirklich erreicht; sie bringt jede schöne Seite der Menschen zur Erscheinung, jeden Keim des Edlen zur Entwicklung. Aber sie dichtet nicht nur, was nicht wirklich ist, sie nimmt ihre Bilder auch aus der wirklichen Geschichte und verewigt die Helden, die eine höhere Natur in sich ausgeboren, die Schranken der Gemeinheit durchbrochen, und die Menschheit weiter geführt haben. Hier geräth aber diese Poesie zwischen eine Scylla und Charybdis, welche viele Dichter nicht zu vermeiden gewußt haben. Das Idealisiren erdichteter Personen führt leicht von der Natur ab ins abstracte Philosophiren und Moralisiren. Statt eines Menschen gibt uns der Dichter nur ein trocknes angewandtes Tugendsystem. Sein Held handelt nicht mehr wie ein Mensch, sondern wie eine moralische Maschine, und handelt nicht frei nach seinem edlen Naturtrieb und freien Willen, sondern sklavisch und mechanisch nach festgesetzten Begriffen. Auf der andern Seite führen die historischen He[illegible] man aus [illegible] Wirklichkeit

[illegible] [illegible] [illegible] Ideal ab, und man verwech-
selt [illegible] [illegible] [illegible] irdische Größe mit der innern
[illegible] und [illegible] des Charakters.

[illegible] die Kraft und Schönheit der menschlichen
Seele [illegible] in Handlungen offenbaren muß, so ist diese
[illegible] Poesie vorzugsweise dramatisch, und weil
jene Kraft sich im Kampf, jene Schönheit sich in
[illegible] am [illegible] offenbart, so ist diese Poesie
wieder vorzugsweise tragisch.

[illegible] vor Lessing suchte man in Trauerspielen
[illegible] [illegible] mit ganzer Menschlichkeit zu offenbaren, doch
fielen die Versuche etwas steif moralisch aus. Man
sah weniger Menschen, als abstracte Tugendhelden
und was der Menschen an wunderbarem Reize inne-
rer Schönheit fehlte, suchte man durch wunderbare
[illegible] zu ersetzen. Erst Lessing schilderte na-
türliche [illegible] Menschen, und man thut ihm wohl
Unrecht, wenn man sich durch das äußere Kleid sei-
ner Personen verführen läßt, ihr inneres Wesen min-
der natürlich, mehr abgemessen und begriffsmäßig zu
finden. Seine tragischen Personen sind sehr wahr
und natürlich und handeln so, wenn sie auch etwas
zu verständig reden. Göthe befreite die idealisirende
Muse von aller frühern moralischen Steifigkeit und
zeigte zuerst, wie man die Natur natürlich malen
müsse, sey es die gemeine oder die ideale. Nur stand
ihm das Gemeine näher, als das Ideale. Wenn
uns in seinen Dichtungen überall die Natur entzückt,
so doch nur selten die reine, [illegible] [illegible]habene

Natur. Seine Helden haben alle etwas von der gemeinen modernen Natur, das sie von ächten Idealen rein menschlicher Schönheit und Größe unterscheidet. Versteigen sie sich in die höchsten Regionen des Edlen, so sind sie doch mehr im Leiden, Empfangen, Genießen und Verlassen, als im Thun, Geben und Festhalten desselben ausgezeichnet. Aus welcher romantischen Vorzeit auch ihr Costüm entlehnt ist, es sind doch nur Copien der heutigen Helden, die sehr entfernt von Idealen sind. Wir müssen also Göthe ganz aus dieser Klasse verweisen und werden ihn als den Chorführer und König der modernen Poesie wiederfinden.

Der größte unter den poetischen Idealisten war Schiller. Er führte das Ideal zur Natur zurück, wie Göthe, aber er steigerte zugleich die Natur zum Ideal. Seine Helden waren im romantischen Sinn vollkommen das, was die Götter der griechischen Plastik im antiken Sinn, göttliche Menschen, menschliche Götter.

Schiller hat seine ganze poetische Kraft in die Darstellung des Menschen, und zwar des Ideals menschlicher Seelengröße und Seelenschönheit, des höchsten und geheimnißvollsten aller Wunder zusammengedrängt. Die äußere Welt galt ihm überall nur als Folie, als Gegensatz oder Gleichniß für den Menschen. Der blinden Naturgewalt stellt er die sittliche Kraft des Menschen gegenüber, um diese in

ideale Natur ist die Schöpfung des Genius. Schiller selbst sagt:

> Wiederholen kann der Verstand, was da schon gewesen,
> Du nur, Genius, mehrst in der Natur die Natur.

Der Genius entwickelt aus innerer Tiefe die höhere Menschennatur. In ihr kommt zur vollen glühenden Blüthe, was in andern nur in den Wurzeln unter der irdischen Decke schlummert. Das ist das gewaltig überraschende Wunder in der Geschichte der Menschen, daß unter ihnen immer neue Naturen geboren werden, die Niemand voraus berechnet, auf die kein hergebrachter Maaßstab paßt, mit denen uns vielmehr die Welt selbst in einer neuen Anschauung wiedergeboren wird, die uns das alte gewohnte Daseyn in einem neuen Lichte, die alte Natur in einer höhern Entwicklung zeigen, und in uns selbst das verborgene Geheimniß aufschließen, den träumenden Keim zum Lichte wecken, Neigungen, Kenntnisse, Tugenden, Talente in uns entwickeln, uns bereichern, veredlen, erheben, und uns mit einem Wort die ganze innere und äussere Natur im Wiederschein der ihrigen auf einer höhern Stufe, in einem neuen Zauberschein enthüllen. Diese neue höhere Dichternatur ist seine poetische Welt, und der Wunder größtes ist, daß diese poetischen Welten so mannigfaltig eigenthümlich sind. Größer als [illegible] Welt selbst sind die Welten, die in ihr wiede[illegible] boren werden. Die eine Natur blüht in tausen[illegible]

turen aus, die immer reicher, wunderbarer, schöner zarter sich gestalten. Diese Wiedergeburt ist das Werk des Genius. Jeder große Genius ist eine seltsame Blume, nur in einem Exemplar vorhanden, ganz eigenthümlich an Gestalt, Duft und Farbe. Die innere Trieb- und Lebenskraft einer solchen Geistesblume ist ein Geheimniß, von selbst erzeugt, von niemand zu enträthseln. Wer hat noch den Blumengeist oder den Duft der Blüthen erklärt, der in dieser so, in jener anders ist? Wer hat den Reiz erklärt, der uns in Raphaels Bildern so ganz eigenthümlich anspricht, und wer den geistigen Hauch und Duft, den innern Seelenreiz in Schillers Charakteren? Hier kann keine Definition des Verstandes etwas ausrichten; nur durch Vergleichung können wir das Gefühl näher bestimmen.

Raphaels Name hat sich mir unwillkürlich aufgedrängt, und es ist unverkennbar, daß über Schillers Dichtungen der Geist einer sittlichen Schönheit schwebt, wie über den Bildern Raphaels der Geist sinnlicher Schönheit. Das Sittliche tritt im Werden und Leben der Geschichte hervor, und Handlung, Kampf ist seine Bedingung; das Sinnliche ist wie die Natur im Großen, in einem ruhigen Daseyn befangen.

So müssen Schillers Ideale sich im Kampfe äußern, die von Raphael in sanfter und erhabener Ruhe. Schillers Genius mußte das Amt des kriegerischen Engels Michael nicht scheuen, Raphaels Ge-

nius war nur der sanfte Engel, der seinen Namen trägt. Jener originelle, unerklärbare Reiz aber, der himmlische Zauber, der Abglanz einer höhern Welt, der in den Angesichtern Raphaels liegt, liegt in den Charakteren Schillers. Kein Maler hat das menschliche Antlitz, kein Dichter die menschliche Seele in dieser Anmuth und Majestät der Schönheit darzustellen gewußt. Und wie Raphaels Genius sich gleich bleibt, und jener lichte, friedenbringende Engel in vielnamigen Erscheinungen uns immer in derselben Ruhe und Verklärung entgegenblickt, so bleibt auch Schillers Genius sich gleich, und wir sehen denselben kriegerischen Engel in Karl Moor, Amalien, Ferdinand, Luisen, Marquis Posa, Max Piccolomini, Thekla, Maria Stuart, Mortimer, Johanna von Orleans, Wilhelm Tell. Jener Genius trägt die Palme, dieser das Schwert. Jener ruht im Bewußtseyn eines nie zu störenden Friedens, in seiner eigenen Herrlichkeit versunken; dieser wendet das schöne, engelreine Antlitz drohend und wehmüthig gegen die Ungeheuer der Tiefe.

Die Helden Schillers sind durch einen Adel der Natur ausgezeichnet, der unmittelbar als reine, vollendete Schönheit wirkt, wie jener Adel in den Bildern Raphaels. Es ist etwas Königliches in denselben, welches unmittelbar heilige Ehrfurcht erweckt. Dieser Strahl eines höhern Lichts muß aber, in die dunkeln Schatten irdischer Verderbniß geworfen, nur

um so heller leuchten; unter den Larven der Hölle wird der Engel schöner.

Dieser Schönheit erstes Geheimniß ist die engelreine Unschuld, die ewig in den edelsten Naturen wohnt. Dieser Adel der Unschuld kehrt in denselben himmlischen Zügen eines reinen jugendlichen Engels in allen großen Dichtungen Schiller's wieder. In der lichtesten Verklärung, als reine Kindlichkeit, völlig waffenlos und dennoch unantastbar, gleich jenem Königskinde, welches, nach der Sage, unter den wilden Thieren des Waldes unverletzt und lächelnd spielte, erscheint diese Unschuld in dem herrlichen Bilde Fridolins.

Wird sie des eigenen Glückes sich bewußt, so weckt sie den Neid der himmlischen Mächte. In diesem neuen rührenden Reiz erblicken wir sie bei Hero und Leander. Mit dem kriegerischen Helme geschmückt, vom Feuer edler Leidenschaft die blühende Wange geröthet, tritt die jugendliche Unschuld allen dunkeln Mächten der Hölle gegenüber. So hat Schiller im Taucher und in der Bürgschaft sie geschildert, und in jenen unglücklich Liebenden, Karl Moor und Amalien, Ferdinand und Louisen, vor allem in Max Piccolomini und Thekla. Über diesen rührenden Gestalten schwebt ein Zauber der Poesie, der seines gleichen nicht hat. Es ist ein Flötenton in wilder, kreischender Musik, ein blauer Himmelsblick im Ungewitter, ein Paradies am Abgrund eines Kraters.

Wenn Shakespeare's Gebilde in noch feinerem Lilienschmelz hingezaubert scheinen, so behaupten doch Schiller's Jungfrauen den Vorzug jener Seele in der Lilie, des kraftvollen, lebendigen Duftes, und hierin stehen sie den Dichtungen des Sophokles näher. Sie sind nicht weich, wie die Heiligen des Carlo Dolce oder Correggio, sie tragen ein heiliges Feuer der Kraft in sich, wie die Madonnen des Raphael. Sie rühren uns nicht allein, sie begeistern uns.

Die heilige Unschuld der Jungfrau tritt aber am herrlichsten hervor, wenn sie zur Streiterin Gottes ausersehn wird. Es ist das tiefe Geheimniß des Christenthums und der christlichen Poesie, daß das Heil der Welt von einer reinen Jungfrau ausgeht, die höchste Kraft von der reinsten Unschuld. In diesem Sinne hat Schiller seine Jungfrau von Orleans gedichtet, und sie ist die vollendetste Erscheinung jenes kriegerischen Engels, der den Helm trägt und die Fahne des Himmels.

Wieder in andrer Weise hat Schiller diese Unschuld mit jeder herrlichen Entfaltung echter Männlichkeit zu paaren gewußt. Hier ragen vor allen drei heilige Heldengestalten hervor, jener kriegerische Jüngling Max Piccolomini, rein, unverdorben unter allen Lastern des Lagers und des Hauses; Marquis Posa, dessen Geist mit jeder intellektuellen Bildung ausgerüstet, ein reiner Tempel der Unschuld geblieben; endlich jener kräftige, schlichte Sohn

Wilhelm Tell, in seiner Art das vollendete Seitenstück zur Jungfrau von Orleans.

Wenn hier überall die Unschuld in ihrer reinsten Glorie hervortritt, so kannte Schiller doch auch jenen Kampf einer ursprünglichen Unschuld mit der Befleckung eigner Schuld durch große Leidenschaften, und er hat ihn mit gleicher Liebe und mit derselben vollendeten Kunst uns vor die Seele gezaubert. Wie tief ergreift uns jenes Magdalenenhafte in Maria Stuart! Was kann rührender seyn, als die Selbstüberwindung Karl Moor's! Wie unübertrefflich geistreich, wahr, erschütternd ist der Kampf in Fiesko's und Wallensteins großen Seelen dargestellt!

Wir wenden uns zu einem zweiten Geheimniß der Schönheit in den idealen Naturen Schiller's. Dies ist das Adelige, die Ehrenhaftigkeit. Seine Helden und Heldinnen verläugnen den Stolz und die Würde niemals, die eine höhere Natur beurkunden, und alle ihre Äußerungen tragen den Stempel der Großmuth und des angebornen Adels. Ihr reiner Gegensatz ist das Gemeine, und jene Convenienz, welche der gemeinen Natur zum Zaum und Gängelbande dient. Kräftig, frei, selbstständig, originell, nur dem Zuge der edlen Natur folgend, zerreißen Schiller's Helden die Gewebe, darin gemeine Menschen ihr alltägliches Daseyn hinschleppen. Es ist höchst bezeichnend für die Poesie Schiller's, daß alle seine [illegible] jenes Gepräge [illegible] Genies, das imponiren[illegible] an sich tragen, [illegible] auch im wirklichen

ihrer Schönheit, wie eine heilige Musik, vom weichsten Mollton bis zum vollen Sturm der gewaltigsten Klänge, immer aber nur in reinen Accorden.

Die Gluth des begeisterten Herzens erfaßt bei Schiller jedes Heilige, das der Menschheit gelten soll, und hier waffnet sich sein Genius mit dem Flammenschwert des Himmels; hier wird der Kampf jenes kriegerischen Engels mit den Geistern der Tiefe begonnen.

Schiller's reine Seele konnte kein Unrecht ertragen, und er tritt geharnischt in die Schranken für das ewige Recht. Ein begeisterter Prophet verkündet er die heilige Lehre jenes Segens, der im Rechte wohnt, und jenes Unheils, welches unausbleiblich dem Unrecht folgt. Die Wahrheit seines durchdringenden Urtheils aber wird durch die Gluth der Empfindung und durch den blendenden Schmuck der Rede nie getrübt, sondern immer nur glänzend und schlagend hervorgehoben.

Die Freiheit, die vom Recht unzertrennlich ist, war seinem Herzen das theuerste Kleinod. Doch jene ungezügelte Freiheit, die vom Unrecht ausgeht, und zum Unrecht führt, gehört unter die dämonischen Gewalten, die sein Genius kräftig bekämpft.

Wir besitzen keinen Dichter, der Recht und Freiheit mit so feuriger Begeisterung, mit so schönem Schmuck der Poesie, aber auch keinen, der sie mit so reiner unbestochener Gesinnung

render Wahrheit, jedes Extrem vermeidend, dargestellt hat.

Sein Genius gehört der Menschheit an. Die Rechte der Menschheit, vom höchsten Standpunkt aus betrachtet, vertritt sein Marquis Posa. Für die Rechte der Völker tritt die Jungfrau von Orleans in die Schranken; das Recht der Einzelnen behauptet Wilhelm Tell. Aber auch in allen seinen übrigen Helden sehn wir Recht und Freiheit mit Willkür und Gewalt im Kampf, und Schiller offenbart hier denselben Reichthum des Genie's, wie in der Liebe.

Dieses mag hinreichen, so weit es wenige Grundzüge vermögen, den Geist in Schiller's Poesie uns zu vergegenwärtigen. Mehr als was hier gesagt werden kann, sagt jedem, der Schiller kennt, sein Gefühl.

Und dieses Gefühl wird nimmer verloren gehn, und kommende Geschlechter und ferne Zeiten werden es theilen; und diesen wird es vielleicht vergönnt seyn, die Größe Schiller's noch reiner und würdiger zu erkennen, denn der Zukunft gehört sein Streben, einer freieren und edleren Zukunft, die seine heilige Sehnsucht und sein fester Glauben an die Menschheit vorausgesehn, zu welcher er uns vorangeeilt, aus welcher sein Genius mit glücklicher Verheißung uns winkt. Sind viele hinabgestiegen in die dunkle Vergangenheit, den Geist der Menschheit in [illegible] alten Fesseln [illegible]gen; Schiller hat, ein lich-



ter Engel, an die Pforte der Zukunft sich gestellt, ihren Schleier gelüftet, und dem sehnenden Aug' eine freie, heitere Aussicht aufgethan.

Die ernste, feierliche Stimmung, von welcher wir bei Schiller ergriffen werden, die Erhebung, zu der er unsre Seele zwingt, die heiligen Schauer, die ihn umgeben, sind freilich nicht geeignet, den ästhetischen Kleinmeistern zu gefallen, den faden, süffisanten, lüsternen Kunstjüngern, die in der Seele vor ihm erschrecken, und ihn aus geheimer Rache bekritteln. Schnell ist man damit fertig, ihn unnatürlich, steif, pedantisch, grob zu nennen, und ihn für einen Dichter der ungezogenen Jugend und des Pöbels zu verschreien. Freilich, euch ist alles Große und Herrliche unnatürlich geworden, weil ihr im Grund verdorben seyd, weil euch die Gemeinheit zur andern Natur geworden ist. Euch erscheint die Tugend pedantisch, weil ihr sie aus fremdem Munde predigen hören müßt, weil sie nicht in euern Herzen selber spricht. Euch erscheint jede kühne Freiheit grob, weil sie eure conventionellen Schonungen und Gehege durchbricht, eure kleinen Götzen zertrümmert. Nur auf euch fällt die Schande, wenn die unverdorbne Jugend und das Volk, das ihr Pöbel nennt, den großen Dichter besser ehrt. Ich behaupte, daß kein Dichter in der Welt unsern Schiller in sittlicher Zartheit übertroffen hat, und sie ist es, für welche die deutsche Jugend, das deutsche Volk [illegible] testen Sinn hat, so lange derselbe ni[illegible]

Kunstgeschwätz verdorben wird. Euer moralisches Gefühl ist für Feinheiten dieser Art abgestumpft, nur mit einer sinnlichen Gourmandise mögt ihr in eurer Vornehmigkeit prahlen.

Schiller hat zahllose Nachahmer gefunden, und wie es das Schicksal aller Nachahmer ist, sie sind in Einseitigkeit und Übertreibung oder in ein mattes, mechanisches Nachkopiren verfallen. Schon in der Form stehen sie alle tief unter Schiller. Sie haben allesammt seine Jamben, seine Diction, seine Sentenzen nachgeahmt, aber nirgends finden wir jene stahlfeste, elastische, wohlklingende Sprache. Am nächsten ist ihm Theodor Körner gekommen, obgleich der Abstand sehr groß ist. Die übrigen Nachahmer haben entweder mehr philosophische oder mehr historische Trauerspiele geschrieben. Unter den erstern steht Raupach oben an. Bei einem großen poetischen Talent muß ihm doch vorgeworfen werden, daß er nicht wie Schiller, ideale Naturen geschaffen, sondern nur gewisse philosophische und namentlich politische Begriffe in dramatisirten Beispielen auf den Brettern versinnlicht hat. Die meisten andern Jünger der Schillerschen Schule haben, wie Collin, Klingemann, Öhlenschläger, historische Stoffe zum Theil im patriotischen Sinn, zum Theil des Theaterpompes wegen auf die Bühne gebracht, und nur selten sind wahrhaft ideale Naturen darin nach Schiller's Weise verherrlicht wor[illegible]. Ganz außer den Grän-

zen seiner Poesie sind die Schicksalstragödien gefallen, wie oben gezeigt wurde.

Die politischen und patriotischen Schauspiele sind an sich sehr schätzbar, da die Bühne nicht allein einem ästhetischen Zwecke huldigen, sondern auch belehren und für das Leben begeistern soll. Collin und Theodor Körner haben in dieser Hinsicht zu ihrer Zeit recht gut gewirkt. Auch ist die deutsche Geschichte überreich an Volkshelden, denen sich eine ideale Seite abgewinnen läßt, in denen eine wahrhaft große und edle Natur sich offenbart hat. Nur stehn die meisten dieser deutschen Helden, dieser sittlichen, politischen, kirchlichen und militärischen Ideale, in einem zu innigen Zusammenhange mit dem ganzen großen Gemälde ihrer Zeit, das sich nicht gut mit auf die Bretter bringen läßt. Sie eignen sich weit mehr für das Epos, als für das Drama. Daher sind die größten Helden, in denen die Geschichte selbst schon allen poetischen Stoff zusammengehäuft hat, z. B. die Hohenstauffen, noch immer auf der Bühne nicht einheimisch geworden. Neulich hat ein junger Dichter einen Versuch gemacht, aber er sah sich genöthigt, einen Cyclus von sieben Trauerspielen auf einmal zu geben, und so dehnte sich das Drama zu einer mehr als epischen Länge aus. Auch ein besserer Dramatiker wird hier Hindernisse finden, die einmal im Stoffe liegen.

Wir haben oben als eine dritte Gattung des Romantischen diejenige Dichtungsweise unterschie-

die das Wunderbare im Weltganzen sucht, deren Gegenstand die ganze Schöpfung ist, während der Gegenstand der eben erwähnten Poesie immer nur das Höchste der Schöpfung, der Mensch war. Warum auch sollte nur der Mensch und nur in den engen Grenzen einer Begebenheit ein würdiger Gegenstand der Dichtung seyn, und nicht die Natur selbst in ihrem ganzen Umfang, als ein einziges großes Wunder.

Wir müssen zweierlei Arten solcher Weltgedichte wenigstens der Form nach unterscheiden, die systematischen und die freien, oder die architektonischen und pittoresken. Jene betrachten wir hier zuerst.

Schon im höchsten Alterthum entstanden große Weltgedichte, Kosmogonien, in denen man die Schöpfung und das Wesen der Welt abspiegelte. Allen lag ein mehr oder weniger klares System zu Grunde. Die unendliche Mannigfaltigkeit der Welt in ein wohlgeordnetes System zu bringen, war eben die Aufgabe. Aus den Kosmogonien und Religionssystemen giengen die philosophischen Systeme hervor, sofern sie dogmatisch die Welt zu construiren unternahmen, und nicht bloß kritisch untersuchten, was möglich möchte seyn, sondern apodiktisch verkündeten, so ist es! Alle diese dogmatischen Systeme giengen aus einer dichterischen Begeisterung, aus einer höhern Offenbarung, aus Visionen, aus einer Vorspiegelung der entflammten Phantasie hervor, daher sie auch grö[illegible] [illegible]ildern und in einer prophetischen,

höhern Werth. Die tiefsten und fruchtbarsten Ideen erhalten ihre höchste Bedeutung erst in der Harmonie aller Ideen. Ihre Stellung im Ideengebäude ist so wichtig, als ihr Gehalt, und bestimmt denselben erst völlig. Ihre kunstreiche Entgegenstellung macht erst die große Wirkung, und es giebt einen Contrapunkt in der philosophischen Construktion, wie in der musikalischen.

Diese Gattung von Poesie nimmt also ihren Ursprung in der Vision, ihr Wesen ist Mystifikation des Weltganzen, ihre Form Harmonik. Unter uns Deutschen steht in dieser Gattung Jakob Böhme oben an. Alle seine Werke sind poetische Visionen, darin er die gemeine Natur in einem mystischen Zauberlicht, wie im Goldglanz der Morgenröthe erblickte, und in ihren innersten Leib und Bau bis zum Herzen und Centrum, wie in ein dursichtiges Krystallschloß hineinsah. Diesen geheimnißvollen, dem gemeinen Auge verborgenen Bau construirt er nun in den kunstreichsten Lineamenten und Verschlingungen, worin ihn noch kein Philosoph übertroffen hat. Was die Stereometrie, die gothische Architektonik und die Fugenkunst je an kühnen und feinen Constructionen erdacht, das findet sich in Jakob Böhme's Wunderbau der Natur beisammen. Bei den neuern Naturphilosophen überwiegt die materielle Masse der Ideen die Kunst der Construktion. Sie construiren meist nur in gemeinen geometrischen Verhältnissen, ohne Ahnung der höhern Harmonik. Dagegen gewinnen [illegible]

prosaischen und philosophischen Seite durch eine größere Summe von Erfahrungsbegriffen. Bei Jakob Böhme überwog die Kunst, bei den neuern Naturphilosophen überwiegt der Stoff. Er macht aus Wenigem mehr, sie machen aus Vielem weniger. Selbst seine Irthümer haben einen hohen poetischen Zauber, jene dagegen entlehnen ihren Glanz nur von der Wahrheit.

Die schönsten neuern philosophischen Gedichte oder dichterischen Offenbarungen in systematischer Form sind die Naturphilosophien und unter diesen wieder vorzüglich die von Görres und Steffens. Hier erscheint die ganze Welt in das Zauberlicht des Wunderbaren getaucht, das Gemeinste als etwas Bedeutungsvolles und Mystisches, alles in Harmonie, alles wie feierlich geschmückt und geordnet zum Fest des Höchsten. Wir sehn in den tiefen Zusammenhang der Natur wie in ein kunstreiches Gebäude, und in die Weltgeschichte, wie in ein Drama. Alles Wirkliche erscheint als Kunst, alles Alltägliche wird zum Wunder. Den erhabensten poetischen Eindruck macht der Überblick über das Ganze, aber auch im Einzelnen überrascht uns die Neuheit der Beziehungen, der nicht geahndete Einklang entfernt scheinender Dinge, das Seltsame der Contraste, das Liebliche des Wiederscheins. Eine ganz unendliche Fülle von Genuß strömt auf uns heran, und wir glauben in einem Meer von [illegible]unterzugehn. Aber gerade diesen Genuß ver[illegible] nur Wenige zu verschaffen, weil er nur

einem vielumfassenden, geistigen Organ vermittelt werden kann. Die meisten Menschen genießen alles nur aphoristisch, weil sie nicht im Stande sind, viel auf einmal zusammenzufassen und zu behalten. Ihnen bleiben daher auch die herrlichsten Wundergebäude der Harmonik verschloßen. Sie gehn von einem Einzelnen zum andern über, ohne je das Ganze zu überschauen. Dadurch bleibt ihnen aber auch das Einzelne räthselhaft. Sie halten daher die einzelnen Parthien eines naturphilosophischen Werks für wunderliche Arabesken ohne Sinn.

Den Übergang von der strengen architektonischen zur freien pittoresken Form machte Novalis. Er brachte seine Philosophie in die Form eines historischen Romans, doch sein wunderliches Gedicht ist noch ganz architektonisch construirt, seine Personen sind weniger frei handelnde Wesen, als nur personificirte Ideen und noch in das ganze Ideengebäude wie in Stein verwachsen. Er hatte den ungeheuern Gedanken, das ganze All von der poetischen Seite, ja von jeder möglichen poetischen Seite zugleich zu zeigen, alles, was da ist, Natur, Geist und Geschichte in einer unendlichen Poesie zu verknüpfen, alles ersinnliche Schöne zumal in einem großen Dom von Poesie zu verbauen. Darum hat er nicht nur Himmel und Erde in sein Gedicht aufgenommen, sondern auch die Ansichten, den Glauben, die Mythen aller Völker. Alles zog er an sein großes Herz, über alles hat er den Liebesschein desselben ausgegossen.

Indem er alles mit seiner Liebe verband, war er selber der Gott seiner unermeßlich reichen Welt. Schon früher ist angedeutet worden, daß Novalis den Gott Fichtes in die Poesie übersetzt hat. Jenes göttliche Ich, was bei Fichte der strengen Arbeit der Selbstschöpfung oblag, feiert bei Novalis den ersten Sabbath und sitzt auf dem Throne seiner Herrlichkeit, um sich versammelnd alle Zauber des Himmels und der Erde, die ihm in Andacht dienen. Was bei Fichte der männliche Wille, das war bei Novalis die Liebe des Menschen, beide gleich ursprünglich, frei, unendlich, göttlich.

In ganz freier, pittoresker Form hat jene Weltpoesie den Zauber der Harmonik aufgeben müssen, doch mit der Veränderung der Form ist nicht zugleich ihr Geist umgewandelt worden. Allegorie oder Beispiel sprechen die ewigen Weltideen nicht minder aus, als jene mystischen Lehrgebäude. In der Personification und Mythe walteten noch die alten Götter der Ursymbolik. Wir besitzen Dramen und Romane, die wir zu dieser Gattung von Weltpoesie rechnen müssen, weil sie nicht wunderbare Begebenheiten, noch ideale Menschen, noch Costüme gewisser Zeiten, sondern nur das Walten des ewigen Weltgeistes schildern, das poetische Wunder nur im Ganzen der Welt suchen, und voll philosophischen Tiefsinns sind. Unter den Gedichten dieser Art s[illegible] Göthe's Faust oben an.

Göthen finden wir überall durch einen innigen Zug mit der Natur verbunden. Alle seine Gedichte sind Triumphe, welche die Natur über die Freiheit des Menschen feiert. Zwar sucht und findet er überall in der Natur den Menschen, aber auch nur den Menschen in der Natur, in den unauflöslichen Banden des Elementargeistes. Die kühne Freiheit, in welcher der Mensch sich zum Gott erhebt, schien ihm frevelhaft und thöricht. In der übernatürlichen Erhebung des Menschen sah er nur eine unnatürliche Entfremdung, ja Erniedrigung. Alles Menschliche der Natur fügsam in allen Falten anzuschmiegen, war die große Idee seines Lebens und Wirkens. Wie er selber, tief eingewurzelt mit allen Nerven und Adern in das irdische Daseyn, die Natur in ihrer ganzen Tiefe durchschaut, in ihrer ganzen Fülle genossen, so hat er sich zum Canon der Humanität gemacht, und diese daher ganz in die Naturgrenzen hinabgezogen. Wohl erkennend aber den Gegensatz des Idealen und der Natur, hat er jenes Ideal als das trügerische Schattenbild des menschlichen Hochmuths bezeichnet, und das Streben darnach als Unnatur, die nur zum Tode führt, durchaus verworfen. In diesem Sinne hat er seinen Faust gedichtet, sein größtes Gedicht, wie es den größten Gegenstand hat, und wie es die Eigenthümlichkeit des Dichters im strengsten Gegensatz gegen andre ausdrückt. Das Gedicht ist eben dieses Gegensatzes wegen ganz negativ, es ist [illegible] Parodie aller Bestrebungen [illegible] Freihe[illegible]

dem Anbeginn der Welt, die größte und beste Satyre, die jemals auf die Menschen gemacht worden ist. Man sollte meinen, der Erdgeist selbst habe dieses Gedicht sich zur Lust und den nach dem Höhern strebenden Menschen zum Hohn gedichtet.

Neben Göthe's Faust glänzen in der deutschen Literatur noch eine Menge der ausgezeichnetsten philosophischen Gedichte, so Lessing's Nathan, vor allem die neuern Novellen von Tieck und Steffens. In vielen solcher Gedichte verschwindet das philosophische Interesse der Idee beinah gänzlich unter dem Poetischen der Fabel; in andern herrscht dagegen das Philosophische vor, es sind Wissenschaften in der Form des Romans oder Dramas, wie Julius und Evagoras von Fries ꝛc. Zu den letztern gehören denn auch die eigentlichen Lehrgedichte, die naturhistorischen, moralischen, philosophischen und theologischen Betrachtungen in Versen, wie Tiedge's Urania und dergleichen.

Die eigentlich romantische, **mittelalterliche** und wieder insbesondere katholische Romantik dürfen wir wohl von allen übrigen Gattungen des Romantischen unterscheiden, obgleich vieles von den andern Gattungen darin enthalten ist. Das Unterscheidende ist das alterthümliche Gepräge, der Charakter des Mittelalters. Die neuern Dichter, wie Tieck und Uhland, welche dieser Gattung des Romantischen huldigen, haben d[illegible] die Form dazu aus dem Mittelalter [illegible] Ihre Dichtungen stehn in ge-

nauer Verbindung mit den Überresten der mittelalterlichen Poesie. Der größte Reiz der neuern Dichtungen dieser Art ist das Helldunkel des mittelalterlichen Volksglaubens.

Wir müssen indeß auch in dieser Gattung wieder unterscheiden. Die altdeutsche Poesie selbst enthält zwei Elemente, ein heidnisches und ein christliches; darnach sich dieselbe als Sagenpoesie und als katholische Legenden- und Ritterpoesie ausgebildet hat. Demzufolge hat auch die neuere Romantik entweder mehr die heidnische Sage und den ältesten Volksglauben, oder das katholische Heiligen-, Priester- und Ritterwesen in sich aufgenommen. Ludwig Tieck ist der Repräsentant dieser ganzen Gattung in beiden Richtungen. Ihm folgte in der Richtung der Sagenpoesie vorzüglich Uhland, in der katholischen Richtung aber Werner, dessen schon gedacht ist.

Die alte Volkssage klang mit dem alten Volksglauben und Aberglauben durch alle wechselnde Melodien des Zeitgeistes und der Mode beständig als ein lang gehaltner tiefer Ton hindurch. In der französischen Aufklärungsperiode sank sie am tiefsten und verhallte beinah. Sie diente nur noch dem Witz und der Ironie in Heldengedichten, wie die von Wieland. Erst Herder machte auf den Werth der alten Sagen aufmerksam, und nach ihm bemühte sich besonders die Schlegel'sche Schule, die Schätze der alten Volkspoesie ans Tageslicht zu ziehn. Für die deutsche Sage und den deutschen Volksglauben geschah besonders viel

durch Görres, Arnim, die Brüder Schlegel, von der Hagen, Grimm, Mone, Lachmann ꝛc. Man sammelte alle Thatsachen des alten Volksglaubens und die mehr oder minder vollkommen erhaltnen Sagen.

Die Poesie in diesen alten Sagen machte den mächtigsten Eindruck auf die Zeitgenossen. Troß aller Aufklärung, mit der man prahlte, wurde man unwiderstehlich von dem heiligen Dunkel dieser Poesie angezogen. Die große Wirkung derselben beruht ohnstreitig darauf, daß sie nicht als das künstliche Machwerk von Menschen, sondern als eine unmittelbare Naturoffenbarung erscheint. Nicht die spielende Phantasie des Dichters hat diese Sagen erfunden, sie sind unwillkürlich im Gemüth aller Völker entsprungen. Sie sind mit der Geschichte, mit dem handelnden Leben der Völker so unzertrennlich verbunden, wie es die ältesten Mythen mit der Natur selbst waren. In jenen Mythen sprach sich das Daseyn und der Naturtypus der Völker aus, in diesen spätern Sagen offenbarte sich die lebendige Seele derselben, gleichzeitig mit ihren Thaten. Wie aber durch alle Mythen derselbe Zug hindurchgeht, so auch durch alle Sagen. Alle Völker sahen sich noch um so ähnlicher, je näher sie der gemeinsamen Wiege des menschlichen Geschlechtes standen, wie sich die Blüthen mehr gleichen, als die Früchte. Das Charakteristische dieser Sagen ist die historische Form, in welcher sie alles Innerliche der Seele auf allegorische Weise oder in Beispielen offenbaren, wie es diese [illegible]

geistig in äußern Handlungen und Thaten offenbarten. Alles Innerliche trat aus sich heraus, äußert sich, wurde historisch. In dem Doppelbilde der Sagen und Geschichten ist daher die Seele jener Völker und Zeiten ausgeschrieben, liegt uns ihre Philosophie vollständig offen. Zwischen der Sage und Geschichte besteht ein geheimnißvolles und ungetrennliches Band. Wie die Sage stets auf den praktischen Boden der Geschichte zurückführt, so die Geschichte stets auf das ideale Gebiet der Sage. Alle Sagen sind historisch, aber alle Geschichten jener Zeit sind auch wieder märchenhaft, bedeutungsvoll und mystisch. In beiden spricht sich das Gemüth der Völker in Thaten aus, die so wunderbar und ahnungsvoll sind, als dieses Gemüth selbst. Alle jene Thaten sind sinnlos, wenn man sie nicht auf jenes Gemüth zurückleitet, daher die gewöhnliche historische Darstellung des Mittelalters seit der Völkerwanderung so unerträglich ist. Man muß sie im Sinn der Sage als Offenbarungen des Volksgemüthes auffassen.

Die Sagen gelten aber nicht nur für ihre Zeit, es liegt etwas Philosophisches darin, was für alle Zeiten gilt. Tiefer und zarter als alle unsre speculativen Definitionen stellen uns die Sagen in einfachen Bildern die Ideen des Lebens dar. Von dem ungeheuern Gemälde der Niebelungen bis zum leisesten Farbenzug eines Volksliedes oder Elfen[illegible] chens entfalten sie die ganze Tiefe des [illegible] Lebens. Sie sind alle bedeutungsvoll, [illegible]

tiefem Sinne, alle an eine ewige Idee geknüpft, die einfachste kunstloseste Offenbarung derselben. Darum sprechen sie uns so an.

Auf diese Weise sind die Sagen eine unerschöpfliche Quelle von Poesie, und ihr Stoff ist so unermeßlich und im Allgemeinen noch so wenig durchgearbeitet, daß die neuern Dichter sich seiner wohl annehmen dürfen. Theils ist die alterthümliche Form, in welcher sich vollendet ausgearbeitete Sagen erhalten haben, uns fremd geworden, theils sind die meisten Sagen wirklich nur in rohen Grundzügen vorhanden, welche wir erst aufführen müssen. So geschah es, daß unsre vorzüglichsten Dichter wetteifernd den alten goldschweren Schatz der Volkssage zu heben und neugeprägt wieder in Umlauf zu bringen bemüht waren.

Hiervon nahm zunächst die neuere Romanze ihren Ursprung, eine Dichtungsart, in deren bescheidenem Gewande die herrlichste Poesie sich verbirgt. Unsre größten Dichter waren darin ausgezeichnet, und am meisten, wenn sie sich an echte alte Sagenstoffe hielten. So Göthe, Schiller, Stollberg. Bürger machte sich die Romanze zur Hauptsache, entstellte sie aber durch bäurische Derbheit, die er mit dem Volkston verwechselte. Die trefflichsten Romanzen hat unter den Neuern Uhland gedichtet. Keiner faßte die Ideen der alten Sagen tiefer auf, keiner stellte sie treuer und einfacher im echten alterthümlichen Ge-

wande dar. Darum mahnen sie uns wie Klänge fern aus grauer Vorzeit.

Größre Sagen in der Form des Heldengedichts und Romans gaben vorzüglich Tieck und Fouqué. Sie bilden zugleich den Übergang von der Sagenpoesie zur katholischen. Wie im Mittelalter selbst die heidnische Sage mit der christlichen Legende sich vermischte, so auch in den neuern Dichtungen, die auf jene gegründet sind. Indeß bemerken wir einen sehr großen Unterschied unter den Darstellungen des katholischen Mittelalters.

Auf Göthe's Götz von Berlichingen, welcher nichts andres bezweckte, als ein charakterisirendes Gemälde, folgte jene Fluth von Ritterromanen, die nur die Bengelhaftigkeit der gegenwärtigen, keineswegs die Kraft und Milde der vergangnen Zeit schilderten. Sie waren wesentlich negative Schilderungen des Mittelalters, gegen den Geist desselben gerichtet, daher sie auch beständig die Pfaffen zur Zielscheibe ihres groben Witzes machten. Indeß läßt sich nicht verkennen, daß selbst in dieser abgeschmackten und rohen Auffassung des Mittelalters eine Vorliebe für das Romantische jener Zeit zu Grunde lag. Eine alte Burg, ein Wald, ein geharnischter Ritter, ein Burgverließ, ein Eremit reichten schon hin, die Phantasie zu beleben und das Herz mit romantischen Schauern zu überströmen.

Ludwig Tieck war der Erste, der den Geist des Mittelalt[illegible] [illegible]ndig und [illegible] im ganzen Umfang

seiner Erscheinungen auffaßte, und zwar in der doppelten Richtung der altheidnischen Sage und des christlichen Romanismus. Wir müssen ihn aber nicht allein als den Repräsentanten dieser alterthümlichen Gattung der Romantik betrachten. Er hat eine höhere Bedeutung. Er ist kein blos antiquarischer Poet, der mit rückwärtsgedrehtem Halse in die verlorne Vergangenheit sieht. Er hat vielmehr die Vergangenheit der Gegenwart lebendig verknüpft, und auf den Grund der alten echtdeutschen Poesie die neue fortgebaut. Als Vermittler zwischen den beiden großen Bildungsstufen der deutschen Nation wird er in der Entwicklungsgeschichte derselben stets eine der ersten Stellen behaupten. Die neue deutsche Poesie bildete sich aus dem Protestantismus hervor und nach antiken Mustern, in strengem Gegensatz gegen die altdeutsche Poesie. Die einseitige protestantische, allem Wunderbaren abholde Dichtungsweise wurde durch unsre größten Dichter zu einer humanen, kosmopolitischen veredelt, schweifte jedoch noch häufig von der deutschen Eigenheit ab und folgte fremden Mustern. Aber mehr und mehr gewann unsre Poesie mit ihrer Selbständigkeit auch wieder ihre nationelle Physiognomie. Aus eigner innrer Kraft stieß sie das Fremde von sich und das Eigenthümliche, das so lange verachtet gewesen, machte sich durch seinen eignen Werth wieder geltend. Da mußte die Zeit endlich kommen, in welcher die innerliche Verwandtschaft der neuen und alten Deutschen klar wurde. Das deutsche Ge-

müth hatte sich selbst wiedergewonnen. Es fühlte jenen alten Gesinnungen und Empfindungen, in grauer Vorzeit dem unsterblichen Gesang vertraut, innigst sich verwandt. Welche höhere Entwicklung wir auch im Verfolge der Zeiten gewonnen, welches Fremde zur andern Natur uns geworden, das ursprüngliche Naturell war uns dennoch geblieben. Sobald wir dies erkannt, war die nothwendige Folge, daß wir unsre Poesie auf den Ton der alten, oder vielmehr unser Herz auf die Empfindungsweise des alten zurückstimmten. Im Contrast dieser Richtung der Poesie mit der frühern protestantischen und antiken mußten sich schneidende Gegensätze und Übertreibungen ergeben. In der Überschwenglichkeit des Enthusiasmus, womit die Deutschen alles zu ergreifen pflegen, mußten antiquarische Schwärmer und Pedanten die altdeutsche Poesie ausschließlich über jede andre erheben, während ihre Gegner sie schlechterdings als eine Barbarei verdammten. In der Mitte der Extreme jedoch mußten andre die natürliche Vermittlung des Alten und Neuen begründen. Vor allen war Tieck zu dieser wichtigen Vermittlung berufen. In diesem nationellsten unsrer Dichter wurde der Genius des alten Deutschlands wiedergeboren und wie ein Phönix verjüngt. Seine Dichtungen sind so sehr echtdeutsch, daß sie die Probe beider fern von einander liegenden Zeiten aushalten. Sie sind dem Mittelalter so verwandt, als uns. Die tief bedeutsame und wunderreiche Erscheinung dieses Dichters bezeichnet einen

Wendepunkt in unsrer neuen Bildung. Sie wird ihre Wirkungen weit in die Zukunft verbreiten.

Tieck trat mit seiner echtdeutschen Poesie in eine natürliche Opposition gegen die herrschenden Schulen, und namentlich gegen die protestantische und antike Bildung und Gesinnung. Darum sind seine Dichtungen nur zum Theil positiv, zum Theil negativ. Er offenbarte nicht nur den echten, bisher verkannten deutschen Genius; er fehdete zugleich auch mit allen Waffen eines tiefen Gefühls und überlegnen Geistes die Verirrungen der Zeit an.

Die Bearbeitungen alter Volkssagen sind Tieck's vorzüglichste Dichtungen, worin er auf positive Weise sich ausgesprochen. Doch auch schon in diesen ernsten Dichtungen hat er den Contrast gegen das Moderne zu bezeichnen gesucht, indem er nach dem Beispiel Shakespeare's das Komische dem Tragischen vermischte. Immer stellt Tieck die poetischen Elemente des Mittelalters der entarteten Prosa der neuen Verstandesperiode gegenüber, zunächst die kräftige, gesunde Sinnlichkeit und Kraft, woraus alle übrigen Tugenden jener frühern Zeit herflossen, der Unnatur und Schwäche, welche die Grundlage unsrer Fehler und Laster bilden. Hierin ist Tieck sehr nahe mit Schiller verwandt. Auch Tieck schildert die edelsten und kräftigsten Naturen, nur macht er aus ihnen nicht, wie Schiller, allgemeine Ideale der Humanität, sondern er läßt sie nur als Repräsentanten der Vorzeit und einer bestimmten Volksnatur erscheinen. In diesen

erhabenen Charakteren contrastirt er sodann die alte edle Einfalt und Unschuld mit der Überfeinerung und Affectation der neuern Zeit, die alte Ehrlichkeit mit der neuen Pfiffigkeit, die alte Bescheidenheit mit der neuen Eitelkeit, die alte Wahrheit mit der neuen Lüge. In der Tiefe und Wärme des Gemüths aber bezeichnet er die Hauptverschiedenheit des Mittelalters von unsrer Zeit. Dieses Gemüth offenbarte sich in Andacht, Liebe, Ehre, und der Verstand unsrer Zeit hat ihm leider das Gegentheil jener Tugenden, Unglauben, Egoismus und Schamlosigkeit entgegenzusetzen. Tieck malt mit tiefglühenden, brennenden Farben die Frömmigkeit und religiöse Innigkeit der alten Zeit, im herben Gegensatz gegen die moderne Aufklärung und deren albernen oder frechen Unglauben. Mit eben so warmen Zügen schildert er die Liebe jenes mildkräftigen Geschlechts der Vorzeit, und kein Dichter außer Shakespeare und Schiller hat die Liebe, den ewigen Gegenstand der Poesie, so tief und wahr geschildert. Endlich malt uns der Dichter die ritterliche Männertugend der alten Zeit in den kräftigsten Zügen, den angebornen Adel und die bewußtlose Großmuth der Helden.

Jenes gewaltige Leben der Vorzeit hatte wesentlich zwei Brennpunkte, die Religion auf der einen, Ritterthum und Minne auf der andern Seite, d. h. das Herz offenbarte sich in doppelter Richtung gegen das Überirdische und Irdische, und seine Flammen loderten hier im reinen Lilienlicht der Andacht, dort

im warmen Rosenlicht der Liebe und Lebenslust. Demnach sind auch die zwei größten Dichtungen Tieck's an jene beiden Brennpunkte geknüpft. Seine Genoveva und sein Octavian bilden vereinigt in einem elliptisch verschlungenen Ganzen, ein vollständiges Gemälde des mittelalterlichen Geistes. Genoveva ist die Lilie, Octavian die Rose. Mit dem Zauberstab der Poesie schließt uns Tieck in diesen Dichtungen die geheimsten Tiefen und Schätze einer vergangnen Welt auf, aber diesen Zauberstab gewinnt auch nur, wer reines Herzens ist und fromm. Diese zartesten und tiefsten aller Dichtungen werden daher von dem großen Haufen unsrer Aufgeklärten als katholische Contrebande verfolgt, als Schwärmerei bedauert, als Kinderei bespöttelt.

In seinen Lustspielen verfährt Tieck negativ, und opponirt dieser falschen Aufklärung. Es sind die besten Lustspiele, die wir haben; vom Grund aus bis zum leisesten Zuge der Ausführung erfüllen sie alle Forderungen des echten Lustspiels. Da sie aber gegen die Thorheiten unsrer Zeit gerichtet sind, wollen wir ihrer erst bei der modernen Poesie gedenken. In seinen spätern Novellen hat Tieck sich ebenfalls mehr an das moderne Leben angeschlossen. In allen seinen Werken aber klingt der Grundton des Mittelalters hindurch. Über allen seinen Gebilden ist ein reiner tiefer Himmel ausgebreitet.

Tieck steht in der lebendigen Mitte des Mittelalters und der neuern Zeit, und verbindet beide,

darum vereinigt er auch in seinen Dichtungen je das Herrlichste der Dichter beider Zeiten. Was die Provenzalen Glänzendes, die Normannen Ritterliches, die Bretonen Zartes, die Engländer Schauerliches, die Deutschen Süßes und Tiefes gesungen, klingt in seinen Dichtungen wieder, und wem unter den Neuern steht er nach? Von Lessing hat er den feinen Spott und Sarkasmus, von Göthe die warme lebendige Darstellung der Natur und Menschen, von Schiller das Hohe, Edle, Ideale, von Jean Paul die bunte überströmende Phantasie. Er hat aber mehr als sie alle, ein Gemüth und Talent, das ohne alle fremde Beimischung die deutsche Eigenthümlichkeit in ihrer ganzen Tiefe und im weitesten Umfang erfüllt und offenbart.

Unter den Dichtern, welche Tieck in der Richtung nach der mittelalterlichen Poesie gefolgt sind, steht ihm Arnim zunächst, dessen beinah völlig vergessenes dramatisches Gedicht « Halle und Jerusalem » wohl nur in der Form, nicht aber an zartem und tiefem Sinn hinter den Werken seines großen Vorgängers zurücksteht. Auf keinen Fall hat dieser Dichter die Undankbarkeit verdient, mit welcher man seine Werke weniger aufgenommen, als verschmäht und vergessen hat.

Fouqué war der Mann, durch welchen das Bestreben Tieck's erst Popularität erhielt. Es pflegt immer so zu gehn, daß man das Tiefe erst verflachen muß, wenn es den Kurzsichtigen bemerklich wer-

den soll. Die Grundlage der meisten Dichtungen Fouqué's ist allerdings der romantische Goldgrund des Mittelalters, und Glaube, Liebe, Ehre sind die Hauptfarben in allen seinen Gemälden. Er geht aber vom innern Geist schon mehr auf das Äußerliche, auf das Costum des Mittelalters über. Richtige und tiefe Auffassung der Charaktere gilt ihm schon weit weniger, als genaue und umständliche Zeichnung der Sitten und Trachten. Diese Vorliebe artet leicht in Kinderei aus. Sie verbietet ihm, das Alterthümliche auch auf die neuere Zeit überzutragen. Er sieht sich selbst gern als einen Sprößling der alten ritterlichen Barone an und affectirt, wo er nur von sich selbst spricht, die alte Rittermäßigkeit. So erhalten auch alle seine Darstellungen moderner Adelsfamilien und Officiere einen alterthümlichen Anstrich, und somit unwillkürlich etwas von Don Quixote. Auf der andern Seite trägt er aber auch viel Modernes auf seine Darstellungen des Mittelalters über. Wie seine Officiere Ritter seyn sollen, so haben auch seine Ritter etwas von dem Wesen der modernen Officiere an sich, etwas Garnisonsmäßiges, Ziererei, Lust an Putz, Selbstgefälligkeit, Koketterie mit den Waffen, Pferden und Hunden. Er selbst ist zu sehr in dieser niedlichen Pedanterei befangen, um den Contrast derselben mit dem alten Ritterthum zu begreifen. Eben so verfehlt er den Ton der alten Galanterie und überhaupt die ganze alte Redeweise. Wenn seine Helden, auch [illegible] mittelalterlich handeln, so sprechen

sie doch nicht so. Ihre süßliche,
hat nicht das Mindeste mit de
chen, warmen und kräftigen
gemein, und die alterthümliche
dungen und Redensarten, d
bedient, sind nur eine Hülle
halt, und enthalten so wenig
alters, als die Vossischen
Styls den Geist des Antik
mer, die wieder Fouqué
nicht werth.

Die fünfte und letzte
tischen sucht das Wunder
Sie hängt mehr oder wer
tungen zusammen, da,
Vordergrunde der Dicht
und Volk immer den Hi
selben bildet. Insbeson
allen unterschieden, so
zu ihrem Gegenstande
chen Eigenheiten, die
verschwinden, gerade
sie stellt den Menschen
idealen Humanität,
gilt das Individuum
Gattung, eines best

Diese Poesie i
worden, ohne daß
gegeben zu haben

humanen, idealisirenden Poesie versteckt oder gänzlich unbekannt. Man wählte zwar Menschen und Begebenheiten aus allen Nationen zu den Darstellungen in Schauspielen und Romanen, doch unterwarf man sie einer allgemeinen Norm. Man wollte Menschen darstellen, und das Costum war nur eine unbedeutende Nebenzierde oder wurde gänzlich vernachlässigt. Bei Lessing und Wieland ist diese Unterordnung noch unverkennbar. Erst Herder machte auf die poetische Tiefe im Volksthum, im Naturell der Nationen aufmerksam. Zwar wird das ganze Streben dieses großen Mannes durch die reinste und echteste Humanität bezeichnet, und er suchte auch in den Völkern immer nur den Menschen, aber er füllte die Kluft aus, die bisher zwischen dem wirklichen und nationalisirten Menschen und zwischen dem Abstraktum eines idealen Menschen bestanden hatte. Er arbeitete jener freimaurerischen Ansicht, die den Menschen von der Nation, dem Zeitalter und der Natur losreißen und als Glied einer höhern allgemeinen Gesellschaft hinstellen will, mit der weit natürlichern Ansicht entgegen, daß die Humanität ihren Entwicklungsgang nur innerhalb der Nationalität und des Volksnaturells, wie der Saft im Baume nehmen könne.

Die Humanität hat nothwendig zwei oberste Richtungen. Die eine führt in die Höhe; sie sucht das Ideal, das Ziel im Wahren, Schönen und Guten, denn nur in diesem Ideal oder in dem Streben darnach ist das einige Band um die Menschheit geschlun-

gen. Die andre Richtung fährt in die Weite; sie sucht überall, in der Tiefe der Menschenbrust, in der Natur, in der Geschichte, bei allen Nationen jenes Ideal, und verbindet durch dasselbe alles Getrennte.

Herder's Genius nahm beide Richtungen vollkommen in sich auf. Er war aber eben deßhalb nicht blos Dichter; er war Mensch im reinsten Sinn, Bürger, Philosoph und Dichter. Die Poesie im engern Sinn galt ihm nicht blos als einem produktiven Dichter, er suchte sie auch bei allen andern Nationen auf und vermittelte sie dem Bedürfniß seiner Landsleute. Dabei galt ihm auf gleiche Weise die Philosophie und das praktische Leben, und er war ein Bekenner des Wahren und Guten, wie des Schönen. Wer aber in dieser Harmonie die höchsten Ideale für die höchsten Äußerungen der menschlichen Seele als eine Gottheit in dreifacher Erscheinung verehrt, ihnen die Flammen seines Herzens auf einem Altar lodern läßt, dessen ganzes Wessen muß von Poesie durchdrungen, muß selbst Poesie seyn. Eine solche Vereinigung ist nur im poetischen Gemüthe möglich. Der Urquell aller dieser Richtungen und Bestrebungen, der Urquell einer so allumfassenden Sehnsucht und Liebe ist nur das Herz. Wie in ihrem innersten Lebensprincip für sich, so in ihrer Erscheinung für andre ist sie poetisch. Darum hat Jean Paul, Herder's innigster Verehrer, den kurzen und treffenden Ausspruch gethan: er war mehr ein Gedicht, als ein Dichter.



Die große Wirkung, die Herder's Schriften auf die Deutschen gemacht, wird seinem Genius im Ganzen verdankt, nicht einzelnen dichterischen Schöpfungen.

Was Herder mit dem Ausdruck Humanität, als das Ziel seines ganzen Strebens sich bezeichnet, war die Blüthenkrone alles Menschlichen, das Ideale, Reine, Edle, Schöne, zu dem alle Zeiten und Völker, alle Institute führen sollen, für dessen Erreichung die Menschheit zu leben, das ihren Fortschritt zu bedingen scheint. Er sah in der Welt ein organisches Ganze, eine Pflanze, die in ihrer fortschreitenden Entwicklung jene Blüthe des Edlen und Schönen tragen soll. Entwicklung, Evolution war ihm das Wesen der Welt, kein Stillstand, kein Zwiespalt ohne höhere Bindung. In dieser Anschauung eines lebendigen Werdens der Welt, ihres Wachsthums, ihrer Veredlung, ging seine Philosophie der von Schelling voran, die eben durch diese Anerkennung der Evolution ihren Vorzug errungen.

Er sah alle Individuen und Völker nur als die Materie, alle Lebenskreise und Institutionen nur als die Form an, in welcher jene Evolution verwirklicht wird. Er verband sie durch dieselbe alle in einem Geist und Leben. Seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit zeigen uns seinen Genius im weitesten Umfang und umfassen der Anlage nach alle seine Ansichten und Richtungen. Aber die Ausführung konnte diesem Plane nicht genügen. Keine Form wäre derselben gewachsen gewesen. Er fühlte

und wohl bezeichnete das Fragmentarische im Titel, und überließ es dem richtigen Takt der Mit- und Nachwelt, alle seine übrigen Schriften als Anhänge oder verzögerte Fragmente dieses Werks anzuerkennen.

Er begann sein großes Gemälde von der Entwicklung der Welt mit der Darstellung der physischen Welt als eines Werdenden. Wir dürfen nicht verkennen, daß er dadurch eine höchst poetische Wirkung auf sein Zeitalter hervorgebracht, und nicht minder die Wissenschaft, wenigstens ihre Methodik gefördert. Ein großes lebendiges Gemälde der Natur, das auch dem Profanen verständlich und eindringlich gewesen wäre, fehlte den Deutschen bisher. Die umfassende Kürze des Ganzen, das Entwickeln des Einzelnen im Einzelnen verschwistert sich hier zum glänzendsten Effect. Wenn andere das All der Natur uns als ein mechanisches Räderwerk kalt construirten, hauchte er ihm ein organisches Leben ein und weckte das warme Gefühl dafür in jeder Brust. Wenn andere die einzelnen Erscheinungen der Natur wohl numerirt und classificirt uns hintereinander an den Fingern abgezählt, ließ er sie alle als Glieder eines Organismus erscheinen und hob jede durch ihre natürliche Stellung. Der Stein erschien nicht in der Baumwolle des Mineralienkabinets, sondern im lebendigen Schooß der Erde, da er gewachsen; die Pflanze nicht welk im Herbarium, sondern frisch auf der [illegible] Bergesham [illegible] der feuchten

Wurzel mit dem Erdgeruch; das Thier nicht ausgestopft oder im Käfig, sondern in der Freiheit des Waldes und des Feldes, der Luft und der Gewässer; das Auge nicht im Ringe, sondern im schönen Angesicht; der Mensch nicht in der Einsamkeit des Studierzimmers, sondern wie Adam unter den Kreaturen der ersten Schöpfungstage, wie Cäsar unter Menschen, wie Christus im Himmel.

Über der Natur erhaben, aber nur wie die Blüthe über dem Stengel, und von dem gleichen Leben durchdrungen, erschien ihm die sittliche Welt. Dasselbe Werden und Entwickeln, nur auf höherer Stufe, galt ihm auch in dieser höhern Natur, und er sprach die große Ansicht aus, daß das Leben des einzelnen Menschen und das Leben der ganzen Menschheit gleichen Gesetzen der Evolution unterworfen sey. Er stellte eine Vernunft der Menschheit der Vernunft des Menschen an die Seite. Jene von einer ewigen Vorsehung im Völkerleben unmittelbar gelenkt, diese dem Menschen als göttliches Erbtheil mitgegeben und nur Ausfluß der höchsten einen Weltvernunft, streben beide ineinander wirkend zu dem höchsten Ziele der Veredlung des menschlichen Geschlechts, zur Verschönerung des menschlichen Lebens. Dahin blühen alle Kräfte der Menschheit aus. Von diesem erhabenen Sinne geleitet, forschte Herder in den Tiefen der menschlichen Seele, verfolgte er die Entwicklung des Privatlebens, der Sitten, der Erziehung, der Staa-[illegible] der Religionen, der Wissenschaften und Künste,

die Geschichte der Institutionen, der Völker und der ganzen Menschheit, und zeigte überall die gleiche Richtung, das eine Lebensprincip. Alles Einzelne galt ihm nur als Glied des Ganzen. Seine zahlreichen fragmentarischen Schriften beschäftigen sich immer mehr, die Verbindung der einzelnen Erscheinungen im menschlichen Leben zu zeigen, als ihre Besonderheit.

Unter die Schriften, worin er das allgemeine menschliche ohne Rücksicht auf besondre Völker zum Gegenstande seiner Betrachtung macht, zeichnet sich nach den Ideen hauptsächlich die Metakritik für Philosophie, die Kalliope für Ästhetik aus. Engere Kreise ziehen sich die Schriften über die Bibel, über Politik, Erziehung und Sitte, womit sich vorzüglich seine zahlreichen kleinern Aufsätze und Fragmente beschäftigen. In der Adrastea hat er, ein Kind seiner Zeit, sich gedrungen gefühlt, der neuern Geschichte eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Alle diese Werke zeichnen sich, wie durch die tiefe Wahrheit und Reinheit der unmittelbaren Anschauung, so vorzüglich dadurch aus, daß sie nie etwas vereinzeltes sind, nie ein unbefriedigtes Gefühl übrig lassen, sondern sich stets auf eine große harmonische Weltanschauung beziehen, und uns im Einzelnen das Ganze erblicken lassen, so wie sie vereint erst das Ganze bilden.

Herder's erhabener Genius blieb aber nicht dabei stehn, die Entwicklung der Seelenkräfte, wie sie in den einzelnen Menschen liegen, [illegible] endung der B[illegible] [illegible]gen,



Einzelnen bringen können. Er erkannte vielmehr, daß eine noch höhere Entwicklung in der Verschiedenheit der Naturen, so der Völker, so der Individuen, erreicht wird. Hierin schien ihm die höchste und letzte Form zu liegen, welcher der Entwicklungsgang der Menschheit sich unterwirft, und darum war die Würdigung derselben auch die Krone seines Systems. In der Nationalität erkannte Herder die Wiege einer noch höhern Ausbildung, als sie den Menschen an sich zu erreichen möglich wäre, die Wiege der höchsten aber war ihm die Verschiedenheit der menschlichen Natur. Wie er die sittliche Welt der Menschen über die Natur stellte, so das gebildete, humane Volk über das rohe, so den Genius über den Gemeinen. Diese höchste Ansicht stand ihm aber in innigster Verbindung mit seinem ganzen System, und er entwickelte den Geist der Völker nur in seiner Bedeutung für den Geist der Menschheit und der Welt, und den Geist großer Genien nur in der Beziehung wieder auf jene alle.

Dieser letzten Ansicht verdanken wir seine vorzüglichsten Schriften, und das vorzüglichste in allem. Mit einer Wärme, wie sie nur den Deutschen möglich ist, wie sein Beispiel sie den Deutschen zum bewußten Willen und Gesetz gemacht, drang er in das besondre Wesen wie der deutschen, so jeder fremden Nation und ihrer Genien ein, und zeigte, wie in ih[illegible]e duftigsten Blüthen jedes Edlen und Schönen [illegible]brochen. Au[illegible] diesen Blüthen windet

er dem Genius der Menschheit den heiligen Kranz, und verdient, daß wir in ihm den würdigsten Priester desselben verehren. Fern von jeder Eitelkeit, der deutschen Nation eine besondere Ehre zuzuwenden, gewährte er ihr unbewußt die größte, daß ihr Geist in seinem Geiste einer solchen unparteiischen Humanität fähig geworden. Wenn er in seinen Ideen und in andern Schriften zerstreut den Geist der Nationen, wie er in ihrer Geschichte und in ihren Institutionen erschienen ist, immer in Bezug auf die Entwicklung zum Edlen und Schönen, zur Humanität dargestellt hat, so schien es seinem richtigen Takt doch eine besondere Würdigung zu verdienen, diesen Geist in der Poesie der Völker zu beschwören. Daher sammelte er die Stimmen der Völker, eines seiner trefflichsten Werke, darin er die schönsten und eigenthümlichsten Volksgesänge aus allen Weltgegenden her in ein großes Liederbuch der Menschheit vereinigte. Der große Sinn dieser Zusammenstellung und wieder die reiche Mannigfaltigkeit und wunderbare Schönheit des Einzelnen verfehlten ihre Wirkung nicht. Seitdem ward der Poesie selbst an und für sich und in ihrer Beziehung auf das Völkerleben eine höhere Bedeutung zuerkannt oder an ihr erkannt, aus ihr entwickelt. Seitdem ist ein lebendiger Verkehr der lebenden Geister mit den hingeschiedenen durch die ganze Erde angesponnen worden. Zu allen Nationen, in alle Zeiten ist man hinabgestiegen, und hat die verborgenen Schätze gehoben, die Herder mit

Flammen bezeichnet. Aus dem fernen Indien, Persien, Arabien, Palästina, aus dem finnischen und slavischen Norden, aus Scandinavien, Schottland, England, aus Spanien, selbst aus der neuen Welt hat man auf Herders Wink das Gold der Dichtkunst zu einem großen ewig fortwuchernden Hort in der deutschen Literatur zusammengehäuft.

Anfangs wurde der große Strom der auf diese Weise hereinbrechenden romantischen Poesie in das Mittelalter abgeleitet, wie wir vorhin schon gesehen haben. Das eigentliche nationelle Interesse wurde hier mit einem andern vermischt oder ihm aufgeopfert. Nur die Schlegelsche Schule fuhr in Herders Sinn fort, die fremden Nationalitäten uns bekannt zu machen, obwohl mit zu viel Kritik und Gelehrsamkeit. Populär wurde diese Poesie erst seit der Revolution. Damals wurden alle Völker Europas durcheinander geworfen. Man sah fremde Physiognomien und Trachten, und die Liebhaberei am Fremden nahm überhand. Populäre Dichter, wie Kotzebue, machten sich dieß zu Nutzen und in Schauspielen, Romanen und Novellen sahen wir bald die mannigfaltigsten Costume Effect machen. Doch im Dienst des Theatereffects war die Poesie des Nationellen noch nicht frei geworden.

Nur einzelne Dichter waren tiefer in das Physiognomische der Völker eingedrungen, und hatten uns lebendige Gemälde, eigenthümliche Volksnaturen entworfen, so vor allen Göthe, dessen feines Gefühl

für das Naturschöne immer unerreichbar bleibt. Seine zerstreuten Schilderungen von Volksfesten sind schon Muster in der Manier, die jetzt durch Walter Scott so weite Verbreitung erlangt hat. Auch darf der gewagte Versuch, alle nationellen Eigenthümlichkeiten im Mittelalter in ein großes Gemälde zu fassen und durch Contraste zu erheben, in Fouqués Zauberring, nicht vergessen werden, wenn auch die Ausführung selbst die Idee nicht erreicht.

Nachdem bei allen europäischen Völkern in Folge der Zeitereignisse offenbar eine Neigung für das Volksthümliche und Physiognomische herrschend geworden war, trat in England Walter Scott auf, und befriedigte diese Neigung auf die glänzendste Weise, indem er sie zugleich aufklärte, befestigte, erweiterte. Unter den Kindern der Zeit ist immer eins, das sie zum Liebling sich auswählt, und diese Lieblinge wechseln wie die Zeit selbst. Die unsere hat ihre ganze Zärtlichkeit jenem Britten zugewendet, den man noch immer gern den großen Unbekannten nennt, um ihn als den Dalai Lama der Dichter zu bezeichnen. Walter Scott ist aber nicht nur in dem Maaße der Liebling unsrer Zeit, als andere Dichter die Verehrung früherer Zeiten genossen haben, sondern unzweifelhaft in einem weit höhern Maaße. Noch nie ist ein Dichter so allgemein bei allen Nationen der gebildeten Welt, ich will nicht sagen beliebt, nur überhaupt bekannt gew[illegible] als Walter Scott. Der ersten Bekanntschaft [illegible] ist aber

wirklich überall eine gränzenlose Werthschätzung und Vorliebe gefolgt. Nur einzelne Männer haben diesem Strome der Begeisterung sich widersetzt, die große Masse des Publikums ist überall davon fortgerissen worden, und mit Erstaunen sehn wir zum ersten Mal alle noch so verschiedenen Völker in ein und demselben Geschmack übereinstimmen. Noch wichtiger ist der Umstand, daß seine Manier überall nachgeahmt wird, und daß er der Vater einer neuen, die halbe Welt überschwemmenden Literatur geworden ist. Nachahmer hat es immer gegeben, aber so zu Hunderten sind sie doch nie aus allen Winkeln der Erde hervorgeschossen, und noch nie hat ein Dichter oder eine Dichtungsart sich so auffallend vervielfältigt. Man muß bei diesem Romanenkraut, das so leicht in jedem Boden Wurzel faßt und um sich wuchert, unwillkürlich an die Kartoffeln denken, die sich einst aus demselben Lande und auf dieselbe Weise über ganz Europa verbreiteten. Alles baut jetzt die wohlfeile Frucht, und die literarische Ökonomie erlebt eine der größten Katastrophen. Das neue Nahrungsmittel für die Seelen führt zugleich im Geschmack, und ich möchte sagen, in der ganzen Constitution derselben eine eben so große Katastrophe herbei. Kaum hat ein Mensch davon gekostet, so muß er immer wieder kosten, und die verschiedensten Nationen sitzen ohne Neid und Eckel brüderlich an einer Schüssel, und eben so brü[illegible] der Ladendiener, der die Neunkreuzerausgabe [illegible] Elle messen kann, und der tiefsinnigste

Dichter oder Philosoph, wie Tieck und Steffens, die an die neue Zauberwelt den unendlichen Maaßstab des Genies legen. Eine so große und noch immer in der lebhaftesten Crise begriffene Revolution der Literatur und des Geschmacks fordert zum Nachdenken auf, und so häufig man auch schon den Gegenstand besprochen hat, so ist er doch nicht leicht zu erschöpfen.

Die große Vorliebe des Publikums für die neue Manier hat hellsehende Geister doch nicht darüber getäuscht, daß unter der Firma Walter Scott eine unsägliche Menge baarer nüchterner Prosa, ja plumper und schmutziger Unpoesie mit untergelaufen ist. Die nahe Nachbarschaft, in welcher der historische Roman auch mit den niedrigen Regionen des Lebens steht, hat einen Verkehr der gemeinsten Geister mit der Poesie veranlaßt, aus welchem unzählige Mißgeburten, Wechselbälge und Karrikaturen entstanden sind. Walter Scott selbst ist keineswegs frei davon, und auch seine besten Romane haben noch etwas Gedrücktes, Böotisches, dem es an einem gewissen Adel mangelt. Man kann ihn als einen reichen Mann schätzen, aber man verehrt in ihm nichts Heiliges, wie bei Shakspeare oder Schiller. Ludwig Tieck hat in einem Briefe, der in Solgers Nachlaß abgedruckt ist, ein sehr feines Urtheil über ihn ausgesprochen (Thl. I. S. 713): »wie wenig fehlt diesem Meister, um ein Poet zu seyn, und wie ist dieses Wenige, was fehlt, doch mehr als sein ganzes großes Ta-

lent." Um so erfreulicher ist es aber, daß Tieck selbst versucht hat, dieses Wenige zu ergänzen, und wer findet nicht, daß es in seiner walterscottisirenden Novelle, der Aufruhr in den Cevennen, wirklich ergänzt ist? Es fragt sich hier nicht, wie dieser oder jener Dichter den historischen Roman verunstaltet und mißbraucht hat, sondern, was überhaupt in ihm für poetische Anlagen zu Grunde liegen, die dann der eine allerdings mißbrauchen, ein anderer aber auch vollendet ausbilden wird.

Walter Scott hat unläugbar das Verdienst, den historischen Roman als eine eigenthümliche poetische Gattung begründet zu haben, wenn er auch noch nicht das Höchste darin geleistet hat. Zwar gab es schon vor ihm genug historische Romane, aber ihre Tendenz war doch eine andere. Das Geschichtliche war nur Vehikel für gewisse philosophische und moralische Ideen. Man bediente sich der Geschichte, um ideale Charaktere daraus hervorzuheben, oder hineinzutragen, und um sie gleich der Natur zum bloßen Hintergrunde für einzelne Helden- und Familiengruppen zu machen. Die Romantik nahm ein historisches Gewand an, aber das hatte man noch nicht begriffen, daß die Geschichte selbst eingeborne Romantik sey. Man hatte geschichtliche Romane, wie man bürgerliche, ländliche und Familienromane hatte, aber man besaß keine romantische Geschichte. Der Held des Romans war eine historische Person, und hätte eben so gut nur eine gedichtete seyn dürfen, weil es nur

darauf ankam, in ihm irgend ein Ideal auszudrücken. Wunderbare Begebenheiten aus der wirklichen Welt wurden geschildert, aber auch nur, weil sich ein Ideal darauf pfropfen ließ. Überall diente die Geschichte höhern Zwecken, sie wurde nicht selbstständig, wie man ihn selbst wollen von den Dichtern behandelt, man suchte darin nur Stoffe, um sie mit einem fremden Geist zu beleben, nicht den ihr eigenen Geist. Die Historienmalerei war in der italienischen Schule befangen, und idealisirte nur. Die Geschichte lag wie ein großer wilder Garten vor den Dichtern ausgebreitet, aber sie suchten nur hier nach den schönsten Blumen der Unschuld und Tugend, dort nach den heilsamen Kräutern sittlicher Lehren und nach den Riesenstämmen großer Charaktere. Ein Landschwärmer mußte kommen, und unschuldig und naiv an allem sich laben, was in dem großen Garten durcheinander rankte, und dieß war Walter Scott. Er zuerst wendete den sinnigen Blick von den glänzenden Hauptpartien der Geschichte auch auf das unbekanntere Dunkel derselben, und suchte nichts besonders darin, sondern nahm alles, wie es war, und siehe, es war poetisch. Es gibt allerdings eine naive Ansicht der Geschichte, die sie in allen ihren natürlichen Erscheinungen auffassen und den darin waltenden Geist, die stille wunderbare Vegetationskraft der Nationen an und für sich poetisch finden kann und muß, ohne die Poesie von höhern Idealen entlehnen zu dürfen, die nur zu oft diese natürliche

Poesie in den Schatten stellen. Es ist gut und schön, wenn wir uns über die beschränkten Lebenskreise einzelner Zeiten und Völker zum Idealen erheben können, aber die naive, kindliche, gläubige Weltansicht, die in jenem engen Kreise befangen bleibt, die Illusion beschränkter Nationalitäten, Gegenden, Klimate, Kulturstufen und Zeitalter behält ihren hochpoetischen Werth nicht nur für die Befangenen, sondern auch für alle, die darüber stehn, und gleichsam in die Kindheit des Menschengeschlechts zurückblicken.

Das innerste Wesen des historischen Romans ist in etwas ganz anderem zu suchen, als worin die historischen Darstellungen bisher befangen gewesen sind. Im Drama hat man die Geschichte bloß zu einer Probe der menschlichen Kraft, und zur Folie der Ideale gemacht. Im Epos hat man eine göttliche Vorsehung über der Geschichte angenommen, und die Prosa der Wirklichkeit durch Wunder von oben einigermaßen erfrischt und belebt. Dort stand der Mensch frei ausser der Geschichte und ihr kämpfend gegenüber, hier aber fügte die Gottheit die Geschichte ebenfalls von aussen, und behandelte sie als einen todten Stoff. Etwas ganz anderes zeigt uns der historische Roman, in dem Sinne, wie Walter Scott ihn aufgefaßt. Hier ist der Mensch nur ein Product der Geschichte, gleichsam eine Blüthe, die aus ihrer Mitte hervorvegetirt, von ihren Säften genährt, und von ihren geheimen Kräften festgehalten. Aber auch die Gottheit ist nicht [illegible] von dem in der Ge-

schichte still waltenden Naturgeist, schwebt nicht über dem Leben, sondern ist das Leben selbst, wirkt keine Wunder von oben, die sich unterscheiden von dem gemeinen Leben unten, sondern sie wirkt alles nur von innen, und alles, was sie hervorbringt, oder nichts ist ein Wunder. In diesem Sinne kehrt die Poesie gewissermaßen zum ältesten Pantheismus und Elementardienst zurück, und ahnet das Heilige nur in allem, was ist, bildet sich aber keine Götter mehr ausser und über den übrigen Dingen. Bisher war die Poesie der Vielgötterei oder dem Monotheismus zugethan, sofern sie immer nur gewisse Gruppen von ausgezeichneten Menschen und Familien oder auch nur einen einzigen Helden in den Vordergrund stellte. Dagegen ist nun die neue Manier, statt jener Helden ganze Völker, statt einzelner Charaktere die Physiognomie, den Geist und Ton, die Sitten und Eigenthümlichkeiten ganzer Länder und Zeiten, statt einzelner Thaten den Lebensprozeß ganzer Generationen zu schildern, allerdings ein poetischer Pantheismus zu nennen. Man kann diese Poesie aus denselben Gründen auch durch den Charakter des Demokratischen bezeichnen. Der Held im Vordergrunde ist immer der poetische Monarch, und ganze Gruppen im Vordergrunde bilden eine natürliche Aristokratie. Wirklich ist auch das Volk im Hintergrunde immer zu einer sehr erbärmlichen Statistenrolle herabgewürdigt worden. In dem ne[illegible]
man aber herrscht eben dieses T[illegible]

in den Vordergrund sich herausstellt, sind immer nur seine Organe, aus seiner Mitte, aus allen seinen Classen, ja aus seiner Hefe herausgegriffen. Darum sind die Helden aller walterscottisirenden Romane niemals Ideale, sondern nur schlichte Menschen, Repräsentanten einer ganzen Gattung, und sofern ein solcher Held den ganzen Roman zu beherrschen scheint, dient er doch nur als ein Faden, um daran die Länder-, Völker- und Sittengemälde aufzureihen.

Von jeher war das Thema aller Poesie der Mensch, und auch die neue Romanpoesie kann davon nicht abweichen; sie faßt aber den Menschen mehr in der Gattung auf, während er früher mehr in der Individualität aufgefaßt wurde. Ihr Held ist also eigentlich nicht mehr der einzelne Mensch, sondern das Volk. Dadurch wird sie aber eng an die Natur und die wirkliche Geschichte gebunden, denn die Gattung folgt unwandelbar dem stillen Zuge der Natur, nur der Einzelne reißt sich los und strebt nach Idealen. Aus dem Einzelnen kann der Dichter machen, was er will, aber ein Volk muß er nehmen, wie es ist. Hier bleibt ihm nur übrig, das Poetische in der Wirklichkeit zu erkennen, nicht es eigenmächtig zu erschaffen. Wie glücklich man den Menschen idealisirt hat, so ist es doch nie gelungen, die Gattung im Ganzen oder nur ein bestimmtes Volk zu idealisiren. Die Träume von Mustervölkern sind immer sehr leer und [illegible] die Verschönerungen wirklicher Völker [illegible] weizeridyllen eines Clauren, im-

mer sehr albern gewesen. Sobald der Dichter ein Volk schildert, muß er es treu schildern, wie die Natur.

Die Elemente einer solchen Volkspoesie liegen in der Natur vorgezeichnet. Das Volk wurzelt einer Pflanze gleich in einem bestimmten Boden und Clima. Das Land ist die Bedingung seines Charakters wie seiner ganzen Existenz, und bietet dem Dichter zunächst die Gelegenheit dar, mit dem Landschaftmaler zu wetteifern. Hier ist dieser Wetteifer, den man sonst getadelt hat, an seiner rechten Stelle. Allerdings sind die idyllischen Bildchen, welche nur die Absicht haben, Landschaftsgemälde zu geben, gewöhnlich nur Tändeleien, und der Maler übertrifft den Dichter immer, wo dieser nur ihn erreichen will. Anders verhält es sich schon mit jenen großen Naturansichten Humboldts, indem hier ein philosophischer Geist hinzukommt, den der Maler nicht mehr ausdrücken kann, wohl aber der Dichter. Noch mehr aber siegt die Sprache über die Farbe, der Dichter über den Maler, wo es gilt, den historischen Geist einer Gegend zu bezeichnen. Dieser historische Geist, wenn ich mich eines solchen Ausdrucks bedienen darf, ist gewöhnlich das Interessanteste, Reizendste, und das vorzugsweise Poetische in einer Gegend. Er wird ihr gleichsam eingehaucht durch den Geist der Bewohner. Nicht nur das Volk nimmt eine gewisse Eigenthümlichkeit von seinem Boden an, sondern auch dieser von ihm, wenigstens in unsrer Einbildung.

Dadurch unterscheidet sich jeder historische Boden von dem neuentdeckten, noch unbevölkerten; und dadurch unterscheidet sich auch ein bewohntes Land von dem andern weit mehr, als durch seine bloß physischen Eigenschaften. Wir denken uns kein solches Land, ohne zugleich an das Volk, seinen Charakter und seine Geschichte zu denken, und dadurch erst erhält es den romantischen Reiz für uns. Diesen Reiz nun kann niemand besser erwecken, als der Dichter, der nicht bloß die Gegend malt, sondern das Volk und seine Geschichte dazu, der uns in die lebendige Mitte nicht nur der Natur und des Raumes, wie der Maler, sondern auch der Zeit und der Begebenheiten versetzt. Der Dichter hat dabei noch den Vortheil, daß er uns Gegenden höchst interessant macht, die es nie seyn würden, wenn nur ein Maler sie abbildete.

Ein zweites Element bietet der physische Charakter des Volkes selbst dar, die Nationalphysiognomie, die Stammesnatur, das Temperament, worin die Natur eine unerschöpfliche Fülle von interessanten Eigenthümlichkeiten und tiefromantischen Reizen entfaltet. Hier schließt sich dem Dichter ein unermeßliches Feld auf, das noch sehr wenig bebaut worden ist. Gleichsam nur unwillkürlich haben bisher die Dichtungen verschiedener Völker ein nationelles Gepräge getragen. Das Streben der Dichter ging nicht dahin, das Nationelle zu bezeichnen, vielmehr etwas Humanes, allgemein Menschliches davon auszuscheiden. Man kann die unzählbare Masse von Helden,

welche die Poesie seit Jahrtausenden erschaffen hat, besser nach den Classen eines psychologischen Systems, worin ein Normalmensch als Typus des ganzen Geschlechts erscheint, als nach den Fächern der Geographie und Geschichte eintheilen, oder, um mich eines philosophischen Ausdrucks zu bedienen, besser nach der Analyse des Möglichen, als nach der Synthesis des Wirklichen. Die meisten Poesien tragen nur etwas allgemein Menschliches in eine Fabelwelt hinüber, die nirgends existirt, und halten sich nicht an einen wirklichen Ort auf der Erde, an einen wirklichen Zeitraum in der Geschichte. Ihre Helden sind so, wie sie im süßen Traum des Weltverbesserers erscheinen, nicht wie sie das wirkliche Leben zeigt. Es sind die Ideale aller Tugenden oder auch Laster, aller Vollkommenheiten und Genüsse, oder auch Leiden, die menschenmöglich sind, nicht der treue Spiegel dessen, was wirklich ist. Was ist auch wohl natürlicher und unschuldiger, als die Freuden in der Einbildung zu genießen, die uns in der Wirklichkeit fehlen, und was giebt es Höheres für den Menschen, als in der Poesie sich selbst zu idealisiren, zu veredeln und zu vergöttlichen, so lange dieß ihm nicht im Leben selbst gelingt. Die Poesie bezeichnet dem Menschen die Bahn zu jeder Größe, Tugend und Heiligkeit, und er soll nicht verkümmern in gemeiner Gewohnheit des Alltäglichen. Aber gerade je freier sich sein Geist erhebt, desto weniger wird er die Natur und jene ersten heiligen Bande, die uns an das

Wirkliche fesseln, mit einem feindlichen Auge betrachten können. Er wird sich mit der Nothwendigkeit versöhnen, und was ihm darin Anfangs hart, drückend, beengend, klein und gemein erschien, wird sich mit neuen Reizen überkleiden. Das Wirkliche, dem er in das Land der Ideale zu entfliehen gesucht, wird einen stillen und allmächtigen Zauber für ihn gewinnen. Ahnungsvoll wird er in dem Walten der Natur das Heilige wieder zu finden glauben, was er vielleicht in seinen kühnsten Träumen vergeblich gesucht und aufgegeben. Dieß wird ihn auch bald dahin führen, im großen Garten des Lebens alles nach seiner Art interessant zu finden, besonders aber das Ganze in seinem harmonischen Zusammenhange und in seiner reizenden Mannigfaltigkeit. Eine kleine Blume, die er sonst wohl verachtet hat, wird ihm werth werden durch die Bedeutung, die sie im Ganzen hat. So wird er nun das wirkliche Leben der Gegenwart und Vergangenheit, die Menschen und ihr Treiben, wie es wirklich ist, wunderbar anziehend finden, und die Zukunft und ihre Ideale darüber, wenn nicht vergessen, doch nicht mehr allein gelten lassen. Dem Dichter wird es nun gelingen, das bisher so Unscheinbare, das man nicht einmal mitleidswürdig genug fand, um es in einer Idylle oder in einer Posse brauchen zu können, auf eine neue und dankbare Weise für die Poesie zu gewinnen. Er wird den gemeinen Menschen aus dem Volke herausheben können, bloß weil er zu diesem Volke, zu diesem Stande, in

diese Gegend, in diese Zeit gehört, und dieß wird ihm einen romantischen Reiz verleihen, der ausserdem gar keine ausgezeichnete Persönlichkeit voraussetzt. Wir werden in ihm nicht die Person, den Helden, den Schäfer oder die Karrikatur, sondern nur den Repräsentanten seines Volks und seiner Zeit und ihrer Sitten sehn. Der romantische Reiz, den ihm schon diese Physiognomie verleiht, wird durch Contraste noch erhöht, und endlich sehn wir nicht bloß solche Menschen mit verschiedenen Gesichtern, Geberden und Trachten, wie in einer Kinderfibel beisammen, sondern sie leben und handeln in ihrer Zeit, und vergegenwärtigen uns dieselbe in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit. Man hat das Nationelle bisher zu sehr als etwas Zufälliges oder Gleichgültiges behandelt, oder alle Nationen nach einem idealen Muster beurtheilt, und nur das gelten lassen, worin sie einander gleich waren, oder sie gleich machen, mit dem großen Hobel der Kultur und Aufklärung sie planiren wollen. Aber in der Eigenthümlichkeit, Verschiedenheit, Sonderung der Völker liegt schon jenes allgemein Menschliche so wunderbar verborgen, wie in den Farben das Licht, und kann niemals davon geschieden werden. Jeder physischen Verschiedenheit der Völker entspricht ein gewisses Temperament, eine Stimmung, Richtung und Kraft der Seele, und der Inbegriff aller dieser Richt[illegible]hart un[illegible] den unendlichen Reichthu[illegible]es lichen.

—

Hieran knüpft sich das dritte Element, der geistige Charakter des Volks, die Seele desselben. Sie läßt sich schwerer malen, als das Äußere eines Volks, wenn man ihre geheimsten Nuancen verfolgen will, aber was in ihr so unerschöpflich ist, das ist eben die Poesie. Die Nationen sind sich auch beinahe alle gleich in dieser Unergründlichkeit ihres Charakters, in der romantischen Tiefe, die uns den Keim so eigenthümlicher Bildungen verbirgt. Der Dichter findet in jedem Volk etwas Heiliges und Unbegreifliches, was da ist, aber man weiß nicht wie und warum, was so wirklich und natürlich ist, als etwas, aber zugleich so wunderbar. Die Sitten und Institutionen prägen bei weitem noch nicht alles aus, was in der Seele der Völker schlummert, ja die Geschichte selbst läuft daran nur ab, zeigt uns nur wechselnde Momente an einem Beharrenden. Jeden Augenblick schließt die Geschichte den Kreis, und was vergangen ist, kehrt nie wieder, aber im Volkscharakter selbst fließt ewig die Quelle neuer Bildungen aus unergründlicher Tiefe hervor. Die neuern Griechen geben uns das schönste und augenfälligste Beispiel dessen, was Nationalität, eingeborne, unverwüstliche Volksnatur und Volksgemüth ist. Es läßt sich zwar nicht läugnen, daß ein Überblick über die Völker der Erde dem Menschenfreunde manchen traurigen Anblick [illegible] her auf der andern Seite findet sich auch [illegible] des Hohe, Herrliche auf Erden» an [illegible] jung[illegible] seyn edler Völker-

endlichen Fülle von Bildern und Empfindungen sättigt. Aus dem ganzen Umkreis des Entfernten und Vergangenen wählt nun der Dichter helle zusammenhängende Bilder aus, und stellt sie uns in einem gefälligen Rahmen vor die Augen. Wir blicken in die fremde Gegenwart hinein, in eine andere Welt, in der doch alles so natürlich ist, als ob es noch lebte, und dies ist das Epos des historischen Romans. Endlich führt der Dichter verschiedene Nationen zusammen, und wählt dazu Momente der Geschichte, in welchen sie wirklich in lebhaften Conflikt gekommen sind. Hier hebt sich jede Eigenthümlichkeit durch den Contrast, und die Reibung ruft die höchste Thätigkeit des Nationalgeistes hervor. In Kriegen und Revolutionen spielen und glühen alle Farben durcheinander, schärft sich die Physiognomie, erwachen die schlummernden Kräfte und offenbaren in großen Leidenschaften, was im Gemüth der Völker zu Grunde liegt. Das ist das Dramatische des historischen Romans und seine Vollendung.

Ziehen wir alles dies in Betrachtung, so ergibt sich, daß es immer nur das Volk ist, was als der eigentliche Held des historischen Romans betrachtet werden muß. Davon hängt nun auch das Gesetz ab, daß der Dichter sich einer möglichst objectiven Darstellung befleißige, denn wenn es ihm vergönnt ist, einem Menschen seine G[illegible] Em[illegible]
unterzulegen, so kann [illegible]
oder dessen Repräsenta[illegible]

muß treu nach der Wahrheit geschildert werden, und der Dichter darf sich nie erlauben, seine Geschichte willkürlich zu entstellen. Wir finden dergleichen Entstellungen in mehreren Romanen. Gewisse Dichter tragen die Interessen, Gesinnungen und Parteiansichten der gegenwärtigen Zeit in die Vergangenheit hinüber, und dies ist eine poetische Sünde. Jede Zeit hat ihre eigene Poesie und sie darf nicht verfälscht werden. Dem Dichter steht eine zweite phantastische Welt offen, dahin kann er alles verpflanzen, was er erfindet, aber auf dem Boden der Wirklichkeit muß er die Poesie so lassen, wie sie demselben schon von Natur eingepflanzt ist.

Außerdem hat der Dichter noch zwei Extreme zu vermeiden, wenn er die Poesie der Völker charakteristisch bezeichnen will. Er muß ein zu Hohes und ein zu Niederes scheuen. Zu hoch sind gewisse Helden der Geschichte, die gleichsam aus dem Kreise der Nation heraustreten, in denen der Genius der ganzen Menschheit waltet, deren überwiegende Kraft die Bande der Gewöhnung, des Ländlichen und Sittlichen zerreißt. Solche Helden ziehen, wo sie erscheinen, alle Augen allein auf sich, und das Volk tritt in den dunkeln Hintergrund. Wer also das Volk schildern will, muß es in seiner Mitte, nicht in solchen ausschweifenden Höhenpunkten ergreifen. Aber [illegible]t auch eine zu niedrige Sphäre, in der man [illegible]falls nicht vorzugsweise auffassen darf, ohne [illegible] zu verkenn[illegible] Dann malt der Dichter nur

nur ein Tasso und Dichter zu jener höchsten Höhe des Menschen, wo es ins Sinnen- und Phantasie-lage übergeht.

Ich kann nicht umhin, noch zwei andere Extreme zu rügen, in welche die romantische Schule häufig verfallen ist. Gewisse Dichter verweilen gar zu ausschließlich bei dem Darstellen der Localitäten, der Sitten und des Costume, und geben das, was man in der Malerei Stillleben nennt; das ist aber keine wahre Poesie, und verbirgt schlecht den Mangel an lebendiger Darstellung des Seelenlebens. Auf der andern Seite hat man denselben Mangel durch abenteuerliche Fratzen zu ersetzen gesucht, und Walter Scott selbst hat darin den Ton angegeben.

Fragen wir nun zuletzt noch, in welcher Weise die neuen Romane mit dem Zeitgeist übereinstimmen, und woher es komme, daß sie gerade jetzt und so allgemein beliebt werden, so wird sich uns bald entdecken, daß hier nicht blos von einem flüchtigen Rausch der Mode die Rede sey. Vielmehr greift diese poetische Gattung tief in das Wesen der Zeit ein, und ist eine ungewöhnliche und nothwendige Erscheinung, ein ächtes und nothwendiges Erzeugniß des neuen Kulturzustandes, ganz ungleich jenen Romanen oder Manieren, mit denen man bisher ein wechselndes und tändelndes Spiel getrieben hat.

Niemand zweifelt länger, daß die Richtung des gegenwärtigen Zeitalters eine wesentlich [illegible] und politische ist. Di[illegible] auf die [illegible]

üben, und wer kann ihn in den historischen Romanen verkennen? Man irrt sich, wenn man befürchtet, die praktische Richtung der lebenden Generation laufe der Poesie schnurstraks entgegen; sie reißt sie vielmehr mit sich fort, wie alles andere. Wenn man auch in unserer bewegten politischen Zeit nicht mehr mit rechter Lust und Muße die alten poetischen Ergötzungen forttreiben kann, so bieten sich uns doch andere dar, die mehr in diese Zeit passen. Da noch alles um uns her so friedlich war, konnten wir auch mit all unserer Poesie gleichsam in der Familie leben. Jetzt ist es anders geworden. Wie wir selbst aus dem Schooße des Friedens und der Familie auf die große politische Laufbahn fortgerissen worden, so hat auch unsere Poesie den Kreis erweitert. Das zärtliche Paar, um das sich bisher fast alle Poesie gedreht, ist zu einem Volk erwachsen. Unsre poetischen Helden haben sich im Volk verloren, wie die wirklichen. Sind alle großen Männer der Zeit, selbst der größte, unter den Völkerriesen erlegen, die aus dem alten Schlummer erwachen, wie sollte die Poesie dem Geist der Völker nicht auch huldigen? Wir haben diesen Geist über die Weltbühne schreiten sehn, mit eignen Augen haben wir Revolutionen, Völkerzüge, wunderbare Verhängnisse, ungeheure Thaten und Leiden gesehn; und wie klein erscheint gegen diese große Wirklichkeit alles, was wir bisher im stillen Familienkreise gedichtet und geträumt! Soll sich nun [Po]esie nicht schämen, so muß sie der Geschichte

[illegible]

[illegible] Romantik, wie die Politik. [illegible] Romane repräsentiren das Volk, [illegible] der Monarchie oder [illegible]. [illegible] ist natürlich. [illegible] Verfassungen und die neuen Romane [illegible], welche die Völker [illegible].

[illegible] der historische Roman in einem [illegible] zur Geschichtschreibung, und [illegible] das [illegible] oder nur das [illegible]. [illegible] die strenge Geschichte dagegen [illegible] von jenem Reiz, auffaßt, [illegible] immer der nämliche. Wirklich [illegible] der Specialgeschichte [illegible] in einander [illegible] ist bereits so angewachsen, [illegible] in ihren wichtigen [illegible]. Das Detail müssen [illegible] nicht mehr [illegible] Darstellung [illegible]

fügen. Die Sammlungen in hundert und mehr Quartbänden, welche die Weltgeschichte im Detail behandeln, und ungern einen assyrischen König oder deutschen Kurfürsten auslassen, sind wegen ihrer monströsen Unbehülflichkeit mit Recht aus der Mode gekommen. Man sucht das Wichtigste der Weltgeschichte in gedrängtem Zusammenhange zu begreifen, und das Einzelne gleich Bildern in kleine Rahmen zu fassen, in Biographien, Sittengemälden, Memoires. Dies sind allein die Formen, in welchen man das auf eine befriedigende Weise schildern kann, was die Geschichte ganzer Zeiten und Völker oder gar des ganzen Menschengeschlechts unbeachtet lassen muß. Wer den Gang der Geschichte im Großen verfolgt, kann sein Interesse nicht endlos zersplittern; dem Interesse für das Einzelne wird aber vollkommen Genüge geleistet, wenn wir den höhern Standpunkt verlassen, und uns nur in einen Moment der Geschichte, in eine bestimmte Gegend und in den Gesichtskreis eines oder weniger Menschen versetzen. Hier geht nun aber die Specialgeschichte unmittelbar in den Roman über. Es ist wenig Unterschied, ob der Biograph die Wirklichkeit in allen ihren reizenden, romanhaften Einzelheiten schildert, oder ob der Romandichter sein Werk dem Geist und Ton eines bestimmten Zeitalters genau anpaßt. Ist nicht ein gewöhnlicher Liebeshandel oder irgend eine philosophische Idee der Zweck des Dichters, will er nur den alterthümlichen Geist, die Er[illegible] an vergangene Tage heraufbeschwören, und

sucht er den Ruhm darin, der Natur und Wirklichkeit treu zu bleiben, so reiht er sich wirklich an den Historiker an. Der Roman ist sodann nur eine freiere Form der Geschichtschreibung, aber eine Form, worin sich der Geist der Geschichte oft treuer spiegelt, als in bloßen trocknen Berichten. In gewissen altfranzösischen und altenglischen Romanen werden wir besser über die Sitten der Zeit und über die Physiognomie der Nation unterrichtet, als in irgend einem Historiker; oder denken wir an Cervantes Novellen, welcher spanische Geschichtschreiber hat uns so lebendig in die Mitte jener Zeit und Lokalität versetzt? Man darf also wohl behaupten, daß der Historiker nicht unrecht thut, wenn er den Romanschreiber zu Hülfe ruft. Dies ist in der neuen Zeit um so nöthiger, als in derselben der Stoff der Geschichte unermeßlich zugenommen hat, und vom Standpunkt des Romandichters, Biographen und Memoiristen aus allein in seiner Vielseitigkeit genügend aufgefaßt werden kann. Seit der Reformation ist die Geschichte immer verwickelter geworden, der Geschichtschreiber kann sich nur an den Gang der Hauptbegebenheiten halten, die unzählbaren kleinen Episoden, worin das Einzelne zu beleuchten ist, muß er den Biographen und vorzüglich den Romanschriftstellern überlassen, die solche kleine Detailgemälde in den schicklichsten Rahmen zu fassen wissen, und in deren Werken die Nachwelt sich das Verga[illegible] lebendiger ver[illegible]igen wird, als in uns[illegible]en.

Aus allem bisher Gesagten erhellt nun wohl von selbst, warum der historische Roman gerade in unsrer Zeit und so allgemein und bei allen gebildeten Völkern übereinstimmend kultivirt wird. Obgleich die Engländer den Ton angegeben haben, so versteht ihn doch nicht blos das englische, sondern jedes Ohr. Den Engländern gebührte der Vorgang, weil sie von jeher auf Nationalität besser gehalten haben, als andre Völker. Es ist aber hier nicht von englischer Volkspoesie die Rede, sondern von Volkspoesie überhaupt. Man ahmt in Walter Scott nicht den Engländer, sondern den Dichter der Vergangenheit nach, und jede Nation hat die ihrige. Darum haben gegen Walter Scott alle die nationellen Vorurtheile geschwiegen, die sich sonst so laut gegen andre fremde Dichter geltend gemacht haben. Walter Scott's Manier ist überall nationell, wo eine Nation sich selber fühlt und begreift, und nur aus solchen Ländern vernehmen wir kein Echo seiner Stimme, in denen das Volk unter despotischem Druck noch schläft, noch nichts von sich selber weiß. —

Wir wenden uns nun zur **modernen Poesie**, die wir oben als die dritte Hauptgattung und Schule unsrer Poesie von der antiken und romantischen unterschieden haben. Das charakteristische Unterscheidungszeichen derselben ist, daß sie sich lediglich an die Gegenwart hält, und nur die heutigen Menschen [illegible]re Verhältnisse schildert. Sie stellt die Gegen[illegible]m Alterthum und Mittelalter, die wirkliche

und Satyriker sind, welche das moderne Leben ironisiren oder verspotten. Das eben hat unserm Humor eine so große Bedeutung gegeben, daß er unser ganzes gegenwärtiges Daseyn bemitleidet oder verachtet, während die ältern Satyriker nur einzelne Schlechtigkeiten geißelten.

Wir unterscheiden nun wesentlich dreierlei Gattungen der modernen Poesie, eine didaktische oder psychologische, eine sentimentale und eine humoristische. Man schildert das moderne Leben, um Belehrungen daraus zu schöpfen, oder um sich mit selbstgefälliger Sentimentalität daran zu ergötzen, oder um es zu ironisiren.

Die älteste dieser Gattungen war die didaktische. Man entwarf Sittengemälde, moralische Erzählungen, um entweder die Sittengesetze durch den Reiz der modernen Darstellung zu empfehlen, oder diesen Darstellungen durch einen moralischen Reiz Eingang zu verschaffen. Es hielt in der That schwer, Schilderungen aus dem gemeinen Leben der Gegenwart in die Poesie zu bringen, die man für *viel zu* vornehm dazu hielt. Man wollte auf der Bühne wie in den Romanen nur Götter und Helden oder Schäfer, nicht aber gewöhnliche neumodische Menschen sehn. Die Engländer waren sowohl von Natur als durch ihren großen Shakespeare solchen Vorurtheilen entgegen. Sie verwarfen den französischen Geschmack, der sich auch bei [illegible] besonders du[illegible] [illegible] eingedrungen, und ke[illegible] eignen N[illegible] Nur

verfielen sie in die protestantische und moralische Niederländerei und die ersten modernen Romane, die sie einführten, waren sehr langweilig und pedantisch, wie die Zeit selbst, und noch unerträglicher durch den theologischen und moralischen Beischmack. Das Beispiel der Engländer feuerte auch die Deutschen an, Sittengemälde im Gewande der Zeit zu entwerfen, und namentlich setzte der Prediger Hermes der englischen Clarissa seine preußische Sophie an die Seite. Auch auf die Bühne kamen Sittengemälde, die man Lustspiele nannte. Anfangs hatten diese modernen Darstellungen einen ganz moralischen Charakter und einen ganz englischen Zuschnitt. Nur dadurch verschafften sie sich Eingang. Nachdem man sich aber einmal an die Erscheinungen der alltäglichen Welt in Romanen und Schauspielen gewöhnt hatte, fand man bald Gefallen daran. Von den moralischen Gemälden gieng man sofort zu psychologischen über, wie man in der Philosophie den gleichen Weg nahm. Der Wolfischen Zeit gehörte noch der moralisirende Hermes an. Die psychologischen Romane und Schauspiele schlossen sich an die Kantische Periode.

Jene didaktische Poesie zerfällt also in eine moralische und psychologische. Die moralische war die erste, hat sich aber auch noch bis auf heute fortgepflanzt. Man hat lange darüber gestritten, ob nicht überhaupt die Poesie nur ein Mittel sey, die Sittlichkeit zu befördern, und man hat deßfalls in allem das Theater der Kanzel an die Seite gesetzt

und die moralischen Erzählungen den Predigten, ja der Hermes' Roman. Stilling und andern war der Roman wirklich nur Predigten oder wenigstens sehr ähnlichen Kanzelmomenten durchflochten, dasselbe findet auch jetzt häufig statt. z. B. in dem Roman: Wald und [illegible]. Die psychologischen Schilderungen begannen mit Stilling und verbreiteten sich vorzüglich in [illegible] in der Form theils der Lust- und Trauerspiele theils der Romane. Sie gingen aus dem Bestreben hervor, die Natur in ihren feinsten Falten zu beobachten. Der herrschender Grundsatz war derjenige des Batteux, daß die Poesie die Natur vollkommen treu nachahmen müsse. Die Wahrheit war das Kriterium ihres poetischen Werthes. Unter den Romanschreibern bildeten Müller z. B. in seinem Siegfried von Lindenberg, unter den Dramatikern vorzüglich Schröder diese Gattung aus. Das Höchste hat Göthe darin geleistet, besonders im Werther, im Wilhelm Meister und in den Wahlverwandtschaften, obgleich diese Dichtungen nur zum Theil dem psychologischen Interesse angehören, und wesentlich zu der sentimentalen Gattung gerechnet werden müssen. In den jüngsten Zeiten haben sich besonders Weiber auf die psychologischen Schilderungen eingelassen, während die Männer sich auf den historischen Roman in der Manier Walter Scotts geworfen haben. Doch diese Damenromane sind wie die Geschichten(?), mit denen sie sich gemeldet haben, mehr sentimental, als psychologisch. An die psychologischen Schilderungen ist pro-

ischen Gewande haben sich politische, pädagogische, philosophische rc. angereiht. Alle Meinungen der Zeit sind auf der Bühne oder in Romanen abgehandelt worden. Jede Art von Didaktik hat ein poetisches Gewand geborgt, sich eindringlicher zu machen.

Jene didaktische Poesie hat mehr wissenschaftlichen als poetischen Werth. Dagegen hat die sentimentale Darstellung des heutigen Lebens nur einen poetischen, oder gar keinen. Ihr Zweck ist, das Wirkliche und Gegenwärtige als etwas Reizendes und Gefälliges darzustellen. Diese Art von Poesie behauptet einen großen Vorzug vor den antiken und romantischen Nachbildungen des vergangnen Lebens. Diese können nämlich immer nur auf eine subjective Schönheit Anspruch machen, nie vollkommen auf eine objective. Sie können das vergangne Leben nie ganz treu copiren, nie rein objectiv darstellen, sie haben das Object nicht vor Augen, nur in ihrer subjectiven Vorstellung, und müssen ihm mehr die Reize ihrer Phantasie und ihrer Empfindungen leihen, als sie sich auf die ihm eigenthümlichen Reize in reiner Copirung beschränken können. Die moderne Poesie dagegen kann vollkommen objectivisiren, sie hat ihr Original vor Augen, sie copirt das Wirkliche und braucht von der Phantasie und dem Gefühl keinen Reiz zu borgen, um ihr Gemälde anziehender zu machen. Ihr kommt jeder Vorzug der objectiven Wahrheit zu. Wenn man aber das Schöne nur in den Gränzen der Natur, der objectiven Wahrheit, dar-



Zuerst ist es die Schwäche, die wir in der poetischen Darstellung beschönigen. Jede nur erdenkliche Charakschwäche, Unbehülflichkeit und Erbärmlichkeit der geistigen Hämlinge unsrer Zeit, wird in Schauspielen und Romanen bemäntelt, oder gar als das einzig Ziemliche gepriesen. Die jämmerlichsten Romanhelden werden von den Dichtern für die vortrefflichsten, edelsten und musterhaftesten Personen nicht nur ausgegeben, sondern sogar gehalten. Schwäche ist, wenn kein Laster, doch die Wurzel des Lasters und der nationellen Schande, und wer sie beschönigt und die Nerven der Jugend durch die weichliche Speise erschlaffen macht, verdient keine beßre Schonung, als wer absichtlich die gesunden Seelen vergiftet. In jenen sentimentalen Dichtungen werden Helden und Muster aufgestellt, die fast immer nur die Portraits ihrer jämmerlichen Urheber sind, moderne Schwächlinge, aufgesteift mit etwas Moral oder Vorurtheilen. Aus bloßem Mangel an Helden haben sehr viele Dichter in die antike und romantische Welt flüchten müssen. In der unsrigen, gegenwärtigen sind sie so rar, daß man zu allen möglichen theatralischen Mitteln greifen muß, Wechselbälge herauszustutzen, um wenigstens die Lücke derselben auszufüllen. Die wahren Helden der neuern Zeit, wie Napoleon, passen nicht recht in die Poesie, und die Poesie paßt nicht in jene Surrogate von Helden und Heldinnen, die der T[illegible] Ball, der Parade oder den Groß- v[illegible] Kinderstuben entnommen sind. Das

Schwächliche in diesen Helden ist ihr air de famille, der Grundzug ihres Charakters. Wir unterscheiden aber wesentlich zwei Gattungen derselben, die weichen, süßen, gutmüthigen Tugendspiegel, und die sich spreitzenden, Freiheit und Genialität und Kraft forcirenden Rigoristen.

Die erstgenannte Gattung umfaßt die Werther und Siegwarte, die treuen Schäfer, die thränenreichen Jünglinge, die mondsüchtigen Mädchen, die ganze Sippschaft der Empfindsamen; ferner die guten Väter und Mütter, die wohlerzogne stille Familie, das hausbackne Philisterthum, den fleißigen Geschäftsmann, den reichen wohlthätigen Onkel, den gefühlvollen herablassenden Prinzen und Grafen, den verkannten und gerechtfertigten Staatsdiener ꝛc. Welche Gutmüthigkeit auch alle diese Leute auszeichnen mag, sie wird unerträglich durch die Bornirtheit, durch die Vorurtheile, durch den falschen Jammer und durch die Gemeinheit, auf welchen sie gegründet ist. Ihr Charakter ist Schwäche, Nachgiebigkeit gegen das lächerlichste Vorurtheil, Genügsamkeit mit dem Unleidlichen, Prahlerei mit dem Alltäglichen. Die leidende Tugend dieser Helden und Heldinnen besteht gewöhnlich in einem empfindsamen Thränenstrom und ganz unnützem Jammer, dann in einem sogenannten großmüthigen Entsagen. Die guten Leute wissen sich nicht zu helfen, und thun beinah in jedem Collisionsfall das Albernste. Sie weinen, verzweifeln, erschießen sich, oder entsagen, statt kräftig zu handeln.

Ja auf diese Äußerungen der erbärmlichsten Schwäche sind ganze Dichtungen einzig gegründet. Würde der Held oder die Heldin sich nur einen Augenblick besinnen und vernünftig handeln, so wäre der ganze Jammer und der ganze Roman nicht nöthig. Ihre Schwäche ist nicht nur eine moralische, sondern auch eine intellectuelle. Sie geben den gemeinsten Vorurtheilen nach, wissen sich über nichts hinwegzusetzen, entsagen oder opfern sich wegen der unbedeutendsten Hindernisse, wegen der Eltern, wegen des Adels, ja wegen des Geldes. Sie können der Liebe nicht leben, höchstens sterben. — Mit der handelnden Tugend ist es nicht besser bestellt. Sie besteht gewöhnlich im bloßen Schein, in zufälligen und gemeinen Äußerungen der Gutmüthigkeit, mit einer Prahlerei, als ob das Größte geschehen wäre. Nachgiebigkeit, Gnade und Geldgeben sind die Hauptstützen dieser modernen Roman- und Lustspieltugend. Der gute Vater, der gute beleidigte Ehemann, der gute zurückgesetzte Nebenbuhler giebt endlich nach, der gute Fürst und Edelmann läßt sich gnädig zum vivatrufenden Plebs hinab, der reiche Mann giebt Geld her und dergleichen. Die meisten Romane und Rührspiele drehen sich um jene gemeinen Vorurtheile des Standes und des Geldes, und höchst selten oder nie wird dieses Vorurtheil in seiner Richtigkeit dargestellt, vielmehr fast immer in seinem ganzen fa[illegible] Nimbus. Liebt etwa ein Prinz oder Edelmann [illegible] Bürgerliche, so kommt es gewöhnlich zuletzt her[illegible]



daß sie irgend ein vornehmer Bankert ist, oder der Arme, den man der Armuth wegen verschmäht, wird plötzlich reich ꝛc. Wo dieser Glückswechsel nicht Statt findet, läßt man das heilige Vorurtheil bestehn, und die Unglücklichen müssen auf eine sogenannte heroische Weise entsagen.

Die zweite Gattung der modernen Helden besteht aus Sonntagskindern und Glücksrittern, die auf Genialität Anspruch machen, und die alle einen gewissen Anstrich von Don Juan haben. Bald sind es gewandte Diplomaten, bald herkulische Officiere, bald glatte Gräfchen und Barone, bald wandernde Maler, Dichter und dergleichen. Ihr Vorbild aber ist und bleibt Don Juan. Sie sind nicht empfindsam, gutmüthig, thränenreich, wie die erstgenannten Helden, vielmehr haben sie etwas Diabolisches, Freches, und sollen bald mehr offen, bald mehr versteckt, immer den Triumph der Kraft über die Sittlichkeit ausdrücken. Diese Kraft ist aber nichts als Unkraft, Nachgiebigkeit gegen die eigne Eitelkeit oder gegen die gemeinen Neigungen und Appetite einer entkräfteten Natur und verderbten Phantasie. Jene Helden sind in keiner Hinsicht kräftig. Fehlt es an geistiger Kraft, so kann die sinnliche, fehlt es an moralischer, so kann die rein teuflische Kraft noch interessant und in ihrer Art zu respectiren seyn. Aber unsre Dichter wagen es nicht einmal, uns einen ganzen blos sinnlich-kräftigen Don Juan, oder einen ganzen Teufel zu geben. Ihre Helden bleiben [illegible], in der

beliebten Halbheit stehn, nicht kalt, nicht warm; frech genug, um die Sinne zu verführen, anständig genug, um die Moral zu bestechen.

Mit einem Wort, die Kraft reicht weder zur wahren Tugend, noch zum wahren Laster aus. Nur in der Darstellung der Leiden und Verruchtheiten, die aus der Schwäche, Sinnlichkeit und Erbärmlichkeit dieser Helden hervorgehn, übertreffen wir jede frühere Poesie. In der Grausamkeit haben wir es am weitesten gebracht. Unsre belletristischen Schriften wimmeln von Schlachtopfern niederträchtiger Neigungen und Vorurtheile, die sämmtlich aus Unkraft und Schlechtigkeit der nur allzutreu der Wirklichkeit nachcopirten Menschen hervorgehn. Unsre Dichter haben diese Grausamkeit recht eigentlich zu ihrem Studium gemacht, und in den Seelenmartern übertreffen sie alles, was früher von körperlichen Qualen uns bekannt worden ist. Sie begnügen sich nicht, die empfindlichsten Leiden zu ersinnen, sie präpariren sich auch erst ihre Opfer dergestalt zu, daß ihnen selbst geringe Leiden die ärgsten Schmerzen bereiten müssen. Sie benützen jede Schwäche, jedes Vorurtheil, um ein Gift daraus zu ziehn.

Alles dieses trägt den Charakter der Ohnmacht, einer abgeschwächten Zeit. Mit dieser Schwäche verbindet sich sodann ein andrer, nicht minder beachtenswerther Charakterzug unsrer modernen Dichtungen. Man sucht nämlich die erschlaffte und verderbte Natur mit einem Surrogat zu ersetzen, mit jener

Cultur und Convenienz, die wir uns zur andern Natur gemacht haben. Die Mängel und Gebrechen der wahren Natur werden mit dem Schleier dieser künstlichen Natur zugedeckt. Die Dichter wählen daher ihre Nachbildungen der Wirklichkeit am liebsten aus den Kreisen, in welchen jene Kultur und Convenienz bereits am meisten herrschend geworden ist, aus dem Leben der höhern Stände. In dieser Hinsicht betrachtet man die Dichter auch als Lehrer des Anstandes und der feinen Sitte, und empfiehlt ihre Darstellungen den minder gebildeten Ständen und Lebensaltern zur Nacheiferung. Der Bürgerliche studirt ebensowohl aus Romanen und Schauspielen, als aus dem Leben das Betragen der höhern Stände, und den Jünglingen und Mädchen giebt man diese Dichtungen weit öfter in der Absicht in die Hand, sie zu cultiviren, als in der Absicht, sie blos poetisch zu ergötzen.

Wer wollte die Gesittung, den feinen Anstand des äußern Betragens, die Zeichen wohlwollender Gesinnung tadeln! Obwohl sie nur Schein sind, so ist ein schöner Schein doch immer besser als ein häßlicher. Wiewohl sie nur ein Vorurtheil für den Menschen erwecken, das oft trügt, so ist dieses Vorurtheil doch ein günstiges, und die Humanität verlangt, daß wir es für jeden uns unbekannten Menschen hegen. Es ist ein großer Fortschritt der menschlichen Bildung, daß wir dahin gelangt sind, äußerlich alle Menschen mit Wohlwollen zu behandeln.

liches Wohlwollen bei ihnen voraussetzen. Doch ist eben so wenig zu läugnen, daß diese höfliche und feine Sitte sehr häufig unter ihrem äußern Schein die häßlichste Natur verbirgt. Zwei Übel sind von ihr unzertrennlich, die Lüge und die Gemeinheit. Man nennt mit Recht unser Zeitalter das der Lüge. Unsre Sitten bringen es mit sich, daß wir uns kaum auf der Straße begegnen können, ohne uns anzulügen. Möchte die Wahrheit wenigstens ins Gebiet der Dichtung flüchten können, aber auch dahin bringen wir unsre Lüge mit, und stellen hier erst recht eigentlich die Muster derselben auf. Unsre Lügen sind indeß durch die Gewohnheit in stehende Vorurtheile verwandelt worden, über deren lügenhaften Ursprung man gar nicht einmal mehr nachdenkt, die uns gleichsam angeboren, wenigstens anerzogen werden, und in deren Schmutz wir wie in einem Gewande der Unschuld unbefangen und fröhlich einhertreten. So hat man die Pedanterei in Würde, die Kokettterie in Naivetät, die Eitelkeit in Ehre, den Hundemuth in Treue, die Feigheit in christliche Gelassenheit, die Pfiffigkeit in Weisheit hineingelogen, und jede Tugend mit einer Untugend legirt, wie Gold mit Zinn. Man will damit nicht immer betrügen, man hat dies gar nicht nöthig, denn es ist schon alles betrogen. Die ewige Lüge ist nur die Folge des ewigen Selbstbetrugs.

Die Gemeinheit geht der Lüge zur Seite. Gemeinheit ist ein Begriff, der nur für cultivirte Zei-

ten paßt. Er bezeichnet den Rückfall aus der Cul-
tur in die ursprüngliche Rohheit, die sich aber, eben
weil ihr die Cultur zur Seite steht, zu beschönigen
sucht. Der rohe, uncultivirte Mensch kann nie ge-
mein seyn, aber wer cultivirt ist, und dennoch die
ursprüngliche Rohheit nur äußer[illegible], sich ihr über-
läßt, und sie nur beschönigt, der wird gemein. Diese
Gemeinheit ist ein Hauptübel unsrer Zeit. Trotz al-
ler Cultur sieht der Mensch sich noch wie vor einer
Menge wilder Leidenschaften hingegeben, und diese
Leidenschaften haben sich unter dem Druck der äußern
Gesittung nur noch mehr verfeinert und heftiger
entzündet. Die schmachvollen Krankheiten unsrer Zeit
sind der redende Beweis davon. Aber die Krank-
heit wird, wie deren Ursach verheimlicht, beschönigt,
und vorzüglich die Dichter haben das Amt über sich
genommen, jeder Gemeinheit den Schleier der Grazie
zu leihen, jede gröbste Neigung der rohen oder ent-
arteten Natur dem Anstand und der Cultur, der Poesie
und wohl gar der Religion zu verbinden. Diese
Kuppler werden dann, wie billig, hoch gepriesen, und
erndten den reichlichen Lohn, den sie reiche Sünder
gern gewähren. Es sind neue Ablaßkrämer, welche
die Sünden im Namen der Poesie vergeben. Jed-
wede Gemeinheit wissen sie zu etwas Reizendem,
Billigem, Wünschenswerthem herauszuputzen, jede
Sünde niedlich und liebenswürdig darzustellen, sie
alles Gehässigen zu entkle[illegible] Spott r[illegible]
ten sie nur auf die sogen[illegible] [illegible]al

auf die Pedanterei und Genußlosigkeit unschuldiger Sitten. Im Gewande des feinen Anstandes, der höhern Bildung und Vornehmigkeit führen sie die Gemeinheit ein, und wenn das Sündhafte nicht ganz sich verstecken läßt, so wird es als süße Schwäche mit allen Grazien und Amoretten überkleidet, oder als Genialität, kühne Freiheit und erlaubte Ausnahme zur Bewunderung hingestellt. Das Gewand einer vornehmen Feinheit schickt sich am besten zur Beschönigung der niedrigen Lüste, weil sich diese wirklich verfeinert haben, weil sie wirklich in der vornehmen Welt am meisten zu Hause sind. Je feiner verschleiert, desto reizender sind sie auch, und der Dichter hat den Vortheil, zugleich auf die verderbten Sinne am eindringlichsten zu wirken, indem er dem Anstand und der Moral am meisten nachzugeben scheint. Nur die grobe Rohheit würde den moralischen Tadel nach sich ziehen, aber auch den feinen Gaumen nicht mehr schmeicheln. Die feine Gemeinheit dagegen entgeht jenem Tadel, und sie ist es, die doch am meisten reizt.

So ist nun die sentimentale Gattung der modernen Poesie, welche das moderne Leben als ein poetisches billigt und treu nachcopirt, theils ein idyllisches Beliebäugeln der noch herrschenden Gutmüthigkeit, Familien- und Philistertugend, theils eine Beschönigung der herrschenden Laster, Lüste und Ge[illegible] ist ein Spiegel des Zeitgeistes, der [illegible]n und Gesinnungen. Man darf

kennt der deutschen Literatur herüberjagen sehn. Friedrich der Große und Napoleon sind in ihrem Kreise nicht minder zu Idealen verklärt worden, als Göthe in dem seinigen.

Das Höchste, wozu es die Bewunderung möglicherweise bringen kann, ist Göthe wirklich zu Theil geworden. Man hat in ihm das Ideal eines Dichters zu erkennen geglaubt, und die Aufgabe, das Problem seiner Erscheinung zu lösen, mit der, das Problem aller Poesie zu lösen, ohne weitres identificirt. Sie nennen ihn mit einer charakteristischen Übereinstimmung den König der Dichter, um in ihm das legitime Princip, die höchste aus sich selbst schöpfende Autorität zu bezeichnen. Als eine vollkommene Incarnation der Poesie ist er ihnen auch Gesetz, König, Messias und Gott in allen poetischen Dingen. Die Gläubigen wurden in ihrer Andacht nicht wenig dadurch bestärkt, daß der Gefeierte selbst sie billigte, sich dabei benahm, als müßt' es so seyn, und mit Mienen der Huld und Gnade jedes Lob, das ihm zufloß, bestätigte, die Lobenden wieder lobte, und die ihm verliehene Königskrone nicht ohne Majestät und imponirende Sicherheit auf dem Haupte trug. Göthe ließ, wie der Homerische Gott den lieblichen Fettgeruch von allen Altären behaglich sich gefallen, und lächelte beständig, da man ihn beständig lobte. Nur dann zog seine Stirne sich in böse Falten und eine kleine Dosis Gift im Bonbon eines Bonmots, sogenannte zahme Xenien wurden als lettres

ausgegeben, wenn ein Hochverräther die Autorität anzutasten sich erfrecht.

Göthe weiß aber selbst am besten, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Faust wird seines Pudels Knecht. Eine Kraft wird Ohnmacht, wenn sie die natürlichen Gränzen überschreitet. Vor Weihrauch sieht man das Feuer nicht mehr, vor den Orden das Herz nicht mehr, daß sie bedecken. Übermuth macht die Kraft, Eitelkeit die Schönheit zuletzt verächtlich. Übertriebenes Lob trägt den Tadel im Schooß. Nur um ein kleines darf der Ruhm höher steigen, als der Werth, so wird die Rüge, wenn auch spät, in demselben Verhältniß den Werth herabsetzen. Darum sehn wir jetzt schon mehrere Leute, welche sich gegen die Götzendienerei erklären, und Göthen sogar verunglimpfen, wo er es gewiß nicht verdient.

Die blinden Anbeter Göthe's bilden eine herrschende ästhetische Kirche, die ihren Papst, ihre Kirchenväter und Scholastiker, ja sogar ihre Kirchenversammlungen hat. Natürlich findet diese Kirche nun auch eine Opposition. Sie ist aber, gleich jeder herrschenden Kirche, blind und fanatisch, und spricht durchaus unbedingte Autorität an, verkerzert jeden, der diese Autorität antastet. Das ist schlimm und erweckt nothwendig einen hartnäckigen Widerspruch; aber es ist natürlich. Die Leute glauben einmal an die Unfehlbarkeit ihres Meisters, an sein Monopol [illegible]e, an seine Legitimität, und dieser Glaube

stellt. Das Wesen des Talents beruht also in der Darstellung, in der Einkleibung, im Vortrag.

Das Hervortreten des Talents bei Göthe hat schon Novalis in seinen Fragmenten scharf und richtig bezeichnet *). Göthe selbst giebt es zu, und hält

*) So sonderbar, als es manchem scheinen möchte, so ist doch nichts wahrer, als daß es nur die Behandlung, das Äußere, die Melodie des Styls ist, welche zur Lektüre uns hinzieht, und uns an dieses oder jenes Buch fesselt. Wilhelm Meister's Lehrjahre sind ein mächtiger Beweis dieser Magie des Vortrags, dieser eindringenden Schmeichelei einer glatten, gefälligen, einfachen und doch mannigfaltigen Sprache. Wer diese Anmuth des Sprechens besitzt, kann uns das Unbedeutendste erzählen, und wir werden uns angezogen und unterhalten finden. Diese geistige Einheit ist die wahre Seele eines Buchs, wodurch uns dasselbe persönlich und wirksam vorkommt. —

Göthe ist ganz praktischer Dichter. Er ist in seinen Werken, was der Engländer in seinen Waaren ist: höchst einfach, nett, bequem und dauerhaft. Er hat in der deutschen Literatur das gethan, was Wedgewood in der englischen Kunstwelt gethan hat. Er hat, wie die Engländer einen natürlich ökonomischen und einen durch Verstand erworbenen edlen Geschmack. Beides verträgt sich sehr gut, und hat eine nahe Verwandtschaft im chemischen Sinn. In seinen physikalischen Studien wird es recht klar, daß es seine Neigung ist, eher etwas Unbedeutendes ganz fertig zu machen, ihm die höchste Politur und Bequemlichkeit zu geben, als eine Welt anzufangen, und etwas zu thun, wovon man voraus wissen kann, daß man es nicht vollkommen ausführen wird, daß es gewiß unge-

die Schönheit nur für ein Werk des Talentes, denn mit seiner Zustimmung steht in Kunst und Al-

schickt bleibt, und das man es nie darin zu einer meisterhaften Fertigkeit bringt. —

Wilhelm Meister's Lehrjahre sind gewissermaßen durchaus prosaisch und modern. Das Romantische geht darin zu Grunde, auch die Naturpoesie, das Wunderbare. Das Buch handelt blos von gewöhnlichen menschlichen Dingen, die Natur und der Mysticismus sind ganz vergessen. Es ist eine poetisirte bürgerliche und häusliche Geschichte, das Wunderbare wird ausdrücklich als Poesie und Schwärmerei behandelt. Künstlicher Atheismus ist der Geist des Buchs. Die Ökonomie ist merkwürdig, wodurch es mit prosaischem, wohlfeilem Stoff einen poetischen Effect erreicht. —

Wilhelm Meister ist eigentlich ein Candide gegen die Poesie gerichtet; das Buch ist undichterisch in einem hohen Grade, was den Geist betrifft, so poetisch auch die Darstellung ist. Nach dem Feuer, Wahnsinn und den wilden Erscheinungen in der ersten Hälfte des dritten Theils sind die Bekenntnisse eine Beruhigung des Lesers. Die Oberaufsicht, welche der Abbé führt, ist lästig und komisch; der Thurm in Lotharios Schlosse ist ein großer Widerspruch mit ihm selbst. Die Musen werden zu Comödiantinnen gemacht, und die Poesie spielt beinahe eine Rolle, wie in einer Farce. Es läßt sich fragen, wer am meisten verliert, ob der Adel, daß er zur Poesie gerechnet, oder die Poesie, daß sie vom Adel repräsentirt wird. Die Einführung Shakespeare's macht eine fast tragische Wirkung. Der Held retardirt das Eindringen vom Evangelium der Ökonomie, und die ökonomische Natur ist endlich die wahre, übrigbleibende. —

vgl. 215.

des Talentes aufgeschlossen. Das Talent an sich ist ganz theatralisch, es ist die absolute Maskirung. Oben haben wir unsre ganze neuere Poesie als die theatralische charakterisirt, und hier finden wir dasselbe in ihrem großen Repräsentanten Göthe wieder. Er vereinigt beinahe alle Rollen der übrigen Dichter in seinem Spiel allein. Daher kommt es denn auch, daß man Göthe für den Repräsentanten aller Poesie überhaupt halten konnte, indem man unschuldigerweise die Poesie der Darstellung mit derjenigen der Empfindung und des Gegenstandes, das Kleid mit dem Wesen verwechselte.

Das Talent ist eine Hetäre und giebt sich Jedem Preis. Unfähig selbständig zu seyn, hängt es sich an alles an. Indem ihm ein innerer Haltpunkt ein inneres Motiv seiner Äusserung mangelt, ist es jedem äussern Eindruck hingegeben, und wird von einem zum andern fortgezogen. So sehn wir Göthe's Talent, wie das Chamäleon, in allen Farben wechseln. Heute beschönigt er dieß, morgen jenes. Alle seine Widersprüche erklären sich aus diesem Rollenwechsel und umsonst versucht man sie anders zu erklären oder gar zu vereinbaren. Man hat wohl eine Philosophie, eine Politik, ja sogar eine Religion aus Göthe's Schriften extrahiren wollen. Auf einem solchen Wechselbalge müßten sich aber z. B. die Parallelstellen über Politik im Götz, Egmont, Tasso, Wilhelm Meister, dem Bürgergeneral, Epimenides Erwachen rc. zu einer artigen Hanswurst

menflicken, und an dem platonischen Gastmahl, da seine moralischen Ansichten sich gesellig vereinigen sollten, müßte zweifelsohne neben jedem Engel ein Teufel, neben jeder Grazie ein bocksfüßiger Satyr Platz nehmen. Von Religion aber kann in Göthe's Dichtungen nie die Rede seyn. Sie, die sich in die innerste Tiefe der Empfindung verbirgt, ist am weitesten von jener Oberfläche, von jener Maske der äussern Darstellung entfernt.

Sofern das Talent charakterlos jeder äussern Bestimmung folgt, wird es vorzüglich von der Gegenwart und ihren herrschenden Moden bestimmt und geleitet. Darum hat Göthe allen Moden seiner Zeit gehuldigt, und jeden Widerspruch derselben zu dem seinigen gemacht. Er schwamm immer mit dem Strom und auf der Oberfläche, wie Kork. Wenn er einem guten Geist, großen Ideen, der Tugend gehuldigt, so that er es doch nur, wenn sie an der Tagesordnung waren, denn umgekehrt hat er auch wieder jeder Schwäche, Eitelkeit und Thorheit gedient, wenn sie in der Zeit nur ihr Glück gemacht, und kurz er hat, wie ein guter Schauspieler, alle Rollen durchgemacht. Rollen waren es auch nur, nur Eingehn in die Moden der Zeit, wenn er hier mehr dem antiken, dort mehr dem romantischen Geschmack gehuldigt. Weil aber das moderne Leben das vorherrschende war, darum wurde Göthe's Talent auch vorzügli[illegible] [illegible] [illegible]selbe bestimmt.

Das Talent gefällt sich besonders in der Copie der Natur, des Wirklichen. Es fehlt ihm die innere Bestimmung durch das Genie, durch Begeisterung, durch innern schöpferischen Drang, darum hält es sich an das Vorhandene, Wirkliche. Das Genie kann sich nur in neuen Schöpfungen offenbaren, das Talent offenbart sich schon in der bloßen Copie, in der künstlerischen Darstellung des Wirklichen. Das Talent liebt sogar die Darstellung des Gemeinen und Alltäglichen vorzugsweise, weil ihm dasselbe als Folie dienen muß. Je geringfügiger der dargestellte Gegenstand an sich, außerhalb der Darstellung in der Natur ist, desto glänzender hebt sich die Darstellung als solche hervor. Endlich bedarf das Talent überall der äußern Anerkennung, denn wie es ihm an innerer Selbstbestimmung fehlt, so auch an innerer Selbstzufriedenheit. Es strebt nach Ruhm. Das ist das Charakteristische aller Virtuosen. Darum aber schmiegt es sich auch den Neigungen derer an, von denen es bewundert seyn will. Es ist schmeichlerisch, es begünstigt die, von welchen es begünstigt seyn will. Es stellt vorzugsweise dasjenige dar, was seinem Publikum gefällt. Aus allen diesen Umständen zusammengenommen erklärt sich das Phänomen, daß ein vorherrschendes Talent sich vorzugsweise in der Darstellung und Beschönigung des gegenwärtigen Lebens gefällt, und sich durchaus nicht an das Unpoetische und Gemeine desselben stößt.

Göthe widmete sich demzufolge vorzüglich der modernen Poesie, und gebrauchte sein unübertreffliches Talent zur Darstellung des modernen Lebens. Er hielt sich an die Natur, an die nächste, an die eigne. Seine eigne Natur stand mit der herrschend gewordenen der modernen Welt im genauesten Einklang. Er war der reinste Spiegel des modernen Lebens, in seinem Leben wie in seiner Dichtung. Er hat nur sich selbst zu schildern gebraucht, um die moderne Welt, ihre Gesinnung, ihre Neigungen, ihren Werth und Unwerth zu schildern. Dasselbe Talent, das er in seinen Dichtungen offenbarte, machte sich auch in seinem Leben vorherrschend geltend, und wer kann läugnen, daß es wirklich die allgemeine Lebensmaxime der modernen Welt geworden ist? Das Talent des äußern Lebens, die Kunst des Bequemen, Leichten und Feinen und die Virtuosität des Genusses, war sein Talisman in der Wirklichkeit und schien ihm auch wieder der würdigste Gegenstand in der Dichtung, indem er die Vorzüge, die er selbst darstellte, nur abspiegelte. Die meisten Dichtungen Göthe's enthalten nur sein Portrait, aber es ist ein Musterbild für das moderne Leben, jeder erkennt es dafür an.

Desfalls war es ihm auch möglich, eine Popularität zu gewinnen, die kein antiker oder romantischer Dichter, mit Ausnahme Schiller's errang. Für [illegible]er entschied sich alles Edle und Menschliche in [illegible]ion, für [illegible] die herrschende Stimmung

Spiel mit dem Genuß. Sie lassen sich von den Weibern aufsuchen, und nehmen die Huldigungen derselben gnädig an. Das ist der stehende Charakter. Clavigo, Weislingen, Egmont, Fernando, Wilhelm Meister sind ein und dieselbe Person. Wie wahr immer das feine Sinnliche solcher Helden der Natur abgelauscht seyn, wie sehr es den meisten Männern schmeicheln mag, es ist etwas Gemeines und dieses Hervorheben des verführerischen Talentes nicht werth. Es ist um so widerwärtiger, als die [illegible] eine gewisse Andacht darauf wandte. Wir finden die Geschlechts- und Eheverhältnisse bei den Dichtern fremder Nationen leichtsinnig und frivol behandelt, aber nirgends ist eine solche Sentimentalität mit dieser Frivolität verbunden, wie in Deutschland. Bei den Spaniern hat man immer die flammende Leidenschaft, bei den Italienern listige Abenteuer und Sinnlichkeit, bei den Franzosen Feuer und Witz, der Geist der kleinen Intrigue, bei den Engländern der tragische Contrast der edlen Einfalt der Familienverhältnisse- und Eheverhältnisse gewidmet. Die Deutschen aber haben die Liebe nur ein Handwerk mit ehrbarem Sinne, aber wohl gar wie eine Religion mit Andacht getrieben. Wenn Sinnlichkeit und niedre Leidenschaften bei andern Völkern immer dem Edlen und Heiligen entgegengesetzt geblieben sind, wie stark sie auch vorgeherrscht haben, so sind wir Deutsche, die wir weit nüchterner sind, [illegible] lehrt gewesen, [illegible] mit dem [illegible]

zu verwechseln, und zu einer Göttin zu erheben, was in Frankreich ewig nur eine Lustdirne bleibt. Die Sinnlichkeit wird zuerst von der Eitelkeit gerechtfertigt, dann vom Talent auch andern sogar zur Bewunderung aufgestellt, aber was im Ursprung gemein ist, bleibt es auch in der glänzendsten, täuschendsten, rührendsten Hülle. Die Kunst ist dem Edlen gewidmet, und wenn sie in vieler Hinsicht in Göthe den Liebling erkennt, so giebt sie sich doch nicht allen Launen seiner Muse Preis, und weiset die Gemeinheit verderbter geselliger Verhältnisse, die überzuckerte Darstellung des modernen Lasters, die Gourmandise eines unnatürlichen Appetites, die Mückenfängerei wollüstiger Reminiszenzen, die Kokketterie der Männer und den Ritterdienst der Damen um die Männer, die Toilette des Mannes von fünfzig Jahren, die sybaritischen Wahlverwandtschaften und die Verhimmelung so manches Don Juan dem, ein ganz anderer Platz gebührt hätte, völlig über ihre Grenzen hinaus. Muß schon die Kunst gegen diesen Mißbrauch ihrer edelsten Kräfte vertheidigt werden, so hat allerdings auch die Moral ein heiliges Recht, das schlechthin Unwürdige daran zu verdammen.

So wenig sich diese Schattenseiten bei Göthe verbergen, so täuschen sich doch die meisten Leser selbst darüber, indem sie entweder aus unbegreiflicher Gutmüthigkeit nicht sehn wollen, was sie sehen, [illegible] der schwachen Seite fassen und beste[illegible] [illegible]öthe besaß im höchsten Grade das Ta-

müßten diese Dinge nicht anders, denn als Mysterien gehört werden, von so wenigen als möglich, welche dazu vorher nicht ein schlechtes Schweinferkel, sondern ein gewisses großes und kostbares Opfer gebracht haben müßten, damit so wenige als möglich von solchen Sachen zu hören Gelegenheit hätten." Es ist wahr, daß sich jene geheimnißvolle Wahlverwandtschaft, das Princip des Ehebruchs, es ist wahr, daß sich Gelüste, dergleichen in der Stella geschildert sind, wirklich in der Natur vorfinden, aber als Auswüchse, und wir sollen uns über die Natur, oder vielmehr über die Unnatur dieser Dinge nicht durch eine einnehmende poetische Beschönigung, durch eine Verwechslung derselben mit den heiligsten Gefühlen reiner Liebe täuschen lassen, denn, wie Plato weiter fortfährt: »Niemand will in seinem herrlichsten Theile und über die höchsten Dinge gern einer Lüge Raum geben.«

Noch müssen wir jener Grausamkeit gedenken, welche mit zum feinen Genuß gehört. Göthe schildert mit Vorliebe die menschlichen Schwächen und Vorurtheile, und weidet sich an den daraus entspringenden Leiden, so im Werther, Clavigo, Tasso, der natürlichen Tochter, den Wahlverwandtschaften rc. Die grausame Wollust liegt darin, daß der Dichter sich an den Verschuldungen und Leiden ergötzt, ohne sie durch irgend etwas zu versöhnen. Oft erscheint diese Grausamkeit absichtlich, oft nur unwillkürlich als Folge der Gleichgültigkeit, mit welcher der Dich-



ter die Welt übersah. Die Ruhe und Klarheit, mit welcher Göthe seine Schilderungen entwirft, erscheint oft als völlige Indifferenz, nicht als die göttliche Ruhe, die aus der Fülle der Idee entspringt. Sie wirkt also auch nur wie das todte Naturgesetz, nicht wie die innere Befriedigung der Seele. Daher bei Göthe so viel Mißtöne, die nicht aufgelöst sind.

Wir maßen uns indessen nicht an, von Göthe zu verlangen, daß er hätte anders seyn sollen, als ihn die Natur hat werden lassen. Göthe konnte seine Natur nicht ändern, nur ausbilden, und er hat mit dem ihm verliehenen Talent in der That bewunderns-würdig gewuchert. Kraft seines Talentes steht Göthe ohne Frage über allen andern deutschen Dichtern, und seine Gewalt über die beweglichen Gemüther war in dem Maaß nachdrücklicher, als das Talent überhaupt die ausübende Macht in der Poesie bezeichnet. Schiller, Klopstock, Herder, Novalis und manche andere gelten nur als wohlwollende Könige, denen es an Macht gebricht, der Welt so viel Segen zu gewähren, als sie gern möchten, weil die Herrschaft ihrer Ideen sich nur über eine verhältniß-mäßig geringe Anzahl Menschen erstreckt, die dafür empfänglich sind. Göthe dagegen stellt sich als ein alles bezwingender Usurpator dar, der mit seinem Talent die Gemüther eben so beherrscht hat, wie Napoleon die Körper. Der beste Wille bezaubert weniger als eine That, wenn sie auch eine schlechte wäre. Zumal in unserer Zeit gilt der Augenblick und wer

nißkrämerei, der Mysticismus, die Gräkomanie, Anglomanie, Gallomanie, die italienischen Reisen, der erste republikanische Rausch von Nordamerika her, das Familienwesen, die Sinnlichkeit halbnackt in der Gallomanie und aller Schaam entblößt in der Gräkomanie, alle diese Richtungen erzeugten sich im tiefen und langen Frieden seit dem siebenjährigen Kriege nur wie Spiele, um die Langeweile zu tödten*), regten nirgends die innerste Tiefe des Nationalgeistes auf, konnten darum weder haften noch dauern und verdrängten sich untereinander wie sie gekommen waren. Das war grade die rechte Zeit für Göthe, und sein Talent bemeisterte sich leicht aller dieser Richtungen und er war der große Spielmeister dieser tändelnden Zeit. Als aber der Ernst zurückkehrte zunächst in jener großen philosophischen Richtung der Deutschen, dann mit Blut und Flammen im politischen Leben und zuletzt mit der Religion, deren Trost die Noth der Zeit nicht länger entbehren mochte, da war Göthe glücklich genug, seine Ernten schon gesammelt zu haben, denn seine späten Saaten fanden kein Gedeihen mehr. Er versuchte zwar sein Talent auch an dem Ernst der neuern Zeit, aber es bestand die Probe nicht. Wie sehr er bemüht war, auch der philosophischen Richtung sich zu bemeistern, indem er sie von der Seite der Natur angriff, die ihm die wahrlichste war, so hat er sich doch immer mit der dritten und vierten Rolle abfinden lassen müssen. [illegible] weniger haben seine ästhe[illegible] durch

können, weil sie gänzlich des Princips entbehrten. Am allerwenigsten aber mochte sich das wilde Roß der Politik vor seinen Triumphwagen spannen lassen, und seine diesfälligen Versuche haben ihn nur darum nicht blamirt, weil man bei der alten Achtung seines Namens nicht Ärgerliches daran finden wollte. Es entspricht seinem ganzen Wesen, daß er immer nur die herrschende Partei ergriff. Darum besang er den Napoleon, aber sein Lied war der Welt lange nicht mehr so wichtig, als eine bloße Zeitung. Später wieder, als die Zeiten gewechselt, sollte sein Siegslied Epimenides ein Kanon der deutschen Begeisterung werden. Aber der kleine Umstand, daß der Barde hinter und nicht vor dem Heere zog, daß er geschwiegen, wo sein Wort ein Schwert gewesen wäre, und erst zu reden anfieng, als die Schwerter schon laut genug gesprochen hatten, ließ wie billig die Herzen kalt, und die erbärmliche Steifigkeit und Ungelenksamkeit jenes Dramas zeigte ohnehin, daß es mechanisches Machwerk des Talentes, nicht organisches Leben der Begeisterung selbst war. In diesem Versuch, der über den Kreis des Talentes hinauslag, mußte dieses selbst sich fremd werden. So vermißt man in Epimenides auch das bekannte Talent des Dichters. Nach solchem Mißgeschick konnte Göthe dennoch der Lust nicht entsagen, auch den zuletzt eingetretenen religiösen Sinn der Zeit bemeistern zu wollen. [illegible] n aber diese Sphäre bleibt, davon

geben die ähnlichen Versuche, z. B. in den Wanderjahren Zeugniß.

Ueberhaupt verläugnet sich die Anmuth der Götheschen Sprache in seinen spätern Hofpoesien und feierlichen Schriften. Sie sind steife Paradewerke, wie das Kreuz geschnürt durch die Rücksichten, die er zu nehmen hatte, und durch seine eigne Selbstschätzung. Die sich nur noch auf dem hochtrabenden Pferde oder in spanischer Grandezza sehn ließ und noch zurückhaltender wurde, wenn sie sich etwa väterlich den Schlafrock überhieng. Seit Wahrheit und Dichtung ist Alles, was man von Göthe hört, bis auf das letzte Heft von Kunst und Alterthum in einem gewissen vornehmen officiellen Kabinetstyl geschrieben. Man denkt unwillkürlich an den Musenkönig oder unfehlbaren Papst im Reich der Kunst. Die Erscheinung wird erklärbar, wenn man bedenkt, daß Göthe früher ein Schmetterling auf allen Blumen des Sinnen- und Herzensgenusses gewesen, später aber lebendig unter die Götter versetzt worden, worin die Aufforderung lag, alle seine Gefühle in das einzige der Ehrfurcht vor sich selbst zu concentriren.

In der Schule der modernen Poesie, welche Göthe gebildet, sind besonders die bürgerlichen, familienmäßigen Lust- und Schauspiele und die Romane cultivirt worden. In der ersten Gattung hat sich vor allen Kotzebue ausgezeichnet, der auch nächst Göthe der geliebteste Günstling des Publikums geworden ist. Wir können auch auf ihn [illegible] [illegible]nden,

das uns Platon gibt: « Aber in jammertönender, von Alter und Armuth hergenommener Reden Kunst hat doch offenbar gesiegt des Chalkedoniers Kraft. Auch im Erzürnen der Menge ist dieser Mann gewaltig und wiederum die Erzürnten bezaubernd zu kirren, wie er sagt; und im Verläumden, und auch Verläumdungen abzuwälzen, woher es irgend gehe, ist er der Erste. » Wie Kotzebue den moralischen Schmutz, so hat Iffland die Schwächlichkeit seines Jahrhunderts zu einem poetischen Wechselbalg aufgestappelt, und beiden sind in der Romanenwelt vorzüglich Lafontaine und Clauren an die Seite getreten. Der erstere hat wie Iffland seine Zeit mit einem süßlichen Milchbrei, wie ein greinendes Wickelkind stillen zu müssen geglaubt. Sie haben der lieben Natur, dem lieben Herzen, der lieben Familie alles Hohe und Große aufgeopfert. Ihre Helden sind ein memmenhaftes, weibisches Pygmäengeschlecht, Jünglinge mit Mädchenwangen und Mädchenherzen, Männer in Schlafmützen, gut genug, die Kinder zu wiegen, aber kaum gut genug, sie zu zeugen. Aus der Noth haben sie eine Tugend gemacht und die Schwäche gepriesen, weil sie nichts Großes kannten. Kotzebue und Clauren dagegen haben nicht blos an die Schwäche, sondern auch an die Gemeinheit, das häßlichste der Laster, appellirt, und sich mit Leib und Seele dem Pöbel ergeben, gleichviel ob dem vornehmen oder zer[illegible]llen geheimen Lüsten und Lastern st[illegible] ästhetischen Demagogen in

einem geheimen Bunde und besticht durch die Größe ihrer Unverschämtheit und durch die Menge ihrer Mitschuldigen.

Göthe spielte mit der noch vorhandnen Unschuld des Jahrhunderts, wie sein Faust mit Gretchen, Kotzebue aber behandelte sie wie eine Kupplerin die Novize und konnte sie nur beflecken, ohne sie zu genießen. Was seiner schmutzigen Leidenschaft unerreichbar war, das riß doch sein Neid herunter.

Den sentimentalen Beschönigungen des modernen Lebens und seiner Schwächen, Mängel, Irrthümer und Laster gegenüber hat sich mit Nothwendigkeit eine ganz entgegengesetzte Gattung von Poesie bilden müssen, die wir die humoristische zu nennen pflegen. Sie hält jener sentimentalen Poesie die Waage, denn wenn jene die Bejahung des modernen Lebens ist, so ist sie die Verneinung desselben. Dort wird dieses Leben gepriesen, hier wird es beklagt und verspottet. Dort erscheint es als das einzig Natürliche und Geziemende, hier als Unnatur und Verkehrtheit.

Der Humor ist das Bewußtseyn um die irdische Unvollkommenheit und seine ästhetische Wirkung das Tragikomische. Das Tragische des Humors geht aus dem schmerzlichen Gefühl hervor, daß wir selbst mitten in der Unvollkommenheit leben, in die Schranken des Irdischen gebannt sind, selbst an den Krankheiten der Zeit leiden. Das Komische des Humors entspringt aber aus dem Gefühl, daß wir zugleich auch über dieser Unvollkommenheit und über diesen Schran-

ken stehn. Beide Gefühle wechseln oder durchdringen sich beständig und sind unzertrennlich von einander. Wir beklagen und verspotten uns zugleich, unsre Lust ist unser Schmerz.

Ist der Mensch auf der höchsten Stufe der ihm möglichen Vollkommenheit, oder ist er nur so glücklich befangen, daß er mit seinem, wenn auch beschränkten, Zustande doch vollkommen zufrieden ist, so kommt dieser Humor gar nicht zum Vorschein. Sobald aber ein Mißverhältniß zwischen des Menschen Wunsch oder Ideal und seinem wirklichen Zustand eintritt, sobald er etwas Höheres erkennt, das seine Kräfte nicht erreichen können, und sobald er eben darum das Unvollkommene seines Zustandes und seines Vermögens einsieht, so äußert sich diese Erkenntniß auch bald in der humoristischen Weise. Im Alterthum und im Mittelalter gab es in diesem Sinn noch keinen Humor, weil damals die Völker in ihrer Beschränkung zufrieden waren und über die Schranken nicht hinausblickten, weil sie ganz in der Gegenwart, nicht wie wir auch im Sehnen nach der Zukunft lebten. Man verspottete damals nur einzelne Mängel oder Laster, nie das ganze Zeitalter. Man kannte daher auch nur das Komische, nicht das Tragikomische. Je schlechter die Zeiten wurden, desto mehr regte sich der Spott, so namentlich vor und während der Reformation, aber erst in der neuen Zeit sich der Humor zur tragikomischen Selbständ In dieser Art ist er unsrer Zeit ausschließlich

echt musikalisches Steigen und Fallen der Empfindung aus. Bald vernehmen wir bei Jean Paul die Klage und den tiefen Schmerz über die Schwäche der menschlichen Natur, über das irdische Elend, über das Laster und die Unnatur, besonders der verderbten geselligen Verhältnisse, und er schildert jede Art des modernen Jammers und der modernen Verruchtheit mit den lebendigsten und wahrsten Farben und mit der innigsten Empfindung. Bald geht sein heißer Schmerz in sanfte Wehmuth über und er rettet sein beleidigtes Zartgefühl in die Unschuldswelt, welche dicht an der wilden Heerstraße des Lebens noch immer ihre kleinen idyllischen Gärten baut. Er schildert unverdorbene Seelen, Kinder, reine Menschen, das Land- und Stillleben. Doch herrscht auch in diesen Schilderungen immer ein Zug entweder von Wehmuth, oder in der andern Richtung, von scherzender Ironie.

Das zweite Moment jener Doppelnatur ist der Spott, der mehr männlicher Natur sich über die Welt und den eignen Schmerz erhebt, und dieselben Mängel und Laster, die dem Dichter so wehmüthige Empfindungen aufgedrungen, mit den Waffen des Witzes thätig angreift. Auch in diesem Spott unterscheiden wir eine steigende und fallende Bewegung. Bald versteigt sich der Dichter bis zum bittersten Sarkasmus, bis zu einer auf die Knochen brennenden Satyre, bald spielt er nur mit heitrer Ironie. Jener Sarkasmus ist am häufigsten mit seinem tra-

ischen Schmerz, diese Ironie am häufigsten mit seiner idyllischen Empfindsamkeit gepaart.

Beide Momente durchdringen sich fast in allen Darstellungen Jean Pauls dergestalt, daß er oft auf derselben Seite die rührendsten Schilderungen mit den lächerlichsten wechseln läßt. Man hat ihm dies zum Vorwurf gemacht, ohne zu bedenken, daß gerade hierin die Wahrheit des Humors und seine größte Wirkung besteht. Scheidet man die Doppelnatur des Humors, so hört sein Wesen auf. Im Humor durchdringen sich die beiden Gegensätze so innig, daß die Sprache nicht einmal im Stande ist, diese innige Verbindung oder den schnellen Wechsel der Empfindungen treu genug auszudrücken.

Mit größerem Rechte macht man Jean Paul den Vorwurf, seine Darstellung sey da, wo sie doch objectiv seyn solle, zu wenig objectiv, namentlich in der Wahrheit und Haltung seiner Charaktere. Es ist nicht zu läugnen, daß mancher seiner Helden und Heldinnen, besonders die ernsthaften und rührenden oder idealisirten, und wieder besonders im Titan, zu wenig innre Wahrheit und Natürlichkeit haben, zu auffallend blos gedichteten, nicht wirklichen Wesen ähnlich sehn; aber auch hier kann man den Dichter entschuldigen. Es lag nicht in seinem Plan und nicht im Wesen seiner Poesie, Einheiten zu geben. sie bei ihm vorkommen, erscheinen sie nur als Rahmen für die Fülle seiner Sentiments un Diese sind die Hauptsache. Der Hum

weg sieht und das Gute überall anerkennt, wo es auch gefunden werden mag. In dieser Duldung kommt Jean Paul dem großen Herder am meisten gleich. Trotz seines unermeßlich reichen Witzes, mißbraucht Jean Paul diese gefährliche Waffe doch niemals, und seine Gewissenhaftigkeit ist deßfalls nicht genug zu rühmen. Er ist der friedfertigste, loyalste unter unsern Dichtern, und doch zugleich derjenige, der das unvergleichlich reichste Arsenal von Witz und Dialektik für die Polemik besaß. Von ihm, der alles hatte, um in dieser Zeit der wahre advocatus diaboli zu seyn, müssen wir sagen, er war der sanfteste und unschuldigste unter allen unsern Dichtern. Keiner hätte solch ein Teufel seyn können, und keiner war so ein frommer kindlicher Engel, wie er.

Jean Paul's Poesie war zu sehr individuell, als daß sie hätte können nachgeahmt werden. Anklänge hat man zwar überall vernommen, doch nur versuchsweise oder durch irgend eine andre ausgezeichnete Individualität glücklich modificirt. Hoffmann, dessen oben schon gedacht ist, ist ihm vielleicht am ähnlichsten, und doch wieder bedeutend von ihm verschieden. Im Allgemeinen aber ist der Humor durch Jean Paul zu weit größrem Ansehn gelangt, als früher, und wenn man ihn nur selten vorherrschen läßt, so bedient man sich doch seiner häufig als einer eigenthümlichen poetischen Farbe bei einzelnen Charakteren in Romanen und Dramen. —

Wir wollen zu den einzelnen Gattungen der Poesie übergehn, und Lyra, Epos und Drama besonders betrachten. Jede dieser Gattungen hat bei uns geherrscht, heute mehr die eine, morgen die andre; alle sind nach allen möglichen Seiten ausgebildet worden, und selbst nicht wenige einzelne Dichter haben sie alle zugleich behandelt, am universellsten unter allen übrigen Göthe. Homer war nur Epiker, Anakreon und Pindar waren nur Lyriker, Äschylos und Sophokles nur Dramatiker, unsre modernen Dichter sind aber gern und leicht alles in allem. Woher dies komme, haben wir schon oben erörtert.

Man kann in unsrer neuern Poesie einen Übergang vom Lyrischen durchs Dramatische zum Epischen unterscheiden, doch ohne dabei die Gränzen allzuscharf zu ziehn. Anfangs hat unstreitig die lyrische Poesie das Übergewicht gehabt. Die schlesische Schule, bis auf welche man zurückgehn muß, war vorzugsweise lyrisch, so nachher die Schule von Haller, Gleim, Uz, Hagedorn &c., und die von Klopstock, Voß, Stollberg &c. Dann bemächtigte sich der Deutschen die Theaterwuth, und nach dem Vorgange Lessing's begründeten Schiller und Göthe, Iffland und Kotzebue die dramatische Periode, ungefähr in derselben Weise, wie auf die Arien, Symphonien und Oratorien in der Musik die Opern, auf Bach und Händel Mozart folgte. Jetzt aber sind wir vorzugsweise episch geword[illegible] Sündfluth von Romanen, welche

die schöne Literatur gänzlich unter Wasser zu setzen drecht.

Dieser Übergang ist sehr natürlich. Wenn man auch nicht behaupten darf, daß er der ursprünglich nothwendige Gang sey, den die Poesie jedes Volks, oder überhaupt des menschlichen Geschlechts nehmen müsse, so ist er doch für unser Volk und unsre Zeit nothwendig geworden. Die Poesie des Menschengeschlechts hat mit einer rein epischen Symbolik begonnen, und aus dieser objectiven Weltpoesie hat sich allmählig erst die subjective Lyrik entwickelt, so wie der Mensch selbst immer freier und selbständiger geworden ist. Jene älteste Poesie gieng aus einer harmonischen, gläubigen Weltansicht hervor, die neue Poesie der Deutschen dagegen aus einer zerrißnen, völlig disharmonischen und ungläubigen Ansicht der Dinge. Dort gieng man vom Ganzen zum Einzelnen über, und von dem Äußern zum Innern, vom objectiven All zur subjectiven Persönlichkeit. Das alte mythische Epos zerfiel in Dramen, und diese wieder in lyrische Charaktere, wie aus der Theokratie die Heldenkämpfe, und aus diesen die bürgerliche Freiheit hervorgieng. Äschylos begann den Homer ins Drama zu übersetzen, und Anakreon löste wieder die lyrischen Tiraden aus den Stücken des Euripides, wie Blüthen vom Baume los, und ließ sie als lyrische Blätter frei herumfliegen. Eben so löste sich aus dem alten Tempelbau die Statue los und trat frei und stolz in die Mitte der heiligen Hallen,

n die Mitte der Schöpfung, aus deren Schooß er sich endlich losgerungen. Dies war der ursprüngliche, natürliche Gang aller menschlichen, mithin auch der poetischen Entwicklung. Die neuere Poesie nimmt aber den umgekehrten Gang. Sie ist wesentlich eine Restauration und Reorganisation aus völlig aufgelösten anarchischen Elementen. Jene älteste Poesie, immer mehr sich zertheilend, zersetzend löste sich im römischen Zeitalter endlich völlig auf und gieng in fauligte Gährung über, bis nur dürre Knochen zurückblieben und auch diese zuletzt in Staub zerfielen. Da begann im christlichen Mittelalter der erste große Reorganisationsproceß, und eine neue Poesie schlug ihr großes Blüthenauge gegen den Himmel auf. Aber auch diese Blüthe welkte wieder, trug nur eine herbe Frucht in der didaktischen, spießbürgerlichen und satyrischen Zeit kurz vor und nach der Reformation, schrumpfte vollends elend zusammen und fiel in den Koth jener großen Heerstraße, welche die Nachbarn im dreißigjährigen Kriege durch Deutschland zogen. Zum zweitenmal aber reorganisirte sich die Welt, und in dieser Periode leben wir jetzt. Bedenkt man nun, daß die neue Poesie aus einer allgemeinen Auflösung sich reorganisiren mußte, so versteht es sich von selbst, daß sie nicht wie die Urpoesie des Geschlechts von einem Ganzen ausgehend sich ins Einzelne verbreiten konnte, sondern umgekehrt vom Einzelnen in concentrischer Richtung wieder ein Ganzes suchen mußte. [illegible] ...en Menschen mußte wieder ein poetisches

unsrer neuern und neuesten Dichter waren zuglei[illegible] Lyriker, vor allen Schiller und Göthe. Man da[illegible] behaupten, daß wir Deutsche mehr als irgend ei[illegible] andres Volk von Natur schon lyrisch gestimmt sin[illegible] Man spricht immer vom deutschen Herzen. Uns[illegible] Lyrik bestätigt das Daseyn dieser überwiegenden Ge[illegible] müthskraft. Schon die ältesten Denkmale der ger[illegible] manischen Vorzeit erwähnen unsrer Bardengesänge, im Mittelalter blühte ganz Deutschland in einem ein[illegible] zigen großen lyrischen Frühling, und jetzt bringt wie[illegible] der jedes Jahr viele tausend Lieder. Eigentlich ist der Faden der lyrischen Poesie in Deutschland nie ganz abgerissen, wenn auch allerdings verdünnt wor[illegible] den. Wir waren immer Gefühlsmenschen, und Lyrik ist die erste und einfachste Sprache des Gefühls. Unsre lyrischen Gedichte sind gleichsam Zinsen eines unermeßlichen Capitals von Gutmüthigkeit und Herz[illegible] lichkeit, das uns unter allen Umständen treu geblie[illegible] ben ist.

Lyrik ist die Poesie der Jugend, und die deut[illegible] sche Jugend hat von jeher mehr als irgend eine andre geschwärmt. Das Gefühl fließt über, und es ist die[illegible] sen jungen Dichtern wahrscheinlich mehr darum zu thun, zu singen, als gehört zu werden. Wie die Vögel im Frühjahr, zwitschern sie auf allen Zweigen und scheinen gar nicht zu wissen, daß ihrer so viele tausende sind und daß sie doch immer nur das alte Lied singen. Es drängt sie einmal, ihre [illegible] ren zu lassen, und die meisten verstu[illegible]

wenn der Frühling des Lebens vorüber ist. Daher die ungeheure Masse von lyrischen Dichtern und die Ähnlichkeit ihrer Lieder. Warum sollten sie auch die unschuldige Freude nicht haben, blühen doch auch viele tausend Blumen nebeneinander. Wenn sie nur nicht alle auf Unsterblichkeit Anspruch machen, so kann niemand etwas dagegen haben. Im Mittelalter war es auch schon so. Auch damals sangen unzählige Dichter und über dieselben Gegenstände. Wir können die Minnesänger nicht einzeln betrachten, es war ein ganzes Volk.

Es ist noch dieselbe Gemüthskraft, die damals zum Gesange trieb, wie jetzt, nur scheint sie damals mehr der Natur vertraut und gesunder gewesen zu seyn, jetzt ist sie mehr in Reflexionen verkümmert, und oft krankhaft. Die Begeisternng wird, statt aus der Natur, oft aus Büchern geholt, sie ist oft gelehrt, erkünstelt, überfeinert. Doch im Allgemeinen schlägt immer wieder die gesunde Natur vor.

Die lyrische Poesie drückt allgemeine Stimmungen des Gefühls aus, oder Gefühle bei besondern Gelegenheiten, die sich jedoch mehr oder weniger immer auf einen herrschenden Grundton im Gemüth zurückführen lassen. Es giebt im Allgemeinen nur vier solche vorherrschende Stimmungen des Gefühls, denen auch die Hauptarten der lyrischen Gedichte entsprechen. Sie richten sich nach den Temperamenten. Die [illegible]uinische Stimm[illegible]t die heitern, fröhl[illegible], die choleris[illegible]tzigen, krie-

wenn es unser ist. Die Weinlieder sind in Deutschland gewiß besser, als irgend wo anders, wie wir denn auch troß der Prahlereien einiger Fremden, noch immer die besten Trinker sind und bleiben. Aber auch in die Weinlieder hat sich ein falscher Ton namentlich durch die verschiedenen Zwecke der beim Weine sich versammelnden Gesellschaften eingeschlichen. Sie sind zu etwas verlängerten Toasten geworden. Der Freimaurer trinkt der Menschheit, der Soldat dem Kriege, der Liberale dem Vaterland und der Freiheit, der Student seinen kleinen Privilegien zu. Gemischte Gesellschaften aber haben eine gewisse Sorte von Liedern, die sie eigentlich nur beim Wasser singen sollten. Da heißt es, daß man beisammen sitze, daß man lustig trinke, daß man Bier oder Wein oder Punsch vor sich habe, daß dieselben schmecken und lustig machen, und dergleichen mehr, was sich für jeden von selbst versteht, der vor dem Glase sitzt, und lustig genug ist, überhaupt ein Lied anzustimmen.

Von dieser Art sind denn auch die Lieder, die im Allgemeinen eine freudige Stimmung ausdrücken, oder zu derselben auffordern sollen. Mit genauer Noth bezeichnen sie die leere Stelle, in welche der Dichter die Poesie hineingewünscht hat. Sie gleichen Überschriften auf Noten: Allegro, Andante etc. aber die Noten fehlen. Man ruft nach der Freude: komme doch, erscheine, steige herunter, Töcht[illegible]
-ls, sey unser Gast! oder man verkün[illegible]

ist da, die liebe Freude, nun sitzen wir fröhlich beisammen 2c.

Die cholerischen Lieder setzen eine hohe leidenschaftliche Flamme voraus, und werden selten gedichtet, wo diese Flamme nicht wirklich in des Dichters Busen lodert. Sie passen nur für exaltirte Zustände, und da man sich im gewöhnlichen Leben damit nicht sonderlich beliebt macht, so werden sie auch weniger erkünstelt. Ihr Gegenstand ist stürmische Begeisterung für Ehre, Freiheit, Vaterland und zorniges Entflammen gegen den Feind, das Laster, die Schwäche. Selten ist dieß Feuer der Leidenschaft rein persönlich, weil persönliche Leidenschaft selten poetisch ist. Meistentheils ist es eine gesellige, nationelle Begeisterung, die in diesen Liedern flammt. Unter jenen seltenen Feuerseelen, für deren persönliche Leidenschaft wir uns wegen ihrer Reinheit und Tiefe interessiren, steht unter uns Deutschen Hölderlin oben an. Der göttliche Wahnsinn dieses Dichters ist in seiner Art das Herrlichste, was die Poesie kennt.

Die jüngstvergangene Zeit der patriotischen Begeisterung hat eine große Menge Vaterlands-, Freiheits- und Kriegslieder hervorgerufen. Schon früher hatte Schiller den Grundton dazu angegeben. Körner, Arndt, Schenkendorf haben zu ihrer Zeit sehr zeitgemäß gesungen und wahre Begeisterung erweckt. Die schönsten Lieder [illegible] ie von Ludwig [illegible] tternde [illegible] freudig, herr- [illegible] r und [illegible] chtenlust.

Im vorigen Jahrhundert gab es auch eine große Menge didaktische, besonders moralische Gedichte, die jedoch in dem jetzigen sehr abgekommen sind. Sie waren niemals von poetischem Werth, wenn sie nicht wie die Lehrgedichte Schillers zugleich eine edle und große Leidenschaft und Begeisterung beurkundeten. Eben so haben jetzt die Fabeln abgenommen.

Im neuern Jahrhundert sind dagegen die Romanzen häufiger geworden. Wir sind aus der Theorie in die Erfahrung, aus dem philosophischen Gebiet ins historische übergegangen und so suchen wir auch in der Poesie lieber die Beispiele, als die Belehrungen. Unsre größten Dichter haben Romanzen gedichtet, und die Zahl der geringern Romanzendichtern ist nicht zu berechnen. Gewisse sehr beliebte Sagenstoffe sind zehn und zwanzigmal behandelt worden. Einer unsrer verdientesten Romanzendichter ist Gustav Schwab. Andre Dichter haben übrigens auch die Romanzen, wie alles, ins Gemeine hinabgezogen. Alle Thorheiten unsrer modernen Romane, fade Galanterie, matte Grausamkeit und schwächliche Resignation haben den alten Rittern und Damen in neuen Romanzen aufgebürdet werden müssen, und wir hören dabei nur das alterthümliche Versmaaß, wie das Echo von alten Burgtrümmern wiederhallen.

Die Volkslieder in besondern Mundarten, wie die von Hebel, sind nur als poetische Curiosa zu beachten. Sie unterscheiden sich von echten alten Volks-

liedern dadurch, daß sie nicht aus dem Volk hervorgegangen, sondern demselben angedichtet worden sind. Wie sehr der Dichter sich bemüht, ein Bauer zu scheinen, er bleibt doch immer nur ein Bauer aus der Theatergarderobe. Ich kann die Begeisterung für Hebel's und ähnliche Gedichte nicht theilen, sie widern mich vielmehr grade so an, wie die Schweizerinnen und Tyrolerinnen auf Redouten. Es ist eine alberne Affectation sogenannter Naivetät darin, die sich in der Wirklichkeit ganz anders verhält. Merkt man nun gar, daß der Dichter seinen Bauern wieder den längst versauerten Milchbrei politischer Kindlichkeit einpappelt und sie gleich einem Dorfschulmeister bei der Ankunft hoher Herrschaften zum Vivat einexercirt, so geht die Illusion gänzlich verloren und man sieht statt der Natur nur ein theatralisches Machwerk, wie die Götheschen Festzüge und gewisse Wiener Vorspiele.

Wir gehn zum Drama über. Wenn der Anfang unsres poetischen Zeitalters mehr lyrische Gedichte hervorgebracht hat, und im gegenwärtigen Augenblick mehr Romane zum Vorschein kommen, so ist die Mitte zwischen beiden vorzüglich von Schauspielen ausgefüllt. Die glänzende Zeit des Dramas ist jetzt schon vorüber, wenigstens unterbrochen, dagegen erlebt jetzt der Roman sein goldnes Alter.

Es verdient bemerkt zu werden, daß die Schauspiele fast ausschließlich der neuern [illegible] der deutschen Poesie angehören. Das Mi[illegible] groß

vor dieser gefährlichen Wollust aber wohl in A
nehmen.

Die Lustspiele sind in Deutschland noch g
nicht recht gediehen. Die witzigsten, und die a
meisten zum lachen reizen, sind nicht für die Büh
geschrieben. Die populärsten, die auf die Bretter
kommen und den lautesten Beifall finden, sind g
wöhnlich etwas gemein. Nur Dichter, die wie Ti
der Bühne selbst entsagen, dürfen dem Lustspiel sein
ganze unbändige Freiheit lassen, auf der Bühne selb
ist man ziemlich zahm und höflich. Tolle Possen u
Satyren werden dort nicht geduldet, außer wenn si
gemein und bäurisch sind, wie Rochus Pumpernick
und der Ritter Tulipan. Geistreiche feinerere Possen
mit Anwendung auf die Legion von Lächerlichkeiten
in unserm öffentlichen Leben, Komödien in der Ma
nier des Aristophanes wären etwas Unerhörtes. Man
bringt nur die kleinen Thorheiten einzelner Stände
und Individuen auf die Bühne, und ist ehrlich oder
dumm genug, die Kleinstädter immer nur in klein
Städten zu suchen. Auch glaubt man nicht lustig
seyn zu können, wenn nicht irgend ein sentimentales
liebendes Paar oder ein rührender Familienzirkel da
bei ist. Die lächerlichen Personen sind gewöhnlich
nur Nebenpersonen. Der Kreis, in dem sich die In
trigue dreht, ist nur ein Familienkreis. So kann
man den Komiker nicht zur Hauptperson macht u
jenen Kreis nicht auf das große öffentliche Leben au

sehnt, wird das Lustspiel stets beschränkt und kleinlich bleiben.

Die Bühne läßt uns im Wesentlichen zweierlei Gattungen von Lustspielen sehn, die sogenannten hohen und feinen und die niedern und gemeinen. Jene sind für die vornehme Welt und spielen in der vornehmen Welt. Sie sind gewöhnlich etwas langweilig und nie so gewandt und fein als die französischen derselben Gattung. Der Scherz wird hier immer durch die Rücksicht auf Höflichkeit und Etikette gemäßigt und gewöhnlich an die Bedienten, Soubretten und einige alte Karrikaturen gewiesen. Auch gestattet die deutsche Moral keine großen Freiheiten und statt liebenswürdigen Leichtsinnes sehn wir an den vornehmen Herren und Damen im Vordergrunde gewöhnlich nur steife Förmlichkeit. Von einer Freiheit, wie sie in Beaumarchais Figaro herrscht, ist bei uns gar die Rede nicht.

Weit besser sind die gemeinen Lustspiele für die gemeine Welt. Sie sind derb, oft unsittlich, aber wenigstens lustig und von rascherem Gange. Sie halten sich auch mehr an die Natur und haben ein weit reicheres Feld von Karrikaturen vor sich, als jene vornehmen Lustspiele. In dieser Gattung hat vorzüglich Kotzebue das Zwerchfell der Deutschen zu erschüttern gewußt. Merkwürdig ist bei fast allen diesen Lustspielen der Umstand, daß das Lächerliche fast immer mit dem Altmodischen identificirt wird. G[illegible]g deutsche Lustspiele, worin nicht irgend

[illegible]

[illegible] von [illegible] . [illegible] . [illegible]
[illegible] und Homer [illegible] [illegible] dem [illegible]
verwandten Engländer [illegible] und von Homer [illegible] und die [illegible]
Form. Diese Form [illegible] zu copiren. [illegible] Hauberschlag [illegible]

Frühere unsres eignen Volks rings um uns hergestellt und Welten über Welten entdeckt hatte, griffen die Dichter auch bald nach allen möglichen epischen Formen und ahmten sie in bunter Vermischung nach, vor allen Fouqué und Ernst Schulze.

Man kann nicht läugnen, daß unsre neuere und neueste epische Literatur an unzählichen Schönheiten überreich ist, doch besteht die ganze Ausbeute derselben durchgängig nur in solchen einzelnen Schönheiten. Ein vollkommen genügendes Ganze hat kein Dichter mehr zu Stande gebracht. Allen insgesammt schadet der Umstand, daß es Nachahmungen sind, sey es nun mehr der Sache nach, oder der Form. Man kann das Gedicht nicht mehr aus der Natur, nur wieder aus einem Gedicht entlehnen. Daher sind solche Dichter, wie nach Leonardo da Vincis Ausdrücke, die Maler, welche nicht nach der Natur, sondern nach der Manier einer Schule malen, nicht Söhne, sondern nur Enkel der Muse. Jene alten Dichter schilderten ihr Volk, ihre Zeit. Wie lächerlich ist es aber, wenn ein moderner deutscher Dichter die Muse Homer's anruft, und von seiner Leier spricht, oder in Ossian's Telyn zu greifen vorgiebt. Wie eckelhaft ist der Gedanke, daß ein Dichter, der möglicherweise so eben Kaffee getrunken hat und Tabak [illegible] schnupft, sich erdreustet, den Lesern vor[illegible] ganz und [illegible] Haut und Ha[illegible] Griechen o[illegible] Ritter des[illegible]ren. Si[illegible] schön

[illegible]

[illegible] Alten auf moderne, [illegible] Gegenstände anzuwenden, oder gar die [illegible] durcheinander zu [illegible]

[illegible] ganz eigenthümliches [illegible] Roman [illegible]

Helden [illegible] die unsrigen lassen sich [illegible] tig übt unser [illegible] der Weltverstand der [illegible] Erscheinungen des [illegible]

auf die ungeheure Masse der Romane. Folgte die Poesie im griechischen Alterthum der sinnlich-plastischen Richtung, und im christlichen Mittelalter dem einen geraden starken Strome der Gemüthskraft, so folgt sie jetzt nur dem Verstande nach allen Seiten und in alle Tiefen der Weltbetrachtung. Sie geht gleichsam hinter dem Verstande her, um alles zu genießen, was er entdeckt. Sie muß sich aber demzufolge von allen alten strengen Formen loswinden, und die allerfreieste Form wählen, und diese hat sie vollkommen im Roman gefunden. Es giebt keine freiere poetische Form, als die des Romans, wie es keinen freiern poetischen Geist giebt, als den des Romans, und wie überhaupt der Geist in unsrem Zeitalter nach Freiheit strebt.

Was das griechische Alterthum dichtete, gieng gleichsam zuvor durch das Medium des Sinnlichen. Es war plastisch geformt, bevor es in das Gedicht übergieng. Was das Mittelalter dichtete, gieng durch das Medium des Gemüths, der Begeisterung und Leidenschaft. Es war gefühlt, bevor es zum Worte wurde, bevor die Himmelsgluth im Schall und Rauch des Namens sich niederschlug. Was aber wir dichten, geht durch das Medium des Verstandes, der Betrachtung, Beurtheilung und Überlegung. Das ist das Charakteristische unsrer Poesie, und ganz vorzüglich unsres Romans, in welchem diese Poesie ihre eigentliche Heimath gefunden hat. Auch das unsicht-[illegible] mußte bei den Griechen den Sinnen

schmeicheln, im Mittelalter aber das Herz im tie-
Grunde bewegen, bei uns muß es dem Verstand
schmeicheln. Die Griechen übertrugen die schöne Na-
tur, das Mittelalter den Glauben, wir übertragen
unsre Wissenschaft in die Poesie. In letzterem aber
besteht das Wesen unsres Romans. Die griechische
Weltansicht war eine sinnliche, die mittelalterliche
eine fromme, die unsrige ist eine verständige. Die
Poesie hat sich immer diesen allgemeinen [illegible]
ten verschiedner Zeitalter angeschlossen, warum sollte
es die unsrige nicht auch?

Die verständige Ansicht der Dinge ist immer eine
epische, denn sie stellt sich am freiesten der Objecten-
welt gegenüber. Darum sagt ihr die epische Form
auch am meisten zu, und vorzüglich der Roman, weil
dieser die freieste epische Form ist.

Die noch immer frisch quellende Gemüthskraft in
unsrer Nation findet auch noch immer ihren unmit-
telbaren Ablauf in der Lyrik und im Drama. Der
immer mehr alles überflügelnde Verstand reißt aber
doch die meisten Dichter in die Romane fort, und
wie mehrere unsrer vorzüglichsten Dichter in der Ju-
gend Lieder gesungen, in der vollen Manneskraft
Schauspiele gedichtet und bei herannahendem Alter
Romane geschrieben, so zeigt sich auch in der Masse
des Dichtervolks ein ähnlicher Stufengang. Die Ro-
manschreiber nehmen reißend überhand, wie vor drei-
ßig Jahren die Schauspieldichter, und vor sechzig
Jahren die Lyriker.

Die verständige Weltbetrachtung des Romans
ht von einem Standpunkt aus, der sich außerhalb
s Betrachteten und über demselben befindet. Da-
r, einerseits die reine Objectivität, die treue Spiege-
ung, andrerseits die Ironie des Romans.

Den Übergang von der mehr lyrischen und dra-
natischen Stimmung unsrer Zeit bezeichnen zwar
ine Menge Romane, in denen die subjective Em-
pfindung des Dichters noch auf lyrische Weise vor-
waltet, besonders die eigentlichen Liebesromane des
vorigen Jahrhunderts, der Roman ist aber fortschrei-
tend immer objectiver geworden, und das neue Jahr-
hundert spiegelt in seinen Romanen weit weniger
mehr das Herz in Liebesgeschichten, als den Welt-
geist in den historischen Romanen. Zwischen beiden
steht der psychologische und philosophische Roman in
der Mitte. Er macht den Übergang von der Her-
zensergießung zur Zergliederung des Herzens. Er
strömt nicht mehr blos Empfindungen aus, sondern
er analysirt und vergleicht sie, und stellt sie ganz un-
ter die Herrschaft des ruhig betrachtenden Verstan-
des. Es ist dies, wenn man ein Beispiel haben will,
der Übergang von Göthe's Werther zu dessen Wahl-
verwandtschaften. Der psychologische Roman geht aber
wieder in den philosophischen über, der den betrach-
tenden Verstand über die Gränzlinie der Liebe hin-
ausführt und alle Reiche des Wissens für den poe-
tischen [illegible] anzubauen sucht, nachdem sie vom
Ge[illegible] und erobert [illegible]en. Hier geräth

der Roman ins Überschwengliche und fällt an den äußersten Gränzen der poetischen Darstellung unpoetischer Gegenstände entweder ins Wasser des Lehrgedichts, oder kehrt aus den luftigen Räumen der Philosophie auf den festen Boden der Wirklichkeit zurück, und hier findet er einen eben so freien und sichern, als unermeßlichen Spielraum in der Geschichte. Die Geschichte bereitet dem Dichter die Ideen und Begriffe der Philosophie schon auf eine poetische Weise zu. Sie verkörpert ihm die Philosophie, und wenn die Philosophie im Grunde genommen nichts weiter ist, als die Abstraction von den in Natur und Geschichte gegebnen Thatsachen, so thut die Poesie sehr wohl daran, ihren Gegenstand aus der ersten Hand zu nehmen.

Wir wollen diese Hauptgattungen unsrer Romane nun nach der Reihe näher betrachten. Zuerst den eigentlichen Liebesroman, den lyrischen. Er ist der älteste, und hängt sowohl mit den lyrischen Anfängen der neuen deutschen Poesie überhaupt, als auch mit den französisch-italienischen Mustern zusammen, denen damals noch die deutschen Dichter folgten. Selbst Wieland und Göthe sind vom Einfluß des Boccaccio, Voltaire und Rousseau noch nicht frei, und der ganze Geschmack an Liebesromanen läßt sich auf einen noch ältern Ursprung im Mittelalter zurückführen. Der Tristan ist die heilige, reine Quelle des gewaltigen, nachher so trüb und breit im Gelaufenen Stromes.

Wir finden verschiedne Gattungen von Liebesromanen. Die Liebe wird entweder sentimental, oder schon ironisch behandelt. Im letztern Fall geht sie auch ins blos sinnliche Gebiet über. Sie ist ferner entweder heroisch, oder idyllisch. Endlich ist sie mehr romantisch an ein getrenntes und gemeiniglich unglückliches Paar oder an das Familienwesen gebunden.

Die echte heroische Liebe, wie frühere Zeiten sie in Tristan und Ysolde, Cervantes in Persiles und Sigismunde, Shakespeare in Romeo und Julie geschildert, ist zwar in Schiller's und Tieck's Schauspielen wunderbar, herrlich wieder erwacht, aber die Prosa der Romane hat sich so hoch nicht verstiegen. In den Romanen nahm die Liebe einen weinerlichen und weichlichen Ausdruck an. Schwächlichkeit war ihr Charakter, und in deren Gefolge versteckte Sinnlichkeit und kokette Dezenz und Tugend. Die Helden dieser Liebe, Werther an der Spitze, dann Siegwart und das ganze Gewimmel von liebenswürdigen Jünglingen bei Lafontaine, sie alle waren Schwächlinge, und erwecken zwar Mitleid, aber auch eine gewisse Geringschätzung. Manneswerth soll überall gelten, und nichts ist wohl eine so gute Feuerprobe für ihn, als Liebe. Jene weibischen Liebhaber erproben aber diesen Werth sehr schlecht. Sie sind ohne Kraft, und ihre Liebe selbst macht sie nur verächtlicher, weil sie ohne Ehre ist. Chateaubriand läßt ein- [illegible] zum Eid die tiefsinnigen Worte sagen: [illegible] ich, Ro[illegible] daß du mich liebst,

bis du zeigst, daß du die Liebe der Ehre opfern kann.
Die Ehre ist beim Manne, was die Keuschheit bei
Weibe. Beide sind die Grazie der Liebe, sie sin
noch mehr. Ohne sie ist die Liebe nicht echt un
wirklich, weil schwache Männer und unkeusche We
ber nur buhlen oder Liebe heucheln können. Der He
roismus der modernen Schwächlinge besteht im wei
bischen verächtlichen Selbstmord, wie bei Werther
oder im kläglichen Weinen, wie bei Siegwart, oder
im conventionellen Entsagen, in der lauen Resigna
tion, wie bei Lafontaine. Diese Helden nennt schon
Lessing in einem Briefe an Eschenburg, wo er von
Werther's Leiden spricht, «kleingroße, verächtlichschätz
bare Originale.» Man kann sie nicht treffender be
zeichnen.

Jeder Mann, dem das Herz auf dem rechten
Flecke sitzt, wird einen gewissen Eckel und eine tiefe
Verachtung nicht unterdrücken können, wenn er Lie
besgeschichten dieser Art aus der Hand legt. Unter
dem andern Geschlecht aber können nur unerfahrne,
krankhaft sehnsüchtige Mädchen und kokette oder em
pfindsam tändelnde Weiber an dergleichen Liebhabern
im Leben oder in Büchern Gefallen finden. Ich will
nicht sagen, daß die Moral sich dagegen empören
soll. Man versteht unter der Moral leider seit ge
raumer Zeit nur jenes Sp[illegible] dieselbe kraft
lose Zeit an die Stelle [illegible] eit
hat, nur jene nergelnd[illegible]
[illegible]ur die ehrsame Scheinh[illegible]

rötenhafte Leidenschaftslosigkeit, die alles Feuer flieht. Diese Moral wollen wir nicht zu Rathe ziehn, wohl aber die höhere, die allein echte, die jeder Zeit gelten soll, die schon heidnisch war, wie sie noch christlich seyn soll, weil sie die allein menschliche ist, den Adel der Natur, das Kraft- und Ehrgefühl in reinen Herzen. Der natürliche Seelenadel des menschlichen Geschlechts empört sich gegen jenen Mißbrauch, den man mit dem heiligen Namen der Liebe treibt, gegen die Schwächlichkeit, die sich an das Höchste wagt und zagend davor zurückbebt, gegen die Selbsttäuschung, welche sophistisch jede Kraft lähmt, jede Reinheit trübt, oder die Schwäche trügerisch zu einer Kraft aufsteift und den Schmutz für Unschuld verkauft. Wir verlangen nicht, daß die Romane jener nüchternen, zaghaften Moral in die Hand arbeiten sollen. Sie thun es leider nur zu oft, denn es erscheinen gewiß eben so viel Liebesritter in den Romanen, welche der saft- und kraftlosen Tugend, ja der bloßen gemeinen Convenienz huldigen, als andre, welchen die Natur leidenschaftliche Streiche spielt. Man ist aus Mattherzigkeit fromm oder liederlich, beides läuft auf eins hinaus. Wir verlangen aber, daß der Roman, der die Liebe zu schildern und zu preisen unternimmt, jenem Adel der menschlichen Natur huldige, in dem allein die wahre Liebe begrün-

...nn den Liebeshelden nur zurufen: habt

...der Kraft ... noch einmal Kraft,

...sich fr... ...he, was denn

[illegible]

[illegible]

lung [illegible]

[illegible] sie gülten [illegible] aber [illegible] selbst [illegible] wie [illegible] ersaufen. [illegible] überhaupt [illegible] wer Liebe [illegible] wohl schon [illegible] aus Blut gemacht. [illegible] von denen [illegible] den. Aber [illegible] unschädliche, [illegible] ist an ihm zu [illegible] Frosch in den [illegible]

Wenn die [illegible] ... fast niemals [illegible] eine große [illegible] bewiesen. Für die [illegible]



und gemein, haben sie der niederländischen mit desto mehr Glück sich zugewandt. Unsre meisten Romane sind Familienromane, idyllische Gemälde des häuslichen Glücks oder Unglücks. Da man einmal die Wirklichkeit copiren will, findet man natürlich auch mehr Originale von gemeinem Familienleben, als von heroischer Liebe. Es fragt sich, ob das Unvermögen der Romanschreiber das Streben nach treuer Copie, oder ob dieses Streben jene trivialen Produkte ursprünglich erzeugt hat? Ohne Zweifel hat beides sich die Hand geboten. Allerdings können die meisten Autoren, besonders aber die dichtenden Weiber, nichts Besseres machen; doch haben auch große Dichter, wie namentlich Göthe, dieses Jagen nach Natürlichkeit zur Mode gemacht, indem sie die Natur musterhaft nachahmten.

Unsre Familiengeschichten enthalten eine ziemliche barocke Mischung von patriarchalischem Judenthum und christlicher Romantik. Wie im alten Testament sich alles nur um die Kinder Israel in Masse, um den Samen Abrahams, Isaaks und Jakobs bewegt, so daß das Interesse für irgend eine ausgezeichnete Individualität immer unter dem für die Sippschaft untergeht, so gelten auch in unsern Familiengemälden, wie in Göthes Hermann und Dorothea, Voßens Louise, in den Romanen von Lafontaine und unzählig[illegible] inzelnen Personen nur als Glieder ei[illegible] scheint man gefühlt zu haben, [illegible]eresse de[illegible] tpflanzung

und Ausbreitung ein wenig zu niedrig sey, und hat ein höheres Interesse heroischer Liebe in den Liebschaften der Kinder, oder auch im Ehebruch der Eltern damit zu verweben gesucht. So ist denn die Hauptgattung unserer Romane eine Mittelgattung zwischen Liebes- und Familienroman.

Der Familienroman macht den Übergang vom Liebesroman zum psychologischen. Vor der Hochzeit liebt man, nach der Hochzeit beobachtet man mehr. Der Roman trat förmlich aus dem Brautstand in den Ehestand über, und zugleich kam in die Liebe der große Bruch. Ein glücklicher Ehestand taugte nur für die Idylle, der Ehebruch aber desto besser für die Darstellung unzähliger psychologischer Erscheinungen, die aus dem Mißverhältniß der Pflicht und der Lust entspringen.

Im psychologischen Roman hat sich der Verstand bereits von den subjectiven lyrischen Aufwallungen frei gemacht und stellt sich die Welt der Erscheinungen ruhig betrachtend gegenüber. Wie der eigentliche Liebesroman noch dem katholischen Mittelalter verwandt ist, so gehört der psychologische schon völlig dem protestantischen Zeitalter an und fällt in den Anfang des sogenannten philosophischen Jahrhunderts. Wir haben früher gesehn, wie die Philosophie bis zu dem Wendepunkt, der mit Kant eintrat, mi[illegible]
bereitungen und [illegible]chologisch[illegible]
chungen beschäft[illegible] England
darin den Deutſ[illegible] sie [illegible]
weit erreichten, [illegible]ie tr[illegible]

ie Psychologie auf dem poetischen, wie auf dem wis-
enschaftlichen Gebiet, und an die Untersuchungen vom
Hemsterhuis, Hume, Locke, Burke reihten sich die
psychologischen Romane von Richardson, Fielding,
Goldsmith, Sterne, Smollet. Die Engländer übten
damals einen großen Einfluß auf die Romanenlite-
ratur des übrigen Europa, wie jetzt durch Walter
Scott. Selbst die Franzosen führten den psycholo-
gischen Roman bei sich ein, le Sage, Scarron, Di-
derot, und in gewißem Sinn Rousseau. Die Deut-
schen folgten bald thätig nach.

Der psychologische Roman, der denselben Ur-
sprung und Weg nahm, wie später der historische,
war auch in der That nur ein Vorläufer des histo-
rischen. Er schob die allgemeine philosophische Ge-
schichte des Menschen voran, ein Jahrhundert später
folgte die nationelle oder eigentliche Geschichte nach.
Das Thema des psychologischen Romans war der
Mensch als Individuum oder als allgemeine Abstrak-
tion, das des historischen Romans ist der Mensch in
der Gattung, in Nationen, Ständen, Örtlichkeiten
und Zeitaltern.

Weil der psychologische Roman unmittelbar auf
den Liebesroman folgte, spielte die Liebe darin noch
eine große Rolle. Doch sie ward mehr objectiv auf-
gefaßt, als bisher; man verfolgte scharfsinnig und
mit [illegible] ihre psychologischen Erscheinungen, mehr
um [illegible]troffenes Bild der menschlichen Seele
in i[illegible]chen und [illegible]men Falten zu geben,

[illegible]

[illegible] immer [illegible].

Auf der [illegible] suchungen [illegible], [illegible] Roman [illegible] nen Systeme Fichte's [illegible] Schelling's [illegible] tern folgten. [illegible] geheimsten [illegible] zu [illegible] bildlich irgend ein Ideal [illegible]. Der [illegible] Roman sollte dazu dienen, [illegible] ganz anschaulich [illegible]. [illegible] standen religiöse Romane, [illegible] und politische, ferner moralische [illegible] gische, zuletzt Kunst- und Künstlerromane. Der Haupt- zweck war der Vortrag eines Systems, einer beson- ten Meinung und Lehre oder mannichfacher Phanta- sien über einen philosophischen Gegenstand. Dieser Zweck ward aber verfehlt. Die Philosophie [illegible] nur [illegible]. Man [illegible] anken, die [illegible] vortragen wollte, eine [illegible] lich, und widerlegte

in andern Personificationen. Sie sind unter den
manen, was die Lehrgedichte unter den Liedern.
ß sie in der neuern Zeit überhand nehmen, scheint
iselben Grund zu haben, aus welchen die histori-
en Romane oder die romanisirten Historien in Wal-
: Scotts Geschmack so sehr um sich greifen. Man
t sich ein wenig am Thema der Liebe erschöpft,
an denkt an ernstere Dinge, die Form des Romans
etet sich aber auch dafür als sehr annehmlich dar.
ie philosophischen Romane von Bauterweck, Fries
nd andern, meist Kantianern, leiden an einem ge-
issen Etwas Mangel, das ich nicht deutlicher als
it der attischen Grazie und mit den Namen Wie-
and und Lucian bezeichnen mag. Die theologischen
Romame, z. B. Wahl und Führung, machen mit der
heologischen Polemik wahrlich noch weniger Glück,
ls jene mit der philosophischen, und nur wenn sie,
wie der famöse Sebaldus Nothanker, zugleich ein psy-
chologisches und historisches Interesse gewähren, mö-
gen wir sie mit Vergnügen lesen. Die politischen
Romane sind etwas, das der wahren Politik und dem
wahren Roman widerstrebt, denn entweder geht die
Politik im Ehebett, oder die Liebe auf der Tribune
unter. Die pädagogischen Romane sind interessant,
wenn sie psychologisch sind. Unstreitig aber sind die
ästhetischen Romane die passendsten, theils weil es fast
immer [illegible] Dichter sind, die in dieser Form
dichte[illegible] Gegenstand, sey es nun die
Kunst [illegible] der Künst[illegible] sein Leben

ner wie im Bauche. Er sitzt dort gemächlich [illegible]
angekettet, vor ihm ein frischer Heuberg von [illegible]
Leipziger Messe, hinter ihm ein Mist- und Li[illegible]
turberg, und es frißt und widerkäuet in einem [illegible]

Armes, mißbrauchtes Publikum, und dennoch [illegible]
du weniger zu bedauern, als die leibeignen Po[illegible]
denen in einem so verarmten Zeitalter auch das [illegible]
Geschlecht der Weiber bei der rohen Arbeit he[illegible]
muß, zur thierischen Stumpfheit oder zur Dum[illegible]
oder zur Verrücktheit abgeschwächt von dem [illegible]
Sonnenstich des schattenlos herrschenden [illegible]
der lebendige Organismus aller Lebensverhältni[illegible]
allmählig in ein mechanisches Rechenexempel [illegible]
löst hat, und der gemeine Geldwucher selbst i[illegible]
Politik, dem Brennpunkt des thätigen Lebens, [illegible]
schend geworden, so darf man sich kaum wu[illegible]
daß auch das sinnige, poetische Leben jenem K[illegible]
geist dienstbar wird. Gleichwie die holländische [illegible]
pagnie das uralte mythische Land Ostindien i[illegible]
sitz genommen, um von dort aus, statt des [illegible]
Käse- und Spitzenhandels, seine Gewürzkräme[illegible]
treiben, so hat eine andre Compagnie den alten [illegible]
schen Dichterwald an sich gebracht, sofort nie[illegible]
schlagen und eine ungeheure Fabrik daraus [illegible]
menzezimmert. Wie nun in einer Tabaksfabr[illegible]
Herren cassiren, während die Arbeiter säen, [illegible]
zen, schneiden, baizen, trocknen und Packete [illegible]
und das Publikum M[illegible]e und leere [illegible]
Schaumköpfe hinhält [illegible]en und [illegible]

uß und Lob zu rauchen, so sitzen in der großen bel=
etristischen Fabrik die Verleger zwischen ihren Gold=
säcken, und die unglücklichen Poeten müssen um das
Tagelohn arbeiten.



Kritik.

Wir werfen den Blick zuletzt auf die kritische Literatur, deren zunehmende Masse uns in Erstaunen setzt und uns hinlänglich darthut, welchen Einfluß sie auf das Ganze der Literatur behauptet. Die echte Kritik hat ein eben so nothwendiges als edles Geschäft zu verwalten. Wie das Denken durch Überlegen, so wird die Literatur durch Kritik fortgepflanzt. Jedes neue Buch begründet das Recht seines Daseyns nur auf die Kritik seiner Vorgänger. Am Faden der Kritik wächst und reift ein Geschlecht über das andre hinaus, und es wird in Einem fort mit der einen Hand gestritten, mit der andern gebaut, wie am Tempel zu Jerusalem.

Die Kritik ist, sofern sie einzelne Wissenschaften betrifft, auch ein integrirender Theil der Literatur derselben. Darüber hinaus aber sind kritische Überblicke über die gesammte Literatur nothwendig geworden, und dies Bedürfniß hat sich an das der literarischen Anzeigen überhaupt auf die natürlichste Weise

ingeschlossen. Man wollte wissen, was ist in der
Literatur erschienen, und welchen Werth hat es?
und so knüpften sich die Recensionen an die Buch-
händleranzeigen, und wie die Bücher periodisch er-
schienen, so wurden sie auch periodisch besprochen,
die kritische Literatur wurde wesentlich eine perio-
dische.

Die periodische Form und die ausschließliche
Rücksicht auf das Neue bedingen dieser Literatur so-
gleich eine gewisse Einseitigkeit. Sie wird dadurch
von dem wahren kritischen Interesse entfernt und ei-
nem merkantilischen Preis gegeben. Eine Menge neuer
Werke sind gar keiner Kritik werth, aber sie müssen
angezeigt werden, weil sie einmal in den Buchläden
stehn. Ein gutes Werk wird zufällig schlecht recen-
sirt oder gar übergangen, und ist einmal der Zeit-
punkt vorbei, ist es nicht mehr neu, so denkt man
nicht mehr daran. Die Menge und Wichtigkeit der
auf diese Art vergessnen oder falsch beurtheilten Werke
ist so groß, daß Jean Paul mit vollem Recht eine
Literaturzeitung für Restanten vorschlagen konnte,
die ausschließlich literarischen Rettungen in Lessing's
Manier gewidmet werden müßte. Man sollte in der
That einmal einsehn, daß die Kritik kein bloßer Jahr-
markt seyn darf, wo man im Gedränge der Gegen-
wart sich überschreit, um seine Waare anzupre
und andre zu verdrängen. Mit Hülfe der Bestech
der Mode oder des Zufalls gewinnt oft ein u
würdiges Buch in zehn Blättern ein

und eben so oft wird ein vortreffliches verkannt, beschimpft und vergessen. Was verjährt ist, fällt außer dem Cours; aber die Kritik kann doch an das ephemere Interesse nicht gebunden seyn? In den Tagblättern herrscht überdem die Mode auf eine tyrannische Weise. Die Kritik, die von einem festen Punkte aus alle Bewegungen der Literatur prüfen sollte, wird selbst in die Richtungen derselben fortgerissen, denn es ist dasselbe Interesse, was die Bücher, wie die Recensionen in der Lesewelt verbreitet und für beide Käufer sucht.

Die Recensiranstalten selbst sind öfters nur entweder Ehrenthalber oder des Gewinns wegen gegründet, und in beiden Fällen wird fabrikmäßig recensirt. Die Universitäten geben ihre Zeitschriften sehr oft nur heraus, um nicht den Vorwurf der Unthätigkeit und Obscurität zu leiden, und man füllt die Blätter ex officio, so gut es gehn mag. Die meisten andern Zeitschriften sind Unternehmungen von Buchhändlern, auf Gewinn berechnet, und hier sitzen die Recensenten förmlich wie Fabrikarbeiter und schaffen ihr Pensum. Dieses handwerksmäßige Kritisiren bringt denn jene ungeheure Menge von Recensionen hervor, die niemand übersehn kann. Überall sind dergleichen Fabriken angelegt, und von einer Mehrzahl hungriger Magen und seichter Köpfe besorgt, die in den Tag hinein schreiben, was [illegible] im nächsten Jahr kein Mensch mehr lesen [illegible]

Im Allgemeinen scheiden sich die kritischen Zeitschriften in gelehrte und belletristische, und die gelehrten wieder nach besondern wissenschaftlichen Fächern in theologische, medicinische, pädagogische, juridische ꝛc. Der im Anfang dieses Buchs berührte Unterschied der Gelehrten und Naturalisten herrscht in der kritischen Literatur noch auffallend vor, und gerade hier ist er am schädlichsten. In der Kritik wenigstens sollte der Geist der Nation sich selbständig über die innern Unterschiede und Spaltungen in der Bildung und den Meinungen erheben. Hier sollten den Laien die Resultate der Wissenschaft, und den Stubengelehrten das Leben und die Poesie vermittelt werden. Die Kritik sollte alles für alle würdigen. Dazu ist ihr eine selbständige Literatur angewiesen. In ihr, wie in einem großen Spiegel sollte die Nation sich selbst betrachten und in einem klaren Überblick alle Wirkungen ihres Geistes kennen und schätzen lernen. Freilich fehlt uns noch das Publikum, das sich für alles interessiren könnte; der Gelehrte hier, die ästhetische Dame dort haben das dritte Element noch nicht gefunden, in dem sie sich verständigen könnten. Wer von der galanten Welt mag die gelehrten Noten in den Literaturzeitungen, und wer von den Gelehrten mag das ästhetelnde Geklatsch in den belletristischen Blättern lesen? Aber es sollte eben ein[illegible]nelle Kritik geben, die weder jene No[illegible] Gelehrten, [illegible] Geklatsch f[illegible]nd Stutze[illegible] eine

pere
ulire Würdigung aller aus der Nation hervorgegangner und für sie bedeutsamer Geisteswerke gewährte. Dadurch könnte das Publikum, das uns fehlt, geschaffen werden, und ohne Zweifel wird der strenge Gegensatz von Gelehrten und Naturalisten sich einst in die Einheit eines allgemeinen nationellen Publikums so gut auflösen, wie dieß bereits in Frankreich und England der Fall ist. Sichtbar herrscht auch bei uns ein Bedürfniß, zu einer gemeinschaftlichen, nationellen Bildung zu gelangen und alle nationellen Erscheinungen zu begreifen.

Neben dem Gegensatz zwischen Gelehrten und Naturalisten herrschen in unsrer kritischen Literatur noch alle die Gegensätze zwischen einseitigen Parteien. Es giebt ausschließliche Journale für die Katholiken und Protestanten, und wieder für die diesen untergeordneten abweichenden Parteien, für verschiedene Schulen in der Medicin ꝛc. Sie sind der Tummelplatz der Polemik.

Die Polemik besteht entweder zwischen Parteien, oder nur zwischen Personen, und leider ist fast alle Polemik in Deutschland persönlich. Man kann sich nur zu wenig von der Persönlichkeit losreissen, und verwechselt sie beständig mit der Sache. In der neuern Zeit, wo alles in Gährung ist, wo so viele Meinungen durcheinanderrasen, ist die Polemik natürlich zur höchsten Blüthe gekommen. Die Händel aller Zeiten wi[illegible] sich in der [illegible] allen

Zweigen der Literatur wird gestritten und jedes neue Jahr bringt mit einer neuen Ansicht neue Fehden mit.

Durch die Polemik haben die Schriftsteller selbst zu ihrer Herabwürdigung vor dem Publikum das Meiste beigetragen. Nicht nur die Masse der Streitigkeiten, auch der Haß der Streitenden hat zugenommen. Es giebt keine Absurdität, keine Dummheit oder Schlechtigkeit, welche Gelehrte nicht, ich will nicht sagen, begangen, aber doch sich öffentlich vorgeworfen hätten. Auf die Laien mußte dieß freilich verderblich wirken, es mußte die Wissenschaft in ihren Augen herabsetzen, denn die Würde ist so unzertrennlich von der Wissenschaft, daß, wenn jene verletzt wird, diese selbst und ihre Bekenner es entgelten müssen. Der Schatten, den ein Gelehrter auf den andern warf, ist auf ihn selbst und auf den ganzen Stand zurückgefallen, ja noch mehr, die Wissenschaften selbst sind dem rohen Haufen verdächtig geworden, weil er urtheilen mußte: alle diese Perfidie kommt von den Büchern her. Jede Wissenschaft ist anständig, wenn auch der eine Gelehrte nur diese, der andre nur jene als die höchste achtet, und die Würde der Wissenschaft soll auf ihre Bekenner nicht minder einfließen, als die Würde des Göttlichen auf die Priester. Ein grober, verläumderischer Gelehrter ist so verächtlich, als ein unwürdiger Priester.

Das Tadeln entspringt nicht immer blos aus der [illegible] sondern oft auch aus einem ökonomischen [illegible] Recensiranstalt. Man liest viel lieber

fortgedauert. Katholiken und Protestanten stritten immerfort, Anfangs auch die Lutheraner und Reformirten, dann wütheten die Orthodoxen gegen die doppelte Neuerung einerseits der Philosophie und des Rationalismus seit Thomasius und Wolf, andrerseits des Pietismus seit Philipp Spener. Der Kampf der Protestanten gegen die Katholiken entzündete sich vorzüglich in den frühern Fehden gegen die Jesuiten, besonders um die Zeit, da dieser Orden aufgelöst, und um die Zeit, da er wieder hergestellt wurde. Die Heerführer der Protestanten sind neuerdings Voß, Paulus, Krug, Tzschirner, der Katholiken Görres, Haller, Gügler ꝛc. Der Kampf der Theologen gegen die Rationalisten und Naturalisten wurde fortgesetzt gegen Lessing, Reimarus, Nicolai, Barth, Fichte ꝛc. Als Pietisten wurden besonders Zinzendorf, Lavater, Stilling, als mystische Schwärmer Gasner, Hohenlohe angegriffen. In der Philosophie haben sich alle Schulen angefeindet, besonders aber haben Fichte und Schelling den heftigsten Streit mit den neuern Kantianern gehabt. In den Naturwissenschaften erregte vorzüglich der Magnetismus wilde Fehden, ferner Gall's Schädellehre, die Homöopathie ꝛc. In antiquarischen Wissenschaften sind die Fehden zwischen Klotz und Lessing, Voß und Creuzer die berühmtesten geworden. In der Pädagogik hat Basedow, Pestalozzi und später die Turnkunst die meisten Gegner gefunden. Endlich im Kunstgebiet sind Godsched, Lessing, die Brüder Schlegel, und neuer-

dings Tieck die stärksten Polemiker gewesen, nicht zu gedenken der Klopffechtereien in der allgemeinen deutschen Bibliothek, ferner eines Kotzebue und Müllner.

Die trefflichsten polemischen Schriften, wahre Kunstwerke, sind von Lessing, Fichte, Schelling, Görres, den Brüdern Schlegel und Tieck; die derbsten von Godsched, Klotz, Voß, Kotzebue, Merkel, Müllner.

Der allgemeinste Fehler der deutschen Kritik ist die Kleinigkeitskrämerei in Rücksicht sowohl auf Sachen als auf Personen. Jeder Kritiker sollte immer die Nachwelt vor Augen haben, immer nur das schreiben, was auch der Nachwelt von Interesse seyn könnte. Die meisten scheinen es aber zu fühlen, daß sie gleich Eintagsfliegen nur bis zum Sonnenuntergang leben, darum stechen und beißen sie sich lustig herum, so lange sie können. Die Gelehrten nagen in ihren Kritiken auf eine gar erbärmliche Weise an den Buchstaben herum, und die Belletristen nicht viel besser.

Die häufigsten Recensionen sind die schlechtesten, nämlich die, welche nur einzelne Stellen eines Werks aus dem Zusammenhang des Ganzen reißen und sofort mit einer witzigen Lauge oder mit widerlegenden Citaten begießen. Das Erste trifft gewöhnlich belletristische, das Zweite gelehrte Werke. Selten wird der Geist eines Werks aufgefaßt [illegible] terisirt, desto öfter werden einzelne ganz un[illegible] rthümer oder Sprachfehler, ja sogar [illegible] rügt. Dies kommt daher, daß nur wenige [illegible] ein

Buch in seinem Zusammenhange verstehn, oder nur lesen, denn die meisten begnügen sich mit einem bloßen Durchblättern. Dieser Kleinigkeitsgeist gefällt sich vorzüglich auch in Persönlichkeiten. Statt unbefangen das Buch zu betrachten, stellt man sich lieber den Autor vor, und macht ihn mit oder ohne Grund lächerlich. Aber nicht nur Bücher, sondern auch Kunstwerke und namentlich Sänger und Schauspieler werden auf diese jämmerliche Weise kritisirt. Man kann unter hundert Kritikern immer darauf rechnen, daß neunundneunzig sich blos mit Einzelheiten statt mit dem Ganzen, und blos mit Persönlichkeiten, statt mit der Sache befassen. Deßfalls ist namentlich unsere Theaterkritik das Schändlichste und Elendeste unsrer Literatur, oder, wie Tieck sagt, ihr Auskehricht.

Was soll am Ende aus unsrer kritischen Literatur, was soll aus der unermeßlichen Menge von Journalen werden? Man gehe auf eins der Museen, wo sie in einiger Vollständigkeit seit dreißig und mehr Jahren in großen Bibliotheken zusammengehäuft liegen und muthe einem Enkel zu, alle das Zeug zu lesen.

Es scheint, als ob hier das Heil nur von einer auserlesenen Gesellschaft gelehrte[illegible] [illegible]enialer Männer zu erwarten wäre, die sic[illegible] [illegible]weck einer bessern Kritik verbinden, und [illegible] [illegible]haltvollen, umfassenden und einigen [illegible] [illegible]tischen [illegible]rikation und polemischen B[illegible] [illegible]

wünschtes Ende machen sollten. Man kann sich deß- falls ein Ideal ausmalen, aber ob es in unsrer Zeit realisirt werden dürfte, muß bezweifelt werden. Es giebt zwar geniale Kritiker genug und einzelne vor- treffliche Kritiken finden sich in gelehrten und belle- tristischen Journalen überall zerstreut. Die Kräfte wären da, aber die Vereinigung derselben ist nicht möglich. Hier stehn sich die Parteiansichten allzuschroff entgegen. Wo Einheit herrschen soll, kann immer nur eine Partei herrschen, und dieser werden sich die entgegengesetzten Parteien mit allen ihren Kräften entziehn. Die herrschende Partei kann durch ihren großen Anhang unterstützt zwar die höchste Autorität usurpiren, aber diese wird von den unterdrückten Par- teien nie anerkannt und die Opposition derselben wird in dem Maaß heftiger werden, als jene anmaßender wird.

Wie aber, wenn eine solche kritische Gesellschaft ohne eignen Zweck sich einem fremden, etwa politi- schen Zweck hingäbe, und durch einen gewissen poli- tischen Nachdruck sich das Monopol der Kritik zu verschaffen wüßte? Liegt der Gedanke zu fern, daß ein philosophischer und wissenschaftlicher Jesuitismus entstehn könnte, der unter veränderten Umständen für den politischen Abso[illegible] werden wollte, was der religiöse für den [illegible] gewesen? daß an die [illegible]e des geregel[illegible]us ein geregelter So- [illegible]s treten kön[illegible] Mittel der Dialektik [illegible]n werden k[illegible]inst alle[illegible]el der

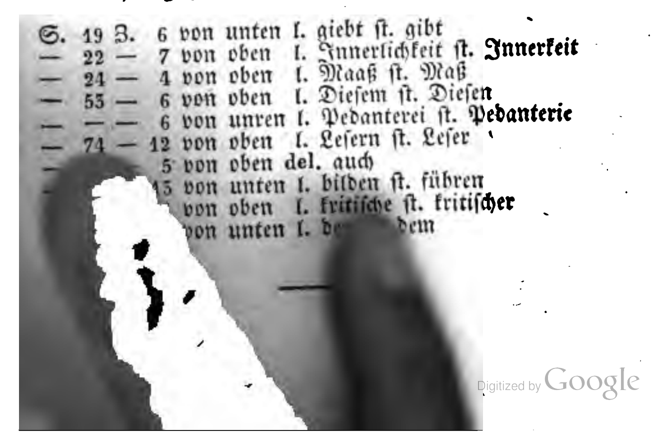
Schwärmerei aufgeboten wurden, daß die sogenannte Vernunft zu dem gemißbraucht werden könnte, wozu einst die Unvernunft und der Aberglaube gebraucht wurden? Sollte der immer älter und klüger werdende Despotismus nicht ein neues Ministerium der Kritik errichten oder das Arrondirungswesen ins Gesterreich hinüberspielen, und nach Erlassung eines gnädigen Besitzergreifungspatentes die administrativen Behörden darin niedersetzen? Manche haben es neuerdings gefürchtet, aber eine wirkliche Gefahr droht nicht eher, als bis alle Pressen Regale werden, und es wäre mehr als hypochondrisch, auch dies noch befürchten zu wollen.



Druckfehler.

S. 12 Z. 15 von oben lies Mikrokosmus statt Mok[illegible]kosmus
— 13 — 13 von oben l. durch st. auch
— 15 — 7 von oben l. eine st. einer
— 30 — 15 von oben l. des Bekannten st. das Bekannte,
— 38 — 15 von oben l. beruhte st. beruht
— 48 — 11 von oben l. nie st. wie
— 64 — 14 von oben l. vor st. von
— 73 — 2 von oben l. zwingen st. erzwingen
— 94 — 3 von oben l. unter dem Romantischen st. das Romantische
— 114 — 3 von unten l. beengenden st. bewegenden
— 145 — 12 von oben l. ausführen st. aufführen
— 163 — 2 von unten l. eigenthümlicher st. eigenthümliche
— 195 — 15 von oben l. zum st. und
— 212 — 1 von oben vor das Resultat setze ein :
— — — 13 von unten hinter Anwendung setze ein ,
— 221 — 12 von unten l. , dem ein st. dem, ein
— 246 — 7 von oben l. konnten st. könnten
— — — — — — organisirende st. orgarnisirende
— 251 — 8 von oben l. Reime st. Reimen
— 259 — 2 von unten l. kämpfte st. kämpft
— 278 — 14 von oben l. schwächlicher st. schmählicher
— 281 — 2 von oben l. von st. vom
— 285 — 10 von oben l. Bouterwek st. Bauterwek

Nachtrag zu den Druckfehlern im ersten Theil.


S. 19 Z. 6 von unten l. giebt st. gibt
— 22 — 7 von oben l. Innerlichkeit st. Innerkeit
— 24 — 4 von oben l. Maaß st. Maß
— 53 — 6 von oben l. Diesem st. Diesen
— — — 6 von unren l. Pedanterei st. Pedanterie
— 74 — 12 von oben l. Lesern st. Leser
— [illegible] 5 von oben del. auch
— [illegible] 15 von unten l. bilden st. führen
[illegible] von oben l. kritische st. kritischer
[illegible] von unten l. [illegible] dem



In der Verlagshandlung dieses Werkes sind erschienen:

Deutschland,
oder
Briefe
eines
in Deutschland reisenden Deutschen.

Zwei Theile. gr. 8.

Ein Recensent in der Leipz. Lit. Zeit. sagt über dieses Werk unter anderm: Wir haben wenige Reisebeschreibungen, die sich mit unserem Vaterlande beschäftigen, von gleichem Werthe, den man der gegenwärtigen zuerkennen muß. — Der Verf. derselben, der sich nicht genannt, scheint uns in sich alle Eigenschaften zu vereinen, die ihn zur Lösung seiner Aufgabe eignen: Kenntniß der Länder und Menschen durch eigene Ansicht und Umgang, der Statistik und der ältern und neuern Geschichte; er hat eine große Belesenheit, ein richtiges Urtheil, Witz und Laune, Bekanntschaft mit fremden Völkern und andern Ständen, als den seinigen, so daß er sich in seinem Ausspruche über den Gehalt der Menschen und der Dinge weder kleinstädtisch, oder kleinstaatisch, noch einseitig oder befangen zeigt. — Mögen auch Risbecks „Briefe eines reisenden Franzosen" sich leichter und angenehmer lesen lassen, durch die Persönlichkeit bedeutender Menschen, die er höchst freimüthig, manchmal boshaft behandelt, mehr anziehen; dann hat gegenwärtiges Werk doch mehr innern Gehalt, und lehrt uns die Länder, durch die es uns führt, und ihre Bewohner weit besser kennen. Kurz wir dürfen es mit dem besten Wissen und, als ein gutes Werk empfehlen, und zu den erfreulichsten Erscheinungen in dem Gebiete unserer Literatur zählen, die in der spätern Zeit eben nicht besonders reich an solchen Schriften ist. Der erste Band — wir erwarten die folgenden recht sehnlich — enthält in 36 Briefen eine allgemeine statistische Uebersicht unseres Gesammt-Deutschlands, die sehr zweckmäßig vorausgeschickt wird, und mit vieler Einsicht und großer Wahrheitsliebe geschrieben ist, die Beschreibung der Reisen des Verfassers durch das Königreich Würtemberg, das Großherzogthum Baden und das Königreich Baiern, ohne jedoch die Gränzen des Rheins zu überschreiten.

steht mit Recht diese oben an. Sie ist ohne al
schaft geschrieben, und besteht blos aus Reden un
unterhaltungen, so wie aus Verhandlungen seine
raths, des Tribunats und gesetzgebenden Körpers;
und Stelle niedergeschrieben, tragen diese Reden u
handlungen den Stempel des größten Kanzleig
nisses, und verdienen schon deßwegen mehr Glau
Vertrauen als die von Las Cases, O'Meara, Anto
bekannte, indem solche nie bestimmt waren, öffen
macht zu werden, wie es bei den Schriften der Le
Fall war.

Thibaudeau ist mit den Bewunderern dieses
len Mannes, über die Tiefe seines Geistes, seinen pra
Sinn und seinen unerschütterlichen Willen einverst
greift aber dabei keinem Urtheil vor, sondern gibt
fälscht wieder, was er von Napoleon sah und hörte

Neben einem männlichen Styl findet man die s
tigste Auswahl alles dessen, was dem Philosophen
Staatsmann bei der Beurtheilung des Helden leiten
woraus er sehen kann, welchen Weg Napoleon einsc
um das Ziel, das er sich vorgesteckt hatte, zu erreichen.



2,185
m. v. Mandy. 2,228. 202 f. 184 f. Napoleon 2,195.
d. Liebe 2,218 f. 1,84 f.

Gellert 1,3.

Hoffmann 2,105.

J. Paul 2,231.

Kant 1,182 f.

Klopstock 2,230 f.

[illegible] 2, [illegible] ff 217 f. 121. 108. 1,224 die Liebe 2,127. 150. [illegible]

Göthe 2,205. 140. (Faust)
1,121 f. 184.
Heine 2,155 ff.

die Philologie 1,194.

[illegible] 2,79. 1, [illegible]

Platon [illegible]

Rangaf 2,131.

[illegible] 2, [illegible] ff 114
1,49, [illegible] 126

W. Scott 2,18[illegible]

[illegible] 1,177 f. 2,96. 137. [illegible] 2,96, [illegible] [illegible] 2,189 f.

Novalis 1,185 f. 2,96. 138. [illegible] 2 [illegible] 98 f. 286.

[illegible] 1,18. Uhland [illegible]
2,193.

[illegible] 1,194.